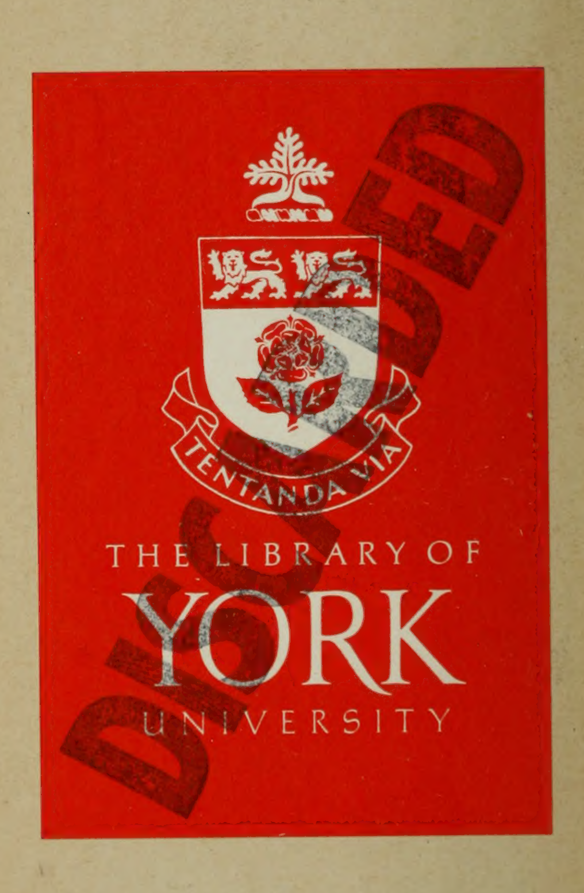
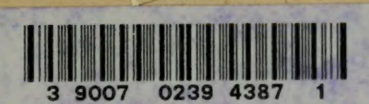


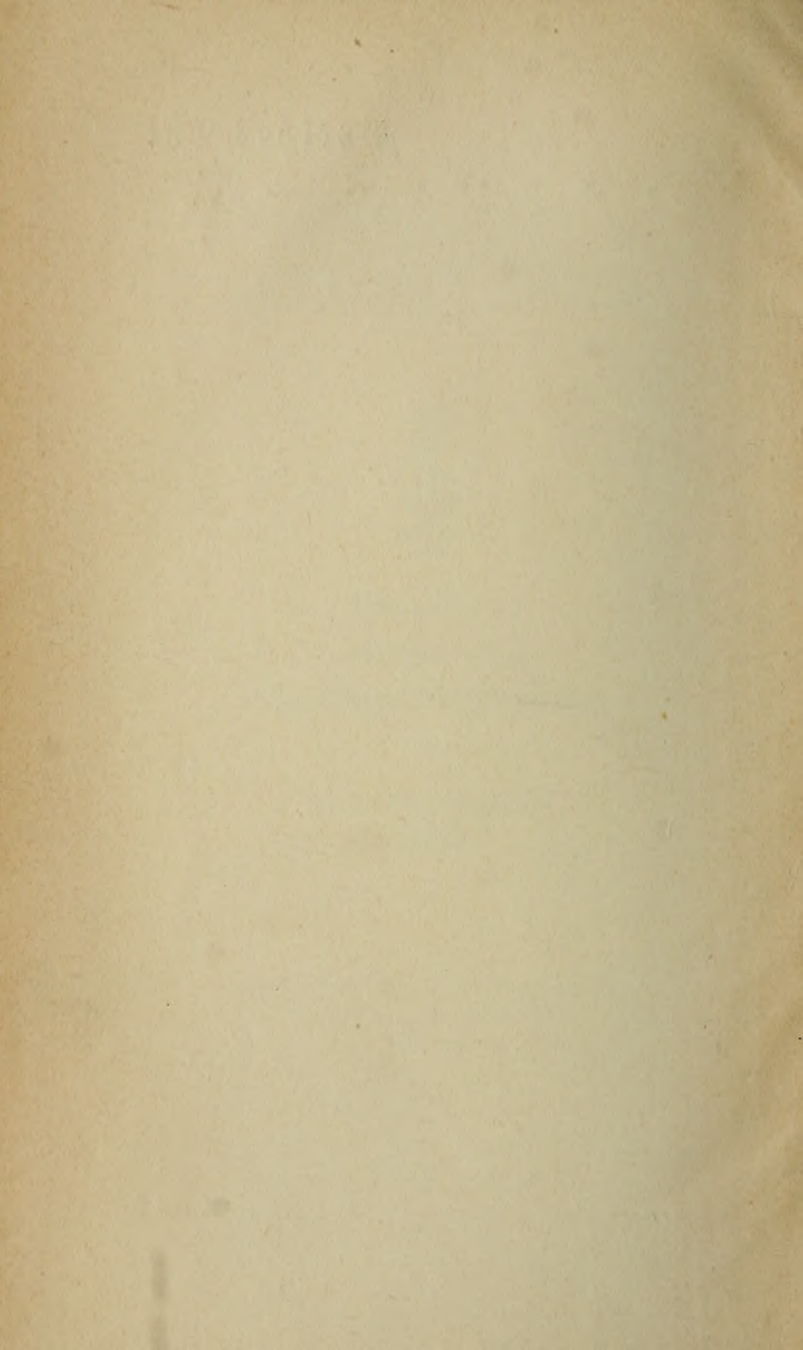
Goethes Ehe





Beatrice Zade





Goethes Ehe

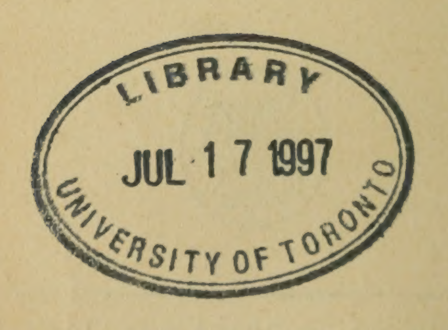
Von

Klara Hofer

1.—3. Auflage

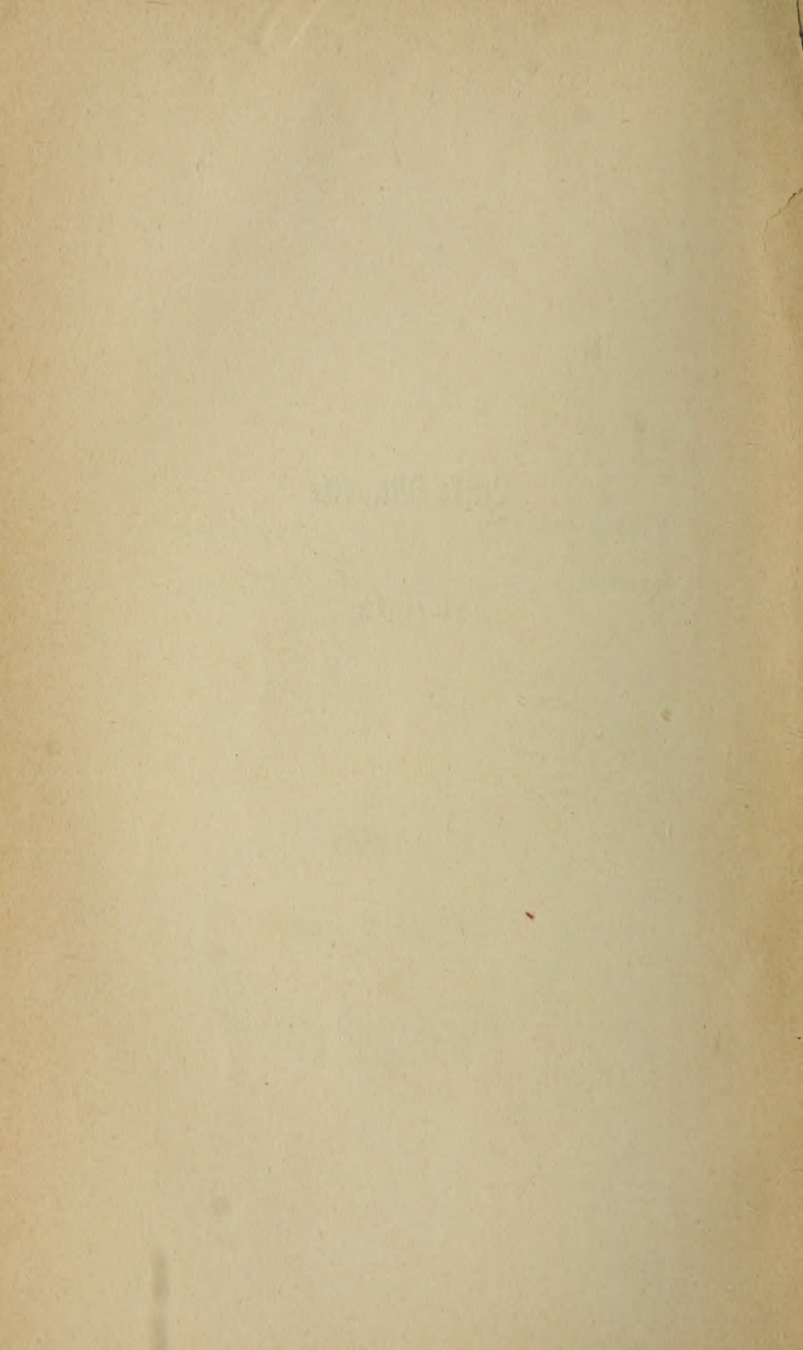


J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin 1920

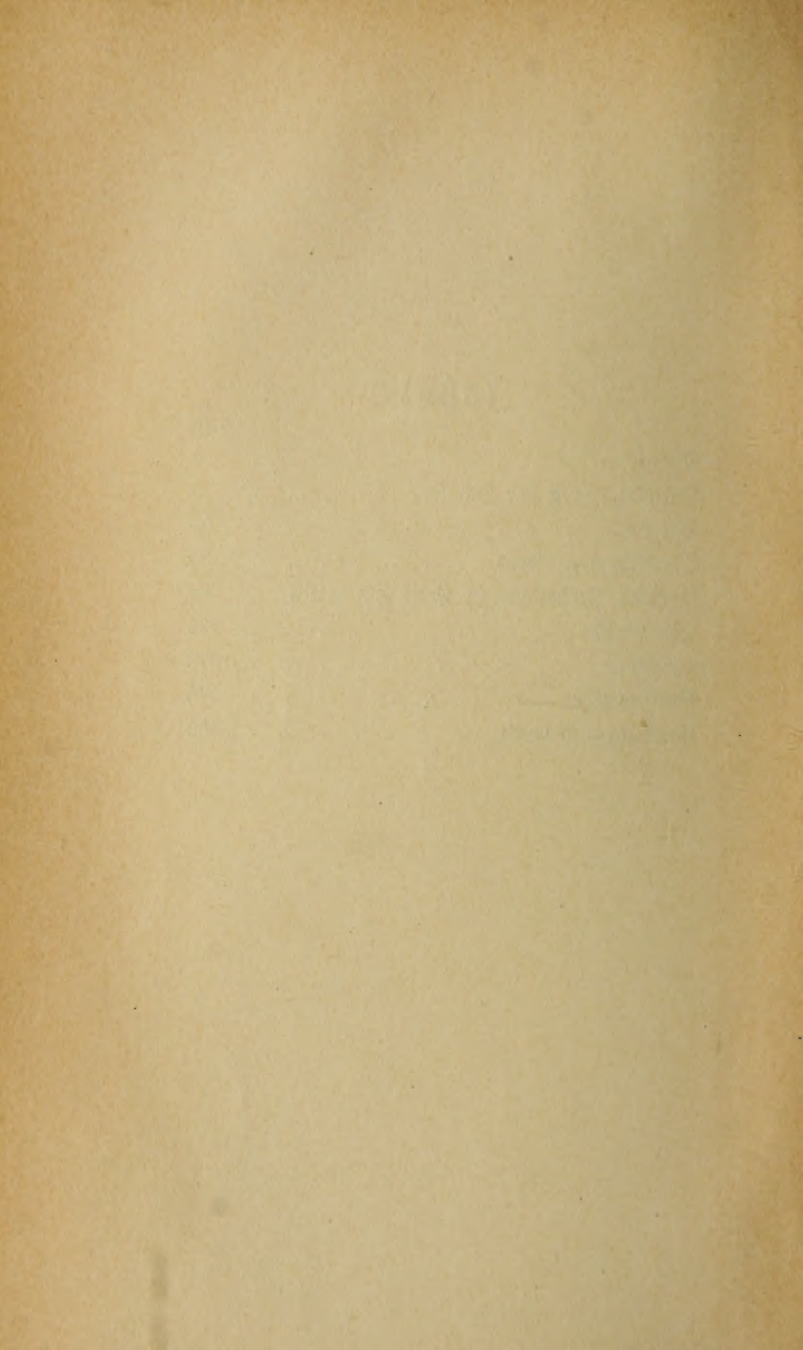

LIBRARY
JUL 17 1997
UNIVERSITY OF TORONTO

Luise Marelle

zu eigen



Inhalt



Motto

Der Herr:

Hast du mir weiter nichts zu sagen?
Kommst du nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?

Mephistopheles:

Nein, Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag sogar die armen selbst nicht plagen.

Der Herr:

Kennst du den Faust?

Mephistopheles:

Den Doktor?

Der Herr:

Meinen Knecht!

Mephistopheles:

Fürwahr! er dient Euch auf besondre Weise.
Nicht irdisch ist des Toren Trank noch Speise.
Ihn treibt die Gärung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Der Herr:

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephistopheles:

Was wettet Ihr? den sollt Ihr noch verlieren!
Wenn Ihr mir die Erlaubnis gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen.

Der Herr:

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange sei dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.

Mephistopheles:

Da dank' ich Euch; denn mit den Toten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am meisten lieb ich mir die vollen, frischen Wangen.
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

Der Herr:

Nun gut, es sei dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch, in seinem dunklen Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Mephistopheles:

Schon gut! nur dauert es nicht lange.
Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt Ihr mir Triumph aus voller Brust.
Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

Der Herr:

Du darfst auch da nur frei erscheinen;
Ich habe deinesgleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.
Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.
Doch ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reinen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!

Vorspiel

Zug der Schatten

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied . . .
— — — — — — — — — — — — — — —

Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern
Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn.

Es ist Betrug, was man von Goethes Olympiertum schreibt. All seine göttliche Heiterkeit ist Maske gewesen, der Welt gegenüber mit Erhabenheit getragen. Dahinter sitzt das große Grauen.

Ach, wer wüßte es besser als wir, die wir ihn lieben, ihm nachgegangen sind in all die Wege und Umwege eines mäandrisch verschlungenen Lebens, daß er nicht der Halbgott war, zu dem das Bedürfnis der Menge ihn stempeln möchte, der Menge, die sich noch heute Götzen macht wie einst das halsstarrige und verstockte Volk zwischen Ägypten und Palästina.

Ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein. Ein Kämpfer über Abgründen, zwischen Sein und Nichtsein, einer, der die Vergangenheit fühlt und nicht die Zukunft, der die „Pyramide seines

Lebens“ auftürmen muß, so hoch er immer kann, einen majestätischen Tumulus, als Wahrzeichen eines ungeheuren Wollens, das mit ihm erstirbt, in dessen Schatten die frieren werden, die das mit ihm erschöpfte Geschlecht als letzte kraftlose Sprossen treiben wird. Wenn das Glücksverlangen des warmblütigen Menschen schlummert, eingelullt ist von dem fernen Rauschen der uralten Schicksalsmelodie, dann kommt das Inkommensurable in ihm zu Wort, spricht ihm dumpfe und prophetische Worte ins Ohr, zeigt ihm in Fernen grau und kalt und dämmernd das dunkle Reich des Schattens, wo den von Furien Umgetriebenen die Ruhe bereitet ist. Durch sein ganzes Sein zieht sich ein geheimnisvolles Wissen vom „Krampf des Lebens“, und von der süßen Hingegebenheit zur „Quelle des Vergessens“, in die „ewigen Nebel“; eine quälende Prophetie, die der helle Tag nicht Wort haben will und die sich doch nicht übertäuben läßt vom Wirken des Tüchtigen, dem diese Welt nicht stumm bleibt und die drohend durch die Träume, die Nächte geht. Vernimm: ich bin von Tantalus' Geschlecht.

Ausgesprochen, aktenmäßig niedergelegt hat Goethe das nie. Offiziell, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen will, hat er all dies Quälende, Dumpfe, Drohende nicht wahr haben wollen. Es sollte nicht sein, man mußte es ersticken, wie der Sohn der Alkmene die göttergesandten Schlangen. Und man mußte wohl Acht geben, daß es nicht einen Funken von Leben behielt. Darum dies mit leidenschaftlicher Bewußtheit sich Anklammern an alles, was

seiner Hoffnung Nahrung gibt, diese so stark unterstrichene Freude an des Sohnes, der Enkel Gesundheit, Schönheit und vielversprechenden Gaben, die auch bei Goethes Mutter eine so heftig ausgesprochene Gestalt annimmt, daß es auffällig ist. In dieser Heftigkeit ist viel mehr als die herkömmliche Großmutter- und Vaterfreude an der kräftig sich entwickelnden Nachkommenschaft, sie ist peinvoll und rührend zugleich wie eines Kindes lautes Singen, das seine Angst inmitten einer dunklen und nichts Gutes verheißenden Umgebung übertönen will. Aber es läßt sich nicht übertäuben.

Fast möchte es scheinen, Goethe habe mehr gewußt, als er gesagt hat. In „Dichtung und Wahrheit" zieht er vor dem Leser Vorhänge weg, läßt ihn durch Schleier sehen, dunkles Wort in Spiegelung blitzt auf, fast hält man ein Gewisses, — da schlagen wieder die Nebel zusammen, und der Autor läßt uns im Zweifel: war etwas da oder war nichts da?

Ich möchte beinahe glauben, daß Goethe Dinge, die ihm vom väterlichen Hause her bekannt waren und die den Mannesstamm seiner Familie betrafen, gewußt und mit Absicht begraben hat. —

Aber dies ist Hypothese. Da ist etwas gewesen, und zwar etwas Entsetzliches. Man kann es als den Fluch des Genies nehmen oder als etwas Reales, nicht recht Ausdenkbares. Es ist müßig, darüber nachzudenken, was es gewesen sein mag.

Aber da ist es gewesen. Es hat dagestanden, finster und hoch und drohend, und hat breite Schatten über ein großes Leben gelegt, Schatten, in denen Hauch

des Todes wehte, und die Goethe doch vertraut waren wie etwas Angestammtes, mit ihm Verwachsenes — das er fast liebte in kranken Stunden — —

Wir wissen, daß alles Gerede von seiner herrlichen Gesundheit Geschwätz ist. Dasselbe Gift hat in seinem Blute gesessen, das den Vater als Paralytiker sterben ließ, die Schwester aus einer schweren Psychose in die andere stürzte. Es ist so jammervoll anzusehen, wie sie sich dagegen wehren: der Alte mit seiner Pedanterie und Rechthaberei, die junge Frau mit ihrem Schönheitsdurst und Verlangen nach Freude und Glück. Es spielt mit ihnen wie die Katze mit der Maus, grausam wie jene Mächte, die der Sohn und Bruder so gut kannte. Es läßt ihnen Zeit zum Aufatmen. Hoffnung erwacht und blickt sich schüchtern um, sie raffen sich auf, gehen ein paar Schritt, o, sie können vielleicht auch froh und leicht und gesund sein wie andere Menschen, und die Erde ist doch schön — da zerrt es an ihnen, da fühlen sie den Ruck, der sie niederstürzt, sie hinabreißt in den Kerker ihres Schicksals. Weh dir, daß du ein Enkel bist. Der eine quält die andern, die Frau, diese rührende Iphigeniengestalt, quält nur sich selbst. Soll nie dies Geschlecht mit einem neuen Segen sich wieder heben?

Es ist ihm noch ein Gipfelpunkt beschieden, ein hohes Aufflammen, wie die Kerze noch einmal aufflammt, ehe sie sich müde zur Seite neigt und verlischt. Dies Aufflammen setzt die Geister zweier Hemisphären in Brand, aber das Licht selbst verlischt. Es reicht sein Herrlichstes nicht weiter in der herrlichen Kette der Geschlechter.

In der Zeit, in der das Dahinvegetieren, die steigende Teilnahmlosigkeit und endlich gänzliche Verblödung des Vaters, das Sichfortschleppen unter einem unerträglichen Lebensjoch der Schwester ihm am bittersten vor Augen steht, befreit sich Goethes bedrückte Seele in „Iphigenie“. Er ist in der Blüte der Jugend, zu seinen Häupten wie ein sanfter Stern die reine, selbstlose, tröstende Liebe jener älteren Frau, die seine ganze Seele füllt wie ein sänftigendes Mondlicht, sein Herz so voll von Menschenliebe, Zuversicht und Gläubigkeit. Gibt es das, daß Menschen von Geburt an bestimmt sind zur absteigenden Linie, daß ihre Häupter vom Beginn ihres Lebens an sich zur Grube neigen, den Tod suchend? Gibt es Geschlechter, die unter dem Wort stehen: „Es ist der Weg des Todes, den wir treten“, und deren herzzerreißender Lebensgewinn das: „Mit jedem Schritt wird meine Seele stiller“ sein muß? Der wissenschaftlich exakte Forscher, der Entdecker des Zwischenkiefers, der sorgsame Beobachter der biologischen Gesetze weiß es nur zu gut, daß nach „ewigen, eh’rnen, großen Gesetzen“ die „Kreise unsers Daseins sich vollenden“, daß „keine Zeit und keine Macht zerstückelt geprägte Form, die lebend sich entwickelt“. Aber der Mensch, der leidende, zuckende, der der großen Trösterin Hoffnung nicht entbehren kann, bäumt sich auf gegen die Mitleidlosigkeiten der unbeseelten Natur. Wenn Gott, wie Spinoza, Goethes Apostel in jenen Tagen, lehrt, Natur ist, so kann er nicht „des Fadens ew’ge Länge gleichgültig drehend um die Spindel schlingen“, es muß Möglichkeiten geben, an die Liebe und Güte der schaffen=

den Macht zu glauben, sonst wäre Verzweiflung unser Los. Wie schön klingt dies Ringen einer heißen Seele aus der Bitte der Tantalide: „Rettet mich! Und rettet Euer Bild in meiner Seele!“

Die Fäden sind hier, wie bei jedem echten Kunstwerk, fast undurchdringlich verschlungen. Aber wenn man mit offenen Augen, mit rechtem Gefühl für das Menschliche ihnen nachgeht, sieht man immer wieder in dieser nach dem bekannten Gemeinplatz „kalten und klassischen“ Dichtung in dunkeln Worten jenes Rot aufblitzen, das mit Herzblut gefärbt ist. Ach Worte, die die Seele aus ihrem Tiefsten entläßt, wenn der Orkan aufpeitscht, was sonst die wallenden Wasser verhüllen, und man dort unten liegen sieht, was unser aller Untergrund ist: Trümmer, versunkene Schätze, bleichende Gebeine. Da scheinen ihm diese geliebten Gestalten zuzurufen, was uns heute und was noch nach tausend Jahren den Menschen schön und unerreichbar scheinen wird: Laß dir raten, habe die Sonne nicht so lieb und nicht die Sterne: Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab. — O, wär' ich, seinen Saum ergreifend, ihm gefolgt! Und jene düstere Apostrophe:

> Willkommen, Väter, euch grüßt Orest,
> Von eurem Stamme der letzte Mann.
> Was ihr gesät, hat er geerntet:
> Mit Fluch beladen stieg er hinab ...

und jene andern bittern Wahrheiten von dem, dem eine Götterhand das Herz zusammendrückt, den Sinn betäubt und der lieber dem schönen Licht der Sonne entsagen solle — vom schönen grünen Teppich der Erde, der kein bloßer Tummelplatz für Larven

sein dürfe — und der berühmte Ausspruch aus gepreßter Seele:

> Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
> Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
> Den Hörer unterhält und, still sich freuend,
> Ans Ende dieser schönen Reihe sich
> Geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
> Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer,
> Erst eine Reihe Böser oder Guter
> Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
> Der Welt hervor . . .

Aber dennoch, das Vertrauen überwiegt: Du hast Wolken, gnädige Retterin . . ., der Wunsch wird Vater des Gedankens, und der vom Fluch Erlöste hört „die ehrnen Tore fernabdonnernd zuschlagen". Und nachdem er sich von der schweren Bürde banger Ahnung befreit hat, der geliebten Gestalt in Emmendingenscher Verbannung, die, selbst glücklos, noch dem von Wahnsinn verfolgten Lenz Trost und Hoffnung gegeben, ein Totenopfer dargebracht, indem er in Iphigenien die Gestalt der Stein mit der Corneliens verschmilzt, ist er entschlossen, sich für immer der Dämonen zu erwehren.

* * *

Das Leben flutet auf und flutet ab, die Zeit eilt, heilt, teilt, sie löst sein Leben von dem geliebten Leben, das ihm, dem Schwankenden, ein unwandelbarer Maßstab des Sittlichen war, und die schöne Lüge des Griechentums umfängt sein Trachten. Als ein Diesseitsmensch, dessen Freuden aus „dieser Erde" quellen, kehrt er zurück, und „in dem Dirnchen erhascht er ein

Weib". Am 24. Dezember 1789 wird ihm von Christiane ein Sohn, August, geboren. Hat er geglaubt, wie der Gott die Bajadere, die allzu Erdentsprossene himmelwärts heben zu können? Vielleicht zuweilen in Stunden des Überschwanges. Aber im allgemeinen wissen wir sehr gut, was diesen Bund geschlossen hat. Das Höhere und die Verantwortlichkeit für ein „Hinaufpflanzen" des Geschlechts wahrlich nicht.

Das Leben läuft weiter, und die Zeit eilt und teilt. Christiane tanzt ihre Schuh in Tanzveranstaltungen dritten und vierten Ranges durch, und der Oberforstmeister Stein-Nordheim sagt zu Goethe: „Bring dein Mensch nach Hause, es ist besoffen." Der kleine August springt zu Frau von Steins Fenstertritt und spielt mit Goethes Siegel „Alles um Liebe", das noch auf dem Schreibtisch liegt, und sieht nicht aus, „als könnte er lang leben". Und die Frau sieht, wie die edlere Natur des Vaters in dem Kind mit der gemeinen der Mutter streitet, und schreibt an ihren Sohn, wieviel Gläser Champagner der Kleine schon in „einem Klub von der Klasse seiner Mutter" getrunken und wie sie so viel Mühe habe, „ihn bei mir vom Wein abzuhalten".

Und alte Dämonen wachen wieder auf und flüstern und zischeln, und die anderen Kinder sind nicht lebensfähig, und das Wort: „Die Bettlerin zeugte dir Bettlergeschlecht" wird geprägt ... die Kinder, sie hören's nicht gerne.

Weg damit, das sind alles Ausgeburten der Nacht und eines kranken Wahns: die Fürstin, die zeugte dir fürstliches Blut. Und die Frau Rat, auch bestrebt,

„aus sieben Teufeln einen Gott zu schaffen", hilft mit schönfärben und preist Christianen, das „unverdorbene Gottesgeschöpf" und Augustgen, der in Wahrheit in Besitz des echten Ringes (Reminiszenz von Nathan) sei. Und ihre Worte gehen prophetisch von den Weinbergen Samariä und von dem Stamm, der nicht erlöschen wird. Und unterdessen dreht die große Spinnerin die Spindel, in den Wipfeln rauscht die uralte Schicksalsmelodie, und „keine Zeit und keine Kraft zerstückelt geprägte Form, die lebend sich entwickelt".

Christiane stirbt einen jammervollen Tod. August, Trauzeuge bei seiner Eltern Hochzeit, macht als Heidelberger Student Schulden, vom Vater her die Leidenschaft für die Weiber, von der Mutter her die für den Wein in den Adern. Durch herzoglichen Gnadenerlaß vom „natürlichen Sohn" zum legitimen Erben des Vaters erhöht, Kammerherr, Rat in der Domänenverwaltung. Alles aus Gnade: ein Examen hat er nie gemacht. Auf seinen Schultern liegt die schwere Hand dessen, dem er alles verdankt, der ebenso ihn und seine Mutter rechtlos aus dem Hause hatte jagen können. Er lenkt sein Leben, er sucht ihm die Frau aus.

Jetzt ist der Augenblick gekommen, dem sinkenden Geschlecht die Kurve aufwärts zu geben. August, das „Kind der Liebe", richtiger der Sinnlichkeit, wird es nicht hochbringen, groß und hübsch wie er ist. Aber er kann das Latente weitergeben. Es kommt alles auf die Frau an.

Da tritt wieder diese alte Erscheinung in die Er=

fahrung, daß die Götter mit Blindheit schlagen, wen sie verderben wollen. Ein ganzes Leben ist der Alte der Natur nachgegangen: Ich fühl's, ich kenne dich, Natur! und so will ich dich fassen. Jetzt kann er schmerzliche Erfahrungen langer Jahre verwerten. Und wie damals, unverantwortlich für die Kommenden, läßt er sich von der Leidenschaft des eitlen Alters lenken, wie damals von der des Mannes, und seine Wahl fällt auf die degenerierte Ottilie v. Pogwisch. Denn ihre Frau Großmutter, Oberhofmeisterin Exzellenz Gräfin Donnersmarck ist die erste Dame bei Hof. Und Goethes Haus, in dem der „Küchenschatz" eben die Augen zugetan, wird eine Repräsentantin bekommen, die enge Bande mit der höchsten und einflußreichsten weiblichen Hofcharge verbinden. Der Mann will das Mädchen nicht, das Mädchen will den Mann nicht: aber es paßt sonst alles so schön. Sonst vergreift sich der Sohn des Staatsministers am Ende ebenso wie einst der Vater. Die Hochzeit findet statt, und das Paar bezieht die Mansarde des Goethehauses.

* * *

Irgendwo in einer Hansestadt hat sich die Weisheit unserer Altvordern in dem Satz niedergelegt:

Mancher Mann laut singet, wenn man ihm die Braut bringet,
Wüßte er, was man ihm brächte, er wohl lieber weinen möchte.

Mit Ottilien kommt der Untergang ins Goethehaus.

* * *

Wie in den alten Tagen ist alles: Das Leben flutet auf und flutet ab. Die Zeit eilt, heilt, teilt. Aus den Mansarden quillt junges Leben; das Geschlecht, durch zwei männliche neue Sprossen gesichert, wird wachsen, blühen und gedeihen. Aber junge Sprossen gedeihen so schlecht im Schatten des riesenhaften alten Waldkämpen. Seine dichte Krone läßt zu wenig frische Luft durch. Was in seinem Umkreis heranwächst, steht da wie jene rührenden Gebilde, die wir alle kennen, zart, durchsichtig, wohl voll von unbewußtem Lebensdrang, aber ungestählt für Winde, kalten Regen und Frosthauch. Die Zeit eilt weiter, die Kinder spielen umher; das Wölfchen ist der Liebling, Walter, der Schüchterne, weniger.

Die Kinder sind hold, verwöhnt, zartnervig. Sie spielen auf der göttlichen Heroengestalt des Ahnherrn herum wie die Puttenschar auf dem prachtvollen Gliederbau des vatikanischen Nil: „Die Fürstin, sie zeugte dir fürstliches Blut. Die Kinder, sie hören es gerne."

Kümmernd im Schatten des Großen steht indessen der Sohn. Die Schopenhauer erzählt, als August einst bei Tisch ein Glas zerbrach, habe der Alte ihn mit Augen angesehen, daß es „mich wundert, daß er nicht untern Tisch fiel". Nach außen, vor der Welt und im Betrug des Tages ist er der liebe Sohn und wird wegen dieser oder jener Vorzüge gerühmt. Im tiefsten Grunde ist er das Kind der Magd.

Auch er hat „zwei Naturen", wie die Stein über Goethe geseufzt hat und es in dem Kinde des noch immer Geliebten erkennt: das adligere Teil wird

unterdrückt. Auch in diesem Hause wie dem in der Ballade fallen „Menschenopfer unerhört“; Schillers Witwe läßt ihren Sohn hinaus in den heiligen Krieg der Befreiung, Goethes Sohn hält das Machtgebot des Vaters zurück. Er muß hinter dem Ofen hocken, und die Stein berichtet, er sei in dieser Zeit besonders scheu gewesen und habe die alten Freunde gemieden. Dann kommt die Frau, die der gefräßigen Sinnlichkeit des Gatten nicht genügt. Die Ehe wird, allgemein sichtbar, höchst unglücklich. Augusts Abenteuer in betreff Venus und vinum werden immer offenkundiger. Einmal bricht seine innere Empörung durch in Versen: „Ich will nicht mehr am Gängelbande Wie sonst geleitet sein, Und lieber an des Abgrunds Rande Von jeder Fessel mich befrein.“

Ottilie steht unterdessen da wie Nike auf der Hand des Olympiers, nur auf der Welt, um den Großen mit anmutigem Geplauder zu umgeben und seine Jahre mit einem Duft bunter Seifenblasen zu füllen. Ästhetisches Geschwätz mit Gleichgesinnten ist der Inhalt dieses uferlosen Daseins. —

Es ist wohl möglich, daß Ottilie, an der man, so skeptisch man ihr auch gegenüberstehen möge, doch nichts Niederes, Kleines, Gemeines entdecken kann, in einem Hause der Zucht, der streng bewahrten Form und Pflicht sich ihrer weichen und anschmiegenden Natur entsprechend in glücklicherer Art entwickelt hätte. Was ihr fehlte, waren die ethischen Hemmungen. Der Sehnsucht dieser künstlerisch hochgestimmten Seele hätte nur die feste und zarte Hand einer ausgesprochen mannhaften Natur Richtung und Ziel geben können, und

ihre Aufopferungsfähigkeit, ihre Hingegebenheit an das, was sie liebte oder zu lieben glaubte, hätte sich einem Leben der Pflichten und somit der inneren Beglückung wohl gefügt. Aber das Unerläßliche war: die feste Hand, die diesen nach rechts und links überflutenden Lauf in seine Ufer bannte. Manche sind Vögel, sagt Nietzsche. Auch Ottilie war von Vogelart, leicht beschwingt, wanderlustig, nicht verweilend, neugierig in jedes Netz gehend, wo eine rote Beere lockt. Vielleicht ist es der Apfel der Hesperiden. Aber er war es immer nicht.

Diese wandernde Seele kommt in ein Haus, wo eine Frau gewaltet hat, die nicht die Würde der Herrin besaß. Da ist Goethe, der Olympier, der Heros! Der Halbgott, der sie als Töchterchen begrüßt. Und noch mit achtzig Jahren damit umgeht, eine Siebzehnjährige zu heiraten. Da ist der Gatte, der sie nicht liebt, ungebändigt, ohne Selbstbeherrschung, ein Rohr im Winde seiner unbefriedigten Existenz. Der nur einmal wagt sich aufzubäumen: als der Vater in jener erschütternden und reinen Leidenschaft seines Alters es zu hoffen wagt, noch so spät ein Geschöpf wie Ulrike heimzuführen. Was für August damit identisch ist, einen halbwüchsigen Backfisch als Schwieger- und Großmutter ins Haus zu bringen. Ottilie bewahrt eine schonende Haltung, infolge der Roheiten des Sohnes erkrankt Goethe heftig.

Im Haus ist keine Ordnung, Einnahme und Ausgabe stehen nicht im Gleichgewicht, der tägliche Tisch wird nicht leer von Gästen, es muß alles da sein, und es fragt niemand, was übrig bleibt. Allein die Samm-

lungen, die ins Ungeheure anwachsenden Skriptur-massen des Alten, die sich wie ein Museum schon bei seinen Lebzeiten um ihn türmen, erfordern ein Maß von Aufsicht und persönlicher Mühe, groß genug, um den vollen Arbeitstag eines Menschen zu füllen. Auch eine sehr leistungsfähige, unermüdliche, vielerfahrene Frau von ungewöhnlicher Umsicht hätte diesem regellosen Haushalt ohnmächtig gegenüber gestanden, wie viel mehr eine so junge, hilflose! Sie soll Tochter sein, Gattin, Mutter, Hausfrau, vorstehende Dame des Hauses von Goethe! Und schließlich möchte sie, reichbegabt, doch auch etwas sie selbst sein! Das Ende ist hoffnungslose Zersplitterung.

Noch einmal scheint es, daß die Gatten sich zueinander finden möchten: Alma wird sieben Jahr nach Wolfgang geboren. Vielleicht hat August sich ausgetobt, läßt sich — nicht für ein bedeutendes, aber für ein bürgerlich anständiges Dasein — retten. Aber die Naturen bergen polare Verschiedenheiten und in andern Punkten: auch wieder zuviel Gleichartiges. Die selbst Direktionslose soll den Zügellosen leiten! Der Schluß ist jene Italienreise mit dem Grabweg „an Cestius' Mal" vorbei, wo einst der Vater zu ruhen wünschte, und die Meinung der treusten Freunde des Hauses: Wir müssen fühlen, daß d i e s (Augusts Tod) das Mildeste war, was geschehen konnte. Welche Perspektive!

Am 10. November 1830 erfährt Goethe, schweigend, ungebeugt den Abschluß dieses Lebens, dessen Anfänge s e i n e m Leben die Richtung gegeben. Dies ist das Ende.

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied ...
Vergessen hatt' ich's ... und vergaß es gern ...

Hat er nicht so vor langen Jahren geschrieben? Und aus den Winkeln kriechen die Gefährten, der Zweifel und die Reue, leis herbei ... Welche Bitterkeiten!

Hier kann allein der große Begriff Pflicht aufrecht erhalten, schreibt er an Zelter. Am 25. November bringt ein Blutsturz den Einundachtzigjährigen fast dem Sohne nach.

* * *

Aber noch leben die Enkel. Sie werden im Hause unterrichtet. Aber es ist weder Fleiß noch Pünktlichkeit zu erreichen. Es waren schwer erziehbare Kinder, auch körperlich nicht sehr leistungsfähig. Und doch sind geradezu entzückende Dinge von ihnen aufbewahrt, werden besonders Wolfs und Almas „wunderschöne Goetheaugen“ so oft erwähnt. Goethes Erziehung bestand „wohlbedächtig“ darin, daß er ihnen in allen Dingen den Willen ließ. Sie wuchsen auf in einem Kreise, der sich opfernd, anbetend, verhimmelnd um Einen dreht, dessen Glanz auch alles, was ihm zugehört, in Licht taucht; sie werden bewundert, verhätschelt, geliebkost. — In ihren — durchaus und zu jeder Zeit — bescheidenen und vornehmen Naturen fängt die Welt an, sich anders zu malen als in anderen Köpfen. Jetzt tritt der lange vorauszusehende Fall ein: der Großvater stirbt. Welche Leere plötzlich!

Die Heranwachsenden werden zu Stücken des großväterlichen Nachlasses, zu literarischen Reliquien. Sie

sind nicht sie selbst; sie sind Goethes Enkel. Und während sie heranwuchsen, die Lieblichkeiten des ersten Knabenalters abstreiften, zeigte es sich deutlich: sie trugen sichtbare Merkmale der Degeneration. Und ihre Gesundheit war, wie Wolf einmal schreibt, mehr von Blei als von Eisen. Alle diese Zustände körperlicher „Dumpfheit", in der das Physische die Seele wie in einem Kerker einschließt, allen Aufschwung hemmt, wie sie Großvater, Urgroßvater und Großtante so deutlich aufzeigen, sind bei ihnen eigentlich in Permanenz vorhanden. Allerlei Taktlosigkeiten von Erstaunten, die in des Olympiers Enkeln ein paar schwächliche, unschöne junge Menschen sehen, müssen unglaublicherweise in Gegenwart der Knaben nicht unterdrückt worden sein. Vielleicht auch haben sie mit ihrem außerordentlich entwickelten Takt für Unzartheiten das Unausgesprochene gefühlt: sie fangen an, menschenscheu zu werden, Wolf zieht sich monatelang in das Gartenhaus zurück, das einst des Großvaters himmlisches und später ach wie irdisches Liebesglück sah, und für die schwere Gereiztheit der jungen Seele spricht sein gequältes Wort, als die russische Kaiserin ihn zu sehen wünscht: Sagen Sie der Zarin: ich bin kein wildes Tier!

Immerhin gelingt es wenigstens Wolf, das Abiturium mit „vorzüglich" zu bestehen. Walter, zu kränklich für eine geregelte Arbeitsleistung, studiert bei Felix Mendelssohn Musik, der ihn „nicht ermutigen" kann. Einer der liebenswürdigsten, feinfühligsten und idealsten Menschen wird verbittert und innerlich aufgerieben, weil ihm nicht allein die robuste Gesundheit

— denn diesen Mangel kann der Geist überwinden —, sondern die mehr in den Nerven liegende geistige Energie fehlt. Es reicht zu keiner ernstlichen Anstrengung. Er sitzt wie ein zerschossener Vogel im Rohr. Da oben im Lichten, Hellen ist Heimat! Aber er wird nie hinaufkönnen. Jeder Versuch hat ihn seine Ohnmacht aufs neue gelehrt. Man muß sich einen Winkel zum Sterben suchen, und es ist gut, wenn einen wenigstens keiner aufstöbert. Das ist Goethes ältester Enkel.

* * *

Schon mit siebenundzwanzig hat er begriffen. Welche frühe und herzdurchschneidende Klugheit: Wolf ist krank, Alma, die reizende, strahlende Alma, wie sie Luise Seidler unter dem Rosenkranz gemalt hat, ist in der Ferne gestorben; da nennt er sich und die Seinen „die Überbliebenen von Tantalus' Haus". Das ist wohl vererbtes Wissen, Sausen und Raunen in den Geheimnissen des Blutes. Vor meinen Ohren tönt das alte Lied ... Und Ottilie schreibt an ihn: „Willst Du mir nicht helfen, ... ob wir uns eine Existenz zimmern können, wo wir weniger leiden? Auf m e h r rechne nicht ..." Und vor vielen Jahren hat der „Apapa" ein schönes Gedicht gemacht, wie man sich „ein hübsch Leben zimmert". Die Hauptsache war, sich nicht um Vergangenes zu bekümmern und die Zukunft Gott zu überlassen. Probatum est.

Das einzige, was er mit seiner halben Kraft leisten konnte, war ein Hüteramt. Er zog wieder in die Mansarde des Goethehauses, in die niedrigen, kleinen

Räume, in denen seine Eltern jung gewesen waren. Schon war manches zerstreut, weggegeben, unrettbar verloren. Und in dem Bewußtsein, niemals ein voller, gesunder, lebensfroher Mensch sein zu dürfen, hütet er jetzt mit Eifersucht die Schätze der Vergangenheit. Die toten Dinge beherrschen die hellen, weiten, luftigen Räume unten. Die Lebenden hausen in den engen Mansarden. Später müssen die Reliquien im Urbino- und Deckenzimmer zusammengehäuft werden. Die Verhältnisse erfordern, daß die übrigen Räume und auch der Garten am Stern vermietet werden. Ottilie versteht nicht mit Geld umzugehen, große Summen laufen ihr zwischen den Fingern durch wie Wasser. Sie selbst hat gar nichts davon. Die Söhne, mit der Loyalität, die ihren hinwelkenden Gestalten den schönen, versöhnenden Schein wahrhaft edler Menschlichkeit gibt, sehen in der Mutter nur die Geliebte, Verehrungswürdige, deren freie und große Seele sie durch alle Schlacken hindurch erkennen; Schlacken, die so betrüblich sind, daß man sie aus Ehrfurcht vor dem Leid der Söhne lieber nicht nennen mag. Aber trotzdem: so hart man ihre Verfehlungen beurteilen mag, es spricht für die Echtheit der Frau, daß dies alles körperlich, fast untergeordnet bleibt. Die Seele erscheint unberührt von all diesem Peinlichen, Beklagenswerten — ganz anders wie bei August, der immer mit allen Organen mit einem gewissen tierischen Behagen im Schlamm herumplätschert. Erst die Greisin kam nach unstetem Leben in den Mansarden bei dem Sohn unter dem alten Dach zur Ruhe. Da saß sie, immer noch geistig voll Leben und Interesse,

neben sich die greise Schwester, den immer mehr zusammensinkenden, nun auch schon über fünfzigjährigen Sohn, hinter ihrem Teetisch, um den ein paar alte Freunde saßen. Die neunzigjährige alte Dienerin, die Walter und die anderen aufgezogen, machte den Tee, wie Jenny von Gerstenbergk anschaulich erzählt. Diese greisenhafte Gemeinschaft war Goethes Familie . . . Es ist der Weg des Todes, den wir treten . . .

* * *

Wolf lebte derweil in Leipzig. Alma lag im fernen Wien begraben, wohin sie so ungern gegangen war. Ihre Jugend hatte die Weimaraner Umwelt nicht bedrückt und gelähmt wie die der Brüder. Ihr Sarkophag mit dem lieblichen Bilde nach der Totenmaske stand unten im Keller des Goethehauses und wartete.

Wolf war einen etwas belebteren Weg gegangen, aber auch ihn fror immer in der Sonne. Man möchte es seelische Unterernährung nennen. Er hatte studiert, war aber den Anstrengungen des Examens nicht gewachsen. Man bot ihm eine Stelle im Weimarer Staatsdienste an, er lehnte ab, weil er das Staatsexamen nicht schaffen zu können glaubte. So machte man ihn wenigstens zum Kammerherrn. Die edle Prinzeß von Preußen, spätere Kaiserin Augusta, vom Großvater „so bedeutend als liebenswert" genannt, verwandte sich in Berlin für den Enkel ihres alten Lehrers; Alexander von Humboldt und ihr Gemahl unterstützten sie. Die Bedingungen für den diplomatischen Dienst waren damals andere als heute, und so

kam er als Attaché nach Rom und wurde zwei Jahre später Legationssekretär. Dort, wo der Alte in herrlicher Kraft herumgegangen war und Unendliches erlebt, saß jetzt der Enkel und sehnte sich nordwärts — „wie immer zu alt und zu jung“ nennt er sich bezeichnend. Die Seele war wohl jung, aber der Körper war alt in jungen Jahren. Neuralgische Schmerzen quälten ihn bis zum Wahnsinn, „körperliche Verzweiflung“ nennt die Mutter seinen Zustand; „man stirbt lange, selbst wenn man einmal angefangen hat“, sagt er selbst. In Dresden, wohin er 1856 kam, scheint er sich in der häuslichen Gemeinschaft mit der Mutter wohler gefühlt zu haben. Er suchte um den Freiherrn nach, da er sich verheiraten wollte, und erhielt ihn selbstverständlich, wie auch Walter. Aber die Heirat zerschlug sich, und seine Kräfte waren auch bald wieder zu Ende: 1860 nahm er den Abschied.

Seine unglückliche Leidenschaft war die Schriftstellerei, wie die Walters die Musik. Seine Gedichte sind — als documents humains — schmerzlich ergreifend: „Ich möchte einmal leben! Ich möchte einmal sein!“ ruft er aus. Aber das Geschlecht des alten Tantalus war bestimmt, seine Freuden jenseits der Nacht zu haben. Er schrieb mit ungeheurem Fleiß allerlei wissenschaftliche Kleinarbeit, die er als großes Werk angelegt hatte, aber die Sachen waren kaum druckreif und bei seiner langsamen, umständlichen, skrupulös peinlichen Art und geringer physischer Leistungsfähigkeit überholt, ehe sie zum Abschluß kamen. Zum tausendsten Male, klagt er, werde ich veraltet,

ein Greis, werde gestorben sein, ehe ich noch geboren bin. Seine Geisteskinder waren wie die Walters nicht lebensfähig.

Und nur durch einen kindlichen Glauben an die Weisheit der „dunklen Wege“ Gottes vermochten diese beiden Letzten ihr Dasein zu Ende zu schleppen. Als ich mich ans Universum anlehnte, schreibt der letzte Erbe des großen Pantheisten, fiel ich um; da ich mich an Gott anlehne, bleibe ich aufrecht. Eine Zeitlang dachte er daran, die Weihen zu nehmen und im Schoß der katholischen Kirche Ruhe zu suchen.

Nach der Mutter Tode lebten beide in der Mansarde. Im Arbeitszimmer stand der kleine Schreibtisch, den Goethe für sein Wölfchen hatte machen lassen. Da hatte man Marianne Willemers Kästchen mit dem Wiedehopf ausgepackt, und Wolf hatte gesagt zu des Großvaters Entzücken: Ich weiß schon: das ist ein Liebesbote. Da hatte er gestanden, schlank und frisch, die großen, dunklen Goetheaugen strahlend von Übermut. Und der Alte hatte an die Freundin geschrieben: „Was sagen Sie zu dieser Kultur unserer zehnjährigen Knaben? Es ist eine hoffnungsvolle Nachkommenschaft.“ Ach, das war lange her.

Jetzt gingen die beiden da oben zwischen den Zeugen so großer und starker Zeiten herum, Zeiten eines Lebensüberschwanges, dessen zehnter Teil sie glücklich gemacht hätte. Die Balken unter dem Arbeitszimmer verfaulten, der Sarkophag stand unten und wartete. Ringsum in Deutschland schimpften die Literaten und schalten über die verknöcherten Beiden, die des Großvaters Erbe eifersüchtig dem geistig

interessierten Deutschland entzogen. Sie saßen und froren und schwiegen still.

1878 nötigten schwere nächtliche asthmatische Krämpfe Wolf, nach Leipzig überzusiedeln. Die alte Dienerin vermochte seine Pflege nicht mehr zu leisten. Und ein frischer, gesunder, junger Mensch hätte nicht mehr in dies Totenhaus gepaßt. Es gab keine Freude mehr da. Die Blumen waren alle gepflückt, die Lieder alle verstummt, und wie prophetisch anwendbar erscheint auch hier das Iphigenienwort: „Welch Leben ist's, das an der heil'gen Stätte ... vergebens hingeträumt ... selbstvergessend, ... die Trauerschar der Abgeschiednen feiert? ..."

Im Jahre 1883 verschied Wolf in Leipzig nach einem besonders heftigen Anfall. Er hatte dort bei einfachen Leuten gewohnt, deren Sohn ihn pflegte. In jeder schmerzfreien Stunde hatte er an seinem Verzeichnis italienischer Bibliotheken des Mittelalters gearbeitet.

Zwei Jahre später starb auch Walter.

Ein Jahr vor seinem Tode hat er in überaus klarer, umsichtiger und großherziger Weise über das Erbe Goethes testamentarisch verfügt, namentlich das „Goethe-Archiv" aus „tiefempfundenem, weil tiefbegründetem" Vertrauen den besten und fürsorglichsten Händen, der Großherzogin Sophie übergeben. Mit Beschämung erinnert man sich heute der Ungerechtigkeiten, denen das loyale und, wie man heute weiß, allein zweckmäßige Verhalten der Brüder ausgesetzt war. Sie haben das Bild der großen Zeit treu und unbeschädigt der Nachwelt überliefert. Ihnen allein

danken wir alle die rührenden und erhebenden Bilder, die heute mit Gartenhaus, Goethehaus und Sterngarten vor uns stehen.

* * *

Und wenn reine Menschlichkeit, nach jenen Worten aus Goethes glücklichster Zeit, alle menschlichen Gebrechen sühnt, so steht die schöne rührende, leidende Menschlichkeit dieser Enterbten der Natur vor uns wie die torsohaften Gestalten der verstümmelten Griechenbilder, die uns stärker ans Herz greifen als die kalte, in Vollkommenheit prunkende Vollendung der Intakten; es schwindet ihr hartes Los im Duft und Dämmer der Ewigkeiten hin in weichen Umrissen verschwimmender Berglinien, und nun „der Krampf des Lebens aus dem Busen hinweggespült, fließt still der Geist, der Quelle des Vergessens hingegeben", hin zu den Schatten in „die ew'gen Nebel", und „göttergleich und ähnlich" treten die Letzten zu dem „vielverehrten Haupt", das an ihrem schweren Dasein die Schuld trägt, dessen Trostlosigkeiten ihre reinen und ergebenen Seelen doch zuletzt in Harmonie und Frieden aufgelöst haben.

Vorwort

Wenn man Goethes Ehe betrachten will, so muß man zunächst ihre Vorgeschichte und Vorbedingung kennen, und diese Vorgeschichte und Vorbedingung ist Goethes durch dreizehn Jahre sich hinziehendes Verhältnis zu Charlotte von Stein.

* * *

Ein Jahrhundert hindurch hat Goethes Gefühl für Frau von Stein als Beispiel der seelischen Liebe zweier Erhöhter unangetastet zum Krongut der Nation gehört, erst als mündliche Überlieferung, dann als Besitz der Wissenschaft. Kein Lebender, der die beiden Träger dieser menschlichen Tragödie noch mit Augen gesehen, hat gewagt, diesem Verhältnis einen Sinn zu geben, den die billige Alltagserfahrung des Philisters in Verhältnissen zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts stets zu suchen geneigt sein wird; kein Forscher hat zu begründen vermocht oder versucht, was auch ernste Kenner des menschlichen Herzens und Bluts als schwer zu glauben ansehen mußten. Über hundert Jahre hat eine Frau wie die Madonnen einer versunkenen Zeit über Goethes Leben gethront, rein, makellos, unberührbar, erhöht über den Staub der Erde durch Mannesliebe, deren dunkles Los sonst ist, hinabzuführen in Erdenstaub.

Endlich kam die Stunde, in der die götter- und altärestürzende Zeit auch gegen sie die Hände erhob. Der Materialismus begann zu bekämpfen, an was zu glauben seine inneren Bedingungen nicht duldeten. Zwar gegenüber den klaren Zeugnissen, die schwarz auf weiß vorliegen, war es nicht recht möglich, die Tatsache zu leugnen, daß eine Frau fast dreizehn Jahre lang Goethes Gefühlsleben beherrscht hat, ohne ihm mehr zu geben als ihre Seele. Man half sich damit, daß man die Sache medizinisch betrachtete, als Psychose, als Selbsthypnose ansah, die Frau für ein Phantasiegeschöpf Goethes erklärte, der einer Durchschnittserscheinung angedichtet habe, was sie in Natur nie besaß, und Hand in Hand damit ging das Streben, jene andere Frau zu erhöhen, die Goethe die volle Lebenswärme da gegeben habe, wo jene ihn kaltberechnend als sinnlich-übersinnlichen Freier an schlauer Angel sich blutig quälen ließ. Eine Zeit, der die Voraussetzungen für die Natur der Stein naturgemäß überhaupt nicht eigen waren, unterfing sich, die geschichtliche Gerechtigkeit zu spielen.

Für das eine wie das andere Streben waren Hindernisse vorhanden, die abzutragen man sich rüstig auf Biegen oder Brechen anschickte. Das waren die Zeugnisse der Zeitgenossen, die für Christiane nicht günstig waren. Indes gelang es der hingebenden Arbeit ihrer Vorkämpfer, den allgemeinen Glauben zu erwecken, daß alle diese Urteile auf Frau von Stein zurückgingen oder wenigstens durch sie beeinflußt seien. Wobei wieder für den sogenannten gesunden Menschenverstand nichts einleuchtender war, als daß

diese Ansichten Charlottens der sexuellen Eifersucht und dem frauenzimmerlichen Neid auf „die bevorzugte Nebenbuhlerin“ entsprungen wären. Die Schmähungen und Beschimpfungen gegen Frau von Stein arteten im Lauf der Jahre derart aus, daß eine bekannte Schriftstellerin sich bewogen fühlte, sie in Schutz zu nehmen. Sie fand trotz reinster Absicht kein anderes Mittel hierfür, als die Erklärung, Charlottens Verhältnis zu Goethe sei, was bisher jeder Forscher von Rang von sich gewiesen hatte, sexueller Art gewesen, und so erlebten wir das Bedauerliche, daß der zarteste und erlesenste Besitz des deutschen Geistes angetastet ward, um Frau von Steins „Charakter“ der „herzensgütigen“ Christiane gegenüber zu retten. Indem jene „Galle“, die ihr angeblich „bei jeder Gelegenheit von den Lippen floß“, der entschuldbarsten „geschlechtlichen Erbitterung“ einer Frau entspringen soll, die sich nach ihrem unerhörten Opfer persönlicher Hingabe von einer Jüngeren verdrängt sieht, — so meinte sie den „Riß“, den „unbegreiflich scheinenden“, der durch Charlottens Leben geht, zu deuten.

Ich meine, Frau von Stein hat weder die eine noch die andere Schmach, die ihre Angreifer und Verteidiger auf sie häufen, verdient. Seit mehr als zwanzig Jahren dem großen Problem Goethe hingegeben, erachte ich es, da man heut für richtig hält, gerade Frauen über dies Thema zu hören, für eine Pflicht im Dienste der seit Jahren getretenen und geschändeten Idee gegenüber der Vorherrschaft des Materialismus, darzutun, was sich mir bei diesem jahrelangen Suchen und Sichten eröffnet hat und sich jedem, der selbst

sucht, eröffnen wird. Unsere größte dichterische Kraft, Ricarda Huch, deutet seit Jahren auf die furchtbare Gefahr hin, die gerade für das deutsche Volk in der Abkehr von der Idee, von Gott liegt; in der Unterwerfung unter die kahle Vernunft, als „des Teufels Instrument", wie Luther sagt. Von ihm bis Goethe und bis zu dem Mann, der ihre satanische Verführung am blutigsten gespürt hat, bis zu Hebbel, und bis heut sind alle Vorkämpfer der Idee der gleichen Überzeugung, sehen mit Angst das Verdorren unserer Lebenswurzeln infolge des Versiegens der Glaubenskräfte voraus, und dennoch helfen selbst Wohlmeinende an sich mit, im Dienst der angeblichen „gesunden Vernunft" das abzutragen, was den stärksten Beweis vom angeborenen Gottsuchertum der deutschen Seele bildet. In Zeiten wie heut soll man „sein Besonderes retten, so wirkt man für das Allgemeine", und so, nicht in Polemik, sondern in Richtigstellung und Abwehr will ich bemüht sein, für die, die sich mir anvertrauen mögen, die wundervolle Idee dieses einzigartigen Verhältnisses zwischen Mann und Weib unversehrt zu bewahren.

Im Gegensatz zu den schweren Beschimpfungen, mit denen die Verteidiger Christianens Frau von Stein beleidigen, unter Verletzung jeglicher Objektivität und unter Verletzung jeglichen Respekts vor dem Tatbestand werden meine Ausführungen sich bemühen, sich von derartigen Verletzungen freizuhalten. Sie werden sich gründen, in jeder kleinsten Behauptung, auf das Zeugnis der damals Lebenden, vor allem auf das unwiderlegliche Zeugnis der wichtigsten

Quellen: auf Goethes, Frau von Steins und Christianens Briefe selbst. Sie werden getan werden keinem zuliebe und keinem zuleide, getragen einzig und allein von dem leidenschaftslosen und schmerzvollen Streben, die Wahrheit zu suchen und zu finden, soweit sie uns aus den Zeugnissen der Zeit erreichbar sind. In ihrem Schein wird sich erweisen, was am Menschen das Bleibende und Wertvolle genannt werden kann und über was man, um mit Goethe zu reden, „den Mantel der Gnade ziehen und das Vergangene der Vergessenheit widmen möge“.

Ich schicke voraus, daß ich genötigt sein werde, viel Bekanntes zu rekapitulieren, um den Leser ins Bild zu setzen. Ich werde bemüht sein, mich hiebei auf das Unerläßlichste zu beschränken. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, auf jeden eigenen Ruhm in Gestalt etwaiger Versuche, die Dinge möglichst eigenartig und geistreich zu beleuchten und vielleicht zu färben, zu verzichten, indem ich vor allem die handelnden Personen selbst zu Wort kommen lasse und nur hier und da zueinander Stimmendes zurechtrücke und in Beziehung zur Umwelt bringe.

Ich verkenne nicht, daß meine Art, jeden kleinsten und unscheinbarsten, in unbekannteren Briefen versteckten Zug sorgfältig beizubringen, vielleicht den Eindruck einer gewissen Pedanterie erwecken kann. Ich werde mich durch diese Befürchtung keinesfalls beirren lassen und im wohlempfundenen Gefühl der Ehrfurcht und Verantwortung vor dem sich hier abrollenden großen menschlichen Drama gewiß keine Mühe scheuen, Steinchen für Steinchen zu der großen Mosaik zu-

sammenzutragen, die es hier aus tausend authentischen Zügen zusammenzufügen gilt. Blut macht lebendig — ich bin gewiß, daß alsdann die innere Wahrheit der Dinge die herbeigeschafften Fragmente, wie im deutschen Märchen das gesprengte Blut die zusammengefügten Glieder des ermordeten Getreuen, mit dem ursprünglichen Leben durchdringen werde.

Charlotte von Stein

Motto: Dein Verhältnis zu mir ist so heilig, daß ich fühle: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden, Menschen können's nicht sehen.

Goethe erscheint auf Einladung des sehr jungen Herzogs in Weimar, hat sich in Frankfurt von Lili losgerissen, hat im Herzen die Erinnerung an Sesenheim, den Abscheu vor der Anwaltsexistenz zu Frankfurt als lebenslänglicher Haussohn mit dem vom Alten bewilligten Taschengeld. Er erscheint: wild, stürmisch, leidenschaftlich, überbrausend inmitten der Hofsitten der kleinen Residenz, étourdi, wie es heißt, von allem fremden Wesen um ihn her, entschlossen, an diesem Hof sein Glück zu machen, „un objet aimé et haï", nach seinen Selbstbekenntnissen im Clavigo. Schon verbreitet sich die Kunde der Tollheiten des jungen Fürsten und seines Freundes ins Reich, schon warnen Klopstock und Zimmermann. Goethe läßt den Alten hochmütig abfallen und muß erleben, daß der neu ernannte Kammerherr Graf Fritz Stolberg, sein bewundernder Freund, das Amt an diesem verrufenen Hof nicht nur nicht antritt, sondern sogar ohne jede Entschuldigung wegbleibt. Mit der alten Beamtenschaft, die sich gegen den Eindringling wendet, hat er Verdruß auf Verdruß, sein Zustand ist zerrissen, gequält, überreizt, aufgeregt, sein Dichtertum wird zu tausend Singspielen, Aufführungen, höfischen Ver-

anstaltungen, dem Herrn die Langeweile zu vertreiben, verzettelt. Von Hause trübe Nachrichten über die Krankheit des Vaters, von der Schwester trübe über ihr eigenes Los. Er wird es allmählich, wie er später sagt, „überdrüssig, Großmeister der Affen zu sein und die eigene und fremde Not mit Maskeraden zu übertäuben". In seinem durch allerlei Liebeleien hin und her gezerrten Herzen brennt eine Sehnsucht nach Frieden, Reinheit, Stille, Läuterung, er ist des Treibens müde geworden.

„Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest —
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!"

dichtet er am 12. Februar 1776 am Hang des Ettersbergs. Dies „Zettelgen" schickte er einer Dame, der er manchmal schrieb, der Frau von Stein, Gattin des Oberstallmeisters, und am 23. sagt er ihr: „Wie ruhig und leicht ich geschlafen habe, wie glücklich ich aufgestanden bin und die schöne Sonne gegrüßt habe das erstemal seit vierzehn Tagen mit freiem Herzen, wie voll Danks gegen dich, Engel des Himmels, dem ich das schuldig bin. Ich muß dir's sagen, du einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht." In derselben Nacht früh halb eins: „All mein Vertrauen hast du — o hätte meine Schwester einen Bruder, wie ich an dir eine Schwester habe." Kurz danach an einem

Aprilsonntag entsteht jenes wundervolle Gedicht: „Warum gabst du uns die tiefen Blicke“ mit der berühmten Stelle

> Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
> Sag, wie band es uns so rein genau?
> Ach, du warst in abgelebten Zeiten
> Meine Schwester oder meine Frau.
> Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
> Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
> Konntest mich mit Einem Blicke lesen,
> Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
> Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
> Richtetest den wilden irren Lauf,
> Und in deinen Engelsarmen ruhte
> Die zerstörte Brust sich wieder auf . . .
> Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
> Da er dankbar dir zu Füßen lag,
> Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
> Fühlte sich in deinem Auge gut,
> Alle seine Sinne sich erhellen
> Und beruhigen sein brausend Blut.

Wer war diese Frau? Durch welchen Zauber hat sie ihn gebunden?

Charlotte war damals, wo die Frauen an sich schneller alterten, längst über die erste Jugendblüte hinaus. Sie stand im vierunddreißigsten Jahr, war also sieben Jahre älter als Goethe, ihre Erscheinung war anmutig, ihr Wesen „elegant mit Simplizität“. Die Schönheit ihrer dunklen Augen wird gerühmt, ihre Stimme war sanft und bedrückt, ihr brünettes Gesicht unter dunklem Haar von stillem, ernstem, eher leidendem Ausdruck. Schiller meinte von ihr: „Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen

sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit." Von Gestalt war sie klein und zierlich, sie wird „mager" genannt; ihre Bewegungen waren von entschiedener Grazie; sie tanzte gut und leicht. Am liebsten ging sie weiß gekleidet. Sie war die Tochter des Hofmarschalls von Schardt, stammte aus einem armen und kinderreichen Hause und war an äußerst bescheidene Ansprüche gewöhnt. Mit sechzehn Jahren wird sie Hofdame der Herzogin Anna Amalia, in ihrem zwanzigsten Jahr heiratet sie den Oberstallmeister von Stein, den acht Jahre älteren Besitzer des durch Kriegsnöte ausgesogenen Ritterguts Kochberg. Die schönsten Jugendjahre vergehen ihr unter schwerem Leiden, in zwölf Jahren hat sie sieben Kinder gehabt, von denen vier nicht lebensfähig zur Welt kamen; offenbar war der Organismus der Mutter erschöpft. Als dem herzoglichen Paar ein Kind stirbt, schreibt sie: „Der Herzog liebt die außerordentlichen Begebenheiten, um seine Standhaftigkeit daran zu üben. Wir armen Mütter legen uns nicht darauf!"

Es ist nichts, die Furchtbarkeit der Natur, von der nur die sprechen können, die sie durchgemacht und selbst in ihrer ganzen Roheit empfunden haben, zu ertragen, wenn dahinter die Aussicht auf jenes höchste Glück steht, das die Ewige, Ausgleichende in dieser Seligkeit nur der Frau gewährt, dem Manne versagt: Mutterschaft. Was aber heißt es, ohne Hoffnung in ein Elend gestoßen zu werden, so grauenvoll, daß der Ruhe bringende Tod als Erlösung erscheint? In Charlottens bekannten Worten an Lotte Schiller schwingt der Nachklang dieser Leiden.

Allmählich hatte sie die Stationen dieses Kreuzwegs überwunden. Es kommt gelegentlich vor, daß die Mutter an einem Kind gesund wird. Nach dem sechsten Kind, ihrem Sohn Fritz, den sie zeitlebens mit größter Hingebung geliebt hat, erholte sie sich wieder. Dies Kind hat sie allein von allen selbst nähren können, ein der Geburt vorhergehender Badeaufenthalt hatte sie gestärkt. Es war das erste Mal, daß etwas für sie getan worden war, sie klagte nicht darüber in einer Zeit, in der zehn Jahre später die regierende Herzogin in gleicher Lage nichts für sich tun konnte, weil Karl August „knickrig" war. Eine Wiederholung dieser Pyrmonter Kur gab ihr Kraft, ihre letzte und siebente Entbindung von einem Töchterchen, das „als Wochenkindchen" starb, glücklich zu überstehen; ihre körperliche Leidenszeit lag hinter ihr, sie fühlte sich beruhigt und erlöst; die ihrer Seele begann.

Sie war in Pyrmont dem berühmten Arzt Zimmermann, dessen Unterredungen mit seinem großen Patienten Friedrich von Preußen bekannt sind, näher getreten. Zimmermann war überlaufen und bestürmt, von Fürstlichkeiten und großen Damen. Er war nicht unempfänglich für solche Beziehungen. Frau von Stein spielte in dieser glänzenden und reichen Umgebung eine bescheidene Rolle, sie hat sich nie vorgedrängt, stets sich suchen lassen; sich irgendwie aufzutun, auch wenn das ihrem Geschmack entsprochen hätte, fehlten ihr völlig die Mittel. Die Erbprinzeß von Braunschweig fand großes Gefallen an ihr und bat sie, für ihren ältesten Sohn sorgen zu dürfen.

Bei der Erbprinzeß sah Zimmermann sie und gewann von ihr solchen Eindruck, daß er ihre Silhouette an Lavater für die Physiognomik sandte. Unter diese Silhouette hat Goethe geschrieben: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe.“

Frau von Stein blieb mit Zimmermann im Briefwechsel, und nun, während sie, ihr siebentes Kind erwartend, einsam auf Kochberg sitzt, kündet sich die Tragik ihres Lebens weissagend an. Sie las Werther und Clavigo und gestand in einem ihrer Briefe an Zimmermann, sie wünschte wohl, den Dichter einmal zu sehen. Zimmermann antwortet: „Aber, arme Freundin, Sie wissen nicht, in welchem Maß dieser liebenswürdige und bezaubernde Mensch Ihnen gefährlich werden könnte —“

Später teilt er mit, was Goethe, „einer der außerordentlichsten und mächtigsten Genies, die je durch die Welt gegangen sind“, unter den Schattenriß geschrieben hat, und fügt bei: „Niemals, Madame, hat man mit mehr Wahrheit über Sie gesprochen. Alles, was ich ihm von Ihnen in Straßburg gesagt habe, hat ihm drei Tage den Schlaf genommen.“

In welche Seele fielen solche Worte?

Hier war eine Frau, noch jung, doch ihre schönsten Jahre lang von jeder Lebensfreude abgeschnitten. Durch Leiden ernst über ihre Jahre, nur durch Beherrschung und Pflichtgefühl vor Verzweiflung bewahrt. In ihrer ganzen Lage war viel Ähnlichkeit mit der Schwester von Goethe. Sie stand auf dem

Gipfel, Kornelie quälte sich unten im Grund des Anstiegs, dem sie dann erlag. In beiden lebte ein Geist, der an Klarheit und Kraft dem männlichen Erkenntnisvermögen nichts nachgab; Sehnsucht nach allen Wundern des Seins; bei beiden war er gebannt in einen gemißhandelten und immer wieder fast zugrunde gerichteten Körper. Von der Schwester klagt Goethe, daß sie ohne Glauben, Liebe und Hoffnung sei, von der Freundin, daß sie manchmal wähnt, der heilige Geist des Lebens habe sie ganz verlassen; eine Paria Gottes nennt sie sich einmal. In der Iphigenie sind ihm die beiden Teuren, die das Land ihrer Sehnsucht mit der Seele suchend am fernen Strand festgebannt stehen, in eins verschmolzen, dort kann man finden, was beide empfanden über das Los ihres Geschlechts. „Wenn ich ein Mann und ungebunden wäre!“ schreibt die Stein einmal.

Auch weiter sind sie tief verwandt, sowohl Kornelie wie Charlotte sind völlig unsinnliche Naturen. Je nach dem Grad, wie man sich ihnen näher oder ferner fühlt, mag man in einer solchen Anlage einen Mangel oder einen höheren Entwicklungsgrad zu erkennen glauben; es ist kein Zweifel, daß sie die Frau mit einem eigenartig herben, reinen und knospenhaft verschlossenen Zauber umgibt. Ihre Trägerinnen behalten ein Mädchenhaftes, ein Unberührtes, etwas, das die grobe Begierde entfernt, sie über die Menge erhöht. So hat über beiden eine unbewußte Majestät der Unschuld gelegen, sie haben das seltene und für eine Frau nicht genug zu preisende Glück gehabt, daß das Gemeine sie nicht berührt hat. Es gibt für den hingebenden Leser

in den Werken aller Dichter Stellen, bei denen etwas wie ein Schlag einer unbekannten Potenz uns sagt: hier zuckt Persönliches auf! Eine solche Stelle findet sich in den Wahlverwandtschaften über das Eheleben Charlottens. Herr von Stein war keine geistige Kapazität, aber ein Christ und ein Mann von Ehre. Charlotte hat in der Ehe mit ihm Leiden über Leiden getragen, nie eine Entwürdigung.

Heißer Veranlagte nennen derartige Naturen gern kalt, man kann im Gegenteil vielleicht sagen, daß sie dem nordischen Typ gemäßer sind. Charlotte war am Weihnachtstag geboren, Mörikes Gedicht: „An eine Christrose" mag ihr, wie Korneliens und auch der Herzogin Luise Wesen schön ausdrücken.

> Blume des Waldes, Lilienverwandte,
> Du lang von mir gesuchte, ungekannte,
> In fremdem Kirchhof, öd und schauerlich,
> Zum ersten Mal, o Reine, find' ich dich.
> Schön bist du, Kind des Mondes, nicht der Sonne,
> Dir wäre tödlich andrer Blumen Wonne;
> Dich nährt, den keuschen Leib voll Reif und Duft,
> Himmlischer Kühle balsamsüße Luft.
> Dich würden, mahnend an das heil'ge Leiden,
> Fünf Tropfen Blutes schön und einzig kleiden,
> Doch kindlich schmückst du um die Weihnachtszeit
> Lichtgrün mit einem Hauch dein weißes Kleid.

Fünf Tropfen Blutes — auch Charlotte hat nach innen geblutet, die Welt sah nur die verkrampften Lippen.

„Frau von Staël", schreibt sie, als diese in Weimar die Nachricht vom Tode ihres Vaters erhält, „hat Krämpfe, schreit ihre Tränen heraus" — ein leises

wehmütiges Neidgefühl der ewig Neidlosen scheint in den wenigen verhaltenen Worten zu liegen — sie schwieg und litt, „schon lang mit allem, was das Herz angreift, bekannt".

Wenn solche Frauen Mutter werden, vertieft das ihr Wesen, das Geschlechtliche tritt zurück, die höhere Frau bricht durch. Wenn schon das ärmste und leichtsinnigste Geschöpf durch seine Leiden, seine Mutterschaft geheiligt und erhoben erscheint, wie nicht erst sie, die in der Liebe nur dulden und ertragen, die dadurch aber auch fern von dem bleiben, wodurch, um mit Nietzsche zu reden, „Gemeinschaft gemein macht".

* * *

„Ich habe keine glückliche Jugend gehabt", schreibt sie in vorgerücktem Alter, „und finde mich jetzt tausendmal glücklicher, bin auch schon so lang von jener Zeit weg, que j'en aie perdu les regrets." Ein andermal von den Söhnen: „Diese drei Brüder scheinen geborene Freunde zu sein, ihre Einigkeit und unerschütterliche Fröhlichkeit machen mir große Freude. Ach, wenn ich wie mein Vater dächte, welchen Ärger hätte ich über ihre Eulenspiegeleien gehabt und ihre Einbrüche in die Milch- und Obstkammer!"

Diese strenge Erziehung war grundlegend für ihr späteres Dasein.

Was Charlottens Lebensauffassung bestimmte, war die strenge, puritanisch herbe Frömmigkeit ihrer Väter. Ihre Mutter, eine Irving aus schottischem Geschlecht, deren Vorfahren unter den Deutschrittern gekämpft hatten, schrieb in ihrem vierzigsten Jahr am 12. Ok-

tober 1768 ein Gebet, in dem sie „unter dem Angesicht des Allmächtigen, mit zerknirschtem Geist, mit gebeugtem Knie“ sich Gott übergibt. Es heißt darin: „Ich übergebe Dir meinen Leib und meine Seele, meine Verstandes- und Willenskräfte, alle meine Absichten, alle meine Wünsche. Ich übergebe mich Dir mit gänzlicher Überlassung alles, was mir teuer ist auf Erden! Nur Dein Wille geschehe an ihnen.“ Zum Schluß findet sich ein ergreifendes Gebet für ihre Kinder.

Die Tochter stand nicht im persönlichen Bekenntnisglauben der Mutter, ihre religiösen Auffassungen hatten weniger vom Dogma.

„Unsere äußerlichen Religionsgebräuche“, sagt sie, „sind ja nur Zeichen des Göttlichen in uns und Gott in jedem reinen Herzen willkommen, unter was für einer Form sein Geschöpf es auch darbringt.“

* * *

Sie taucht empor aus der graziösen Frivolität des Rokoko, der Zeit der lockeren Ausschnitte, der Strumpfbänder und der ewig amourösen Gefühle, aus der dürren Verstandesphilosophie der Enzyklopädisten, deren große Frauen das Leben von Buhldirnen führten und deren stärkste weibliche Intelligenzen das Sexuelle als eine ebenso wichtige und selbstverständliche körperliche Notwendigkeit ansahen wie die anderen natürlichen Funktionen, von denen man nicht spricht. Teils „nécessaire pour la santé“, teils indessen auch „agréable“, wie die Marquise von Châtelet sagt, Voltaires Geliebte, die große Mathematikerin, die im Wochen-

bett von dem Kind eines Dritten stirbt, nachdem der ältere Liebhaber ihr geholfen hat, den lange entfremdeten Gatten in die Situation zu bringen, die dem braven Haudegen seine Vaterschaft des zu erwartenden Geschöpfes einigermaßen einleuchtend macht, was nicht ohne Schwierigkeiten abgeht und die hoffnungsvolle Gattin wie den abgedankten Liebhaber gleicherweise in Atem hält. Der Sinn für moralische Sauberkeit war in den tiers-état geflüchtet, wo er dann durch seine gewaltige Stoßkraft das verfaulte System stürzen hilft, ohne freilich in Frankreich eine Wiedergeburt der Sitten erreichen zu können. Im Gegenteil, der Machttaumel übertäubt das sittliche Gewissen, es wird schlimmer als vorher, und eine ziemlich öffentliche Dame wird Gattin des Ersten Konsuls und Kaiserin der Welt.

Von dieser Atmosphäre schlagen nur schwache Ausläufer in das Leben Charlottens, und selbst sie genügen, alle inneren Kräfte der Frau in Ekel und Widerstand gegen die Unterjochung durch das Sinnliche aufzurufen. In einer schmutzigen Luft zu atmen, war sie nicht imstande; ihr tiefster und stärkster Zug geht auf Reinheit, Bezwingung der niederen Triebe, Erhebung über den Staub der Erde. In der Enge ihres Kreises erscheint sie als die Vorkämpferin einer höheren, gereinigten Sittlichkeit, ahnungslos, daß ihr in dieser Enge vorbehalten ist, mit ihrem Wesen, ihrer Sehnsucht nach Läuterung auf das gesamte Geistesleben nicht nur der Nation, sondern der Welt einen dauernden, unwägbaren und in seiner Wirkung unermeßlichen Einfluß auszuüben. Indem sie, treu ihrer inneren

Berufung, nach diesen Dingen des Reiches Gottes trachtet, fällt ihr „solches alles" „wie ein Raub" in den Schoß. Diese Dinge lebten ihr im Blut. Sie war nicht das Kind eines generationenlang in der Dumpfheit körperlicher Schwerarbeit sich nährenden oder in Handel und Wandel seinem Vorteil nachtrachtenden und für das Irdische geweckten Geschlechts, sondern sie stammte ab von der Mutter her von geistig angerührten Menschen, die von den Problemen ihrer Zeit bewegt wurden, in erhöhteren Stellungen den persönlichen Kampf gegen die spezifische „Sünde" des Mittelalters gekämpft, unter Anrufung der Unbefleckten um Reinheit gerungen hatten, die vor allem eins gelernt hatten: zu sterben für die Idee, der Vorherrschaft des Geistigen zu dienen. Sie erscheint als würdige Tochter der alten Kolonisatoren.

Von der Reinheit, der Strenge und der Wahrhaftigkeit der sittlichen Grundlinien dieses Glaubens war ihr Leben bestimmt; das schwere Wort, daß der Zweck des Daseins nicht das persönliche Glück, sondern die Läuterung des Individuums ist, beherrschte ihre Vorstellung; es war, was Goethe „den großen Begriff Pflicht" nennt, was sie aufrecht erhielt. Sie konnte mit Iphigenie sagen:

> Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
> Erst meinen Eltern und dann einer Gottheit,
> Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele
> Am schönsten frei ...

Neben diesem Pflichtgefühl ist ihre hervorstechendste Eigenschaft ihre unbedingte Wahrhaftigkeit. Selbst in Fällen, wo es gilt, ihrer sehr geliebten Schwester zu

helfen, schweigt sie lieber, als daß sie sagt, was sie nicht im ernstesten Sinn verantworten kann. Der Beweis dafür findet sich in einem Brief an die Schwester Luise Imhoff vom 22. August 1785. Wir finden weder Eitelkeit noch Selbstliebe; wie sie jede Wahrheit, ihr gesagt, ertrug, so hielt sie für ihre Pflicht, sie den Freunden zu sagen. Einer Nichte schenkte sie ein Paar Handschuhe, sie dankt stürmisch, Charlotte sagt trocken: „Liebes Kind, sie passen mir nicht." Überall finden wir den Drang nach Wahrheit, Klarheit und Aufrichtigkeit, nirgends sucht sie sich ins Licht zu setzen; eine Frau, vom größten geistigen Menschen des Jahrhunderts unter die Sterne versetzt, vergöttert und angebetet, geliebt, geachtet und verehrt von allen, die sie kannten, schreibt an Knebel: „Es ist sehr mein Glück, daß ich meinen Freunden nicht so widrig vorkomme, wie ich mir, und eher entziehe ich mich ihnen aus Bescheidenheit", und ein andermal scheint ihr, als wenn „alle anderen Menschen mehr Verstand hätten als sie selbst".

Jeder Hang zur Intrige, Verstecktheit und Hinterwegen liegt ihr fern. „Wie schwer erhält sich in politischen Verhältnissen das Innere ganz rein", schreibt sie einmal. Sie war Hofdame der Herzogin-Mutter gewesen, beste Freundin der regierenden Herzogin, auch ihren Fürstinnen ist sie — gelegentlich mit Ungnade dafür gestraft — stets wahrhaftig gewesen. Beide hohe Frauen waren einander unverständlich und unsympathisch; dennoch liebten sie beide, wenn auch Herzogin Luise, durch Charlottens große und oft zur Härte gesteigerte Offenheit gekränkt, einmal zu ihr

gesagt hat: sie begreife recht gut, daß Goethe sie nicht hätte lieb behalten können, — denn ihre Fehler waren natürlich die Kehrseite ihrer Tugenden. Toleranz gegen das Niedere war ihre Sache nicht; sie sagt jederzeit, was sie denkt, und verletzt dadurch. Zumal nach der großen furchtbaren Enttäuschung ihres Lebens ward ihr Wesen schroffer; in Sachen des Sittlichen kennt sie keine Kompromisse, kein Beschönigen, kein Vertuschen.

Die „seinsollende Freude" inmitten des nationalen Unglücks war ihr unerträglich; nachdem sich Goethes forcierte Heiterkeit nach dem Jammer von 1806 gegeben hat, bemerkt sie von dem noch immer Geliebten: „Seine jetzige Traurigkeit ist mir wohltuender als seine unnatürliche Lustigkeit."

Was ihr fehlte, war Phantasie, sie sah die Dinge, wie sie sind. —

„Sie konnte nichts begreifen,
Die hier im Boden liegt,
Nun hat sie's wohl begriffen,
Da sie sich so vertieft —"

schreibt sie einmal sich selbst als Grabschrift. Und gerade ihr, der Illusionslosen, widerfuhr das, was in der Welt am meisten Kraft des Glaubens braucht, sie glaubte an den Sieg des Höheren über das Niedere. Das war ihr Verbrechen. Wir finden es wundervoll und groß, wenn es heißt: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt", aber begehrt eine Frau das Recht zur unerhörten Tat, und sei es auch in ihrem eigensten Bereich, so fällt eine Zeit, die alles mechanisch und physisch erklären möchte, über sie her, statt in ihr eine

Vorkämpferin zu reinerer Menschlichkeit zu verehren. Auch Lotte Schiller erklärt: „Mit ihrem teilnehmenden Herzen für die Schmerzen anderer kann sie nicht auch für die Schmerzen der Phantasie schonend sein.“ Schon als Kind hat sie nie mit einer Puppe gespielt.

* * *

„Leidenschaftslos“ nennt Knebel, ihr ältester und bleibender Anbeter, der ihre Briefe in seinem „Schatzkästlein“ verwahrt und sie „für ein Wesen hält, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu Stande kommen dürfte“, sie in seiner bekannten Charakteristik. Das ist richtig, sie kannte und floh bewußt die Macht der Leidenschaft; „Leidenschaft bringt Leiden“, schreibt sie in einem Brief; auch gegen Goethe mag sie das Wort warnend und beschwörend gebraucht haben. In der Marienbader Elegie, in den jungen Schmerzen seines hohen Alters, als ihn zum letzten Male Leidenschaft schüttelt zu einer Frau von Charlottens Art, rein und unerreichbar, hat er sich des Wortes seines „Schutzgeistes“ erinnert: „Die Leidenschaft bringt Leiden!“

Indessen gab es *eine* Leidenschaft, die auch Charlotte Leiden brachte, die sie bis in die Tiefen ihrer Seele aufzuwühlen vermochte, über der sie sogar ihr schönes Maß, die „ganz bestimmte reine Linie“, die Knebel an ihr entzückt, verliert: das war die Leidenschaft für das „Gute und Rechte“, die edelste des Menschen. „Ich kann nur leben im Rechten und Wahren“, schreibt sie einmal ihrem Fritz. Für das Gute und Wahre, also das, was sie dafür hält, „für das,

was sie für wahr hält und was edel ist", wie Schiller von ihr sagt, wird sie, die Gelassene, sogar aggressiv; zwei Stunden streitet sie sich mit Schiller „ganz müde" darüber, ob, wie er meint, die Kunst das menschliche Geschlecht zu bessern vermöge, während sie nur dem Ethischen diese Macht zubilligen will. Eine Anhängerin des l'art pour l'art wäre sie nicht gewesen, und die Entwicklung gibt ihr Recht: die alte Auffassung, daß alle Kunst, die den hohen Namen verdient, im tiefsten Urgrund ethisch ist, wird Sieger im Gegensatz zu einer, die die Bedingungen angewandter Kunst einfach aufs Geistige übertrug. Ihr Urteil über die Römischen Elegien, das man ihr so erbittert vorgeworfen hat, beruht auf gleichem Grund: die — an sich berechtigte — Art, Sinnlichkeit aus Freude an Sinnlichkeit darzustellen, konnte in ihrem strengen und reinen Gefühl für das Sittliche nicht wohl einen Widerhall finden. Die Schönheit erkennt sie an, fügt aber bescheiden hinzu: „sie tun mir nicht wohl"; dann, nachsinnend kommt ihr der Gedanke an Wielands der Lüsternheit nicht ermangelnde Rokokoschilderungen aus „Oberon" und so weiter, sie stutzt: sollte sie, der der Dichter des Tasso, der Iphigenie, der reinsten und adeligsten Kunst vor der Seele steht wie ein teurer Abgeschiedener, ungerecht gegen Goethe, wie er jetzt ist, sein? Sie denkt nach, wie es kommt, und findet die Lösung: „bei diesen üppigen Schilderungen lief es zuletzt auf M o r a l hinaus" — und damit fühlt sie sich gerechtfertigt. Es ist leicht — wie Schiller in dem Epigramm über die alte Technik, die Wollust zu malen, aber den Teufel daneben zu stellen, damit die Tugend gerettet

sei —, über diese bürgerliche Auffassung zu spotten, indessen beruht auf ihr, wie Charlotte einmal richtig sagt, der Bestand der Welt. Im übrigen hat nicht leicht jemand sie inniger verehrt als Schiller; Lotte hat es oft ausgesprochen, wie tief er den „schönen Ernst ihres Charakters", ihren „Hang zu höheren, ernsteren Ansichten" an der älteren Freundin liebte, wie sehr er auf ihr Lob, ihren Tadel gehorcht hat. Die Handschuhstelle vom Ritter Delorges, der der Dame das Objekt der Liebesprobe ins Gesicht wirft, hat er auf ihr Mißfallen hin geändert; daß in der „Würde der Frauen" ihr Wesen so widerklingt, wie in den schönen Epigrammen, ist unbestreitbar. Ihre herzliche Freude an den philosophischen Gedichten, vor allem am „Spaziergang", der „so recht ihre eigene Auffassung über die Entwicklung des Menschengeschlechts" ausspricht, war um so größer, als sie bis zur Entstehung von „Hermann und Dorothea" nicht viel Grund hatte, sich an Goethes Entwicklung zu freuen. Alle ihre ablehnenden Urteile über Goethes Produktion, die man als Ausbrüche ihrer „Wut" über den Treulosen, so gelassen sie auch geschrieben sind, ausgeschrien hat, stehen unter diesem Gedanken. Wie rein ist dagegen ihr Entzücken, wenn dem immer noch Geliebten ein Makelloses, Erhöhtes in ihrem Sinn gegeben wird, wie tief empfindet sie die Schönheit der Achilleis, aus der sie beim Tode ihrer Schwiegertochter die schöne Stelle: „Wer jung die Erde verlassen" anführt. Immer von neuem wirkt Tasso auf sie, das Werk, von dem er einst ihr geschrieben hatte: „Am Tasso arbeiten heißt für mich zu dir sprechen." Auch die Pandora

entzückte sie, und sie rezitiert gern daraus. Desto mehr Recht wird man ihr zugestehen, offen zu tadeln, was ihr widerstand.

Mächtig wie im Geistigen war ihre Leidenschaft auch im Weltlichen. So ruhig sie die Dinge erträgt, die die meisten Menschen am tiefsten treffen, Schädigungen des persönlichen Wohls, des Fortkommens, der „Eitelkeit und Ehrsucht“, des Besitzes, so sehr mit aller verzehrenden Gewalt des Feuers, „des heftigsten und reinsten Elements“ flammt sie empor, wenn das Gut, das die Frau zutiefst zu hüten berufen ist, die Sitte, verletzt wird. Die Person ist ihr dabei ganz gleichgültig. Mit Karl August, von dem doch viel für ihre Familie abhing, hat sie sich wegen der Jagemann ganz überworfen, so sehr sie die Frau als Künstlerin bewundert. „Die nicht mehr Nymphe der Göttin Diana, ihre Namensschwester (sie spricht vorher von einer Karolina) ist mir lieb, daß ich sie nicht mehr habe sehen müssen“, schreibt sie einmal. Auch früheren Gelüsten des Landesvaters auf schöne junge Mädchen ihres Kreises ist sie mit Energie entgegengetreten — ihre spätere Schwiegertochter Amalie Seebach befand sich darunter. Es vermochte auch Charlottens Empörung nicht zu dämpfen, daß die Herzogin, an die Mätressenwirtschaft ihrer Standesgenossen gewohnt, diese Dinge mit ziemlicher Ruhe betrachtete und, um den unbesieglichen Hang des Gatten vor dem Ausarten zu bewahren, nach ihrem eigenen Verzicht auf eheliche Gemeinschaft die Jagemann sogar selbst schriftlich ersuchte, die Nebenfrau ihres Gatten zu werden. Vielleicht liegt hier der tiefere Grund für die spätere

Kühle Luisens gegen die sonst leidenschaftlich geliebte Freundin.

Dies alles ging sie nichts an, es war klug, die Augen zu schließen, zu ignorieren, was nicht zu ändern war. Aber die Frau, die Goethe dreizehn Jahre lang auf den Knien angebetet hat, war nicht von den feigen Seelen, die ihrem Gewissen — was gleichbedeutend ist mit Gott — antworten: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ In ihr brennt das Gefühl der sittlichen Verantwortung eines jeden an der Schuld der Gesellschaft, das schlechte Vorbild, das die Fürsten, die doch „auf Kosten ihrer Untertanen leben“, dem Volk geben, erbittert sie, sie findet scharfe Worte über die Verschwendungssucht, die auf dem Wiener Kongreß das Mark des Landes vergeudet. „Die Menschen sind hier nicht sicher, ob sie das Bett unter dem Leibe behalten, und alles, um es dem Landesvater nach Wien zu schicken. Ich höre täglich Details, die mich unglücklich machen.“

Selbst die von ihr sehr geliebte Erbprinzeß-Großfürstin, von der es sie freut, „daß sie immer und mit Eifer das Gute will“, erfährt ihren Tadel, als sie, die russische Kaisertochter, 1814 mit Gemahl und Gefolge ziemlich überflüssigerweise zu den Pariser Festlichkeiten geht: „Wieviel Dorfschaften einer solchen Reise Kosten aufhelfen könnten!“ Im übrigen aber fand sie mit Recht: „Die fürstlichen Frauen sind verständiger und moralischer als die fürstlichen Herren.“

Es scheint, daß dies Gefühl sittlicher Verantwortlichkeit des einzelnen für die Sünden der Gesamtheit uns zu unserem bitteren Schaden verloren gegangen

ist. Charlotte drückt ihr Gefühl dafür auch einmal mit den Worten aus: „Der reichere Geist hat die Pflicht, dem schwächeren Fassungsvermögen zu helfen, denn wer weiß, ob nicht auf Unkosten mancher schwachen Köpfe, denen die Natur es entzogen, die Stärkeren es besitzen." Es ist mithin wohl nichts unvorsichtiger, als auf Grund folgender Stelle in einem Brief an Fritz: „Mademoiselle Jagemann hat die fürstliche Familie wieder mit einem Töchterchen vermehrt, man sagt, sie werde das Palais von der Herzogin-Mutter künftig beziehen. Man hatte Stroh in den Straßen gestreut, während sie in den Wochen lag, um den Lärm der Fuhren zu dämpfen. Darauf fand man ein Pasquill an ihrem Haus: — müssen auf Stroh sterben. Die Polizei nahm's geschwind ab. Dieser kleine Hof soll mehr kosten wie der große; es macht im allgemeinen einen bösen Eindruck —" zu behaupten, daß Charlotte mit „Vergnügen" jedes „gehässige Geschwätz" verbreitet und noch hinzugesetzt habe: „Schade, weiter weiß ich nichts von der Geschichte." Die angeführte Bemerkung fügt vielmehr Karl Stein in einem Schreiben aus Kochberg s e i n e r Wiedergabe der Geschichte hinzu, nachdem er zuvor erzählt hat, die Favoritin, durch die später bekanntlich Goethe von seiner Schöpfung, dem Hoftheater, verdrängt wird, habe ihren Schwager, Herrn von Dankelmann, der seine Familie nicht länger bei ihr, als in einem —hause, lassen wollte, ohne weiteres durch ihr ergebene Kreaturen widerrechtlich verhaften lassen. Es war wohl kaum der „Weimarsche Janhagel", der diese „rohen Schändlichkeiten", über die Frau von Stein sich „freuen" soll, verübt hat,

sondern eher ein rechtlich einfacher Mann, der dem allgemeinen Empfinden des Volksgewissens einen zwar groben, aber an sich nicht unverdienten Ausdruck gegeben hat. Karl deutet an, es sei der Schwager selbst gewesen.

Frau von Stein zog sich durch ihre wenig „antike“ Art, das Verhältnis anzusehen, wie schon angedeutet, manchen Verdruß zu. Karl August, sonst voll von Aufmerksamkeit für die von ihm hochverehrte Freundin der Gattin, äußerte seinen Unwillen in vielerlei und leider oft kleinlicher Art, die ihr Leben nicht angenehm machte, wie es sexuell gereizte Männer, unabhängig von ihren sonstigen Charaktereigenschaften, erfahrungsgemäß nicht selten tun, indem bestimmte Ur-Instinkte durch die geschlechtliche Leidenschaft ausgelöst werden, die höhere Kultur sonst in Gewahrsam hält. Bald wird ihr aus diesem oder jenem Grund der Wagen verweigert, auf den sie Anspruch hat, oder irgend eine gewohnte Gefälligkeit unliebenswürdig abgeschlagen, bald wird sie ein wenig mehr oder minder mit der Wohnung schikaniert. Nachdem die Pferdeställe unter ihren Räumen entfernt waren, freut sie sich auf das freiwerdende Gelaß. Der Herzog richtet statt dessen Erfrischungsräume für die Spaziergänger dort ein. Kaum hat sie sich an den immerhin angenehmeren Restaurationsbetrieb gewöhnt, so machen sie einem Laboratorium Platz. Vor den Säuren und aufsteigenden Dämpfen kann sie kaum die Fenster öffnen, ihre Augen werden entzündet, Lottchen schildert den Lärm der knallenden Experimente unten, von denen die Scheiben klirren. In Weimar nannte man den

unglücklichen Chemiker, der mit seinen Versuchen die schöne Parkgegend verpestete und den Besuchern die Kleider verbrannte, den Mordbrenner. Sie selbst sagt mit ihrer gewöhnlichen Gelassenheit, als Karl August die Vorstellungen seiner Gemahlin, die vielleicht lebensgefährliche Nachbarschaft ihrer Freundin aufzuheben, beharrlich ablehnt: „Er denkt gewiß, daß an einer alten Frau wenig gelegen ist." Durch seine Haltung erschwerte er auch Fritzens zögernden Entschluß, nach Preußen zu gehen, indem er ihn vor ein Entweder-Oder stellt, statt einen Ausgleich zu finden; der Imhoff spielte er einen so lächerlichen Streich, daß sie nur auf dringendes Zureden ihrer Tante Charlotte unterließ, um ihre Entlassung als Hofdame zu bitten, und wenn sonst nichts war, so nahm der sonst so freigeistige Herr einen plötzlichen Anstoß an der Haarbeutellosigkeit des Kochberger Sohnes, der nach neuer Sitte, wie übrigens auch Karl August selber, einen „Tituskopf" trug. Wegen dieses Haarbeutels werden Tante, Mutter und der Sünder selbst in Bewegung gesetzt, bis Charlotte, nun auch böse geworden, den Angriff siegreich abschlug. Das Laboratorium machte später der russischen Kapelle Platz, deren schöne griechische Gesänge sie erfreuten, dagegen war es keine kleine Unannehmlichkeit für die in ihrer Umgebung so peinliche Frau, als früher schon, ohne jede Rücksicht auf sie, die Decken des ehemaligen Marstalls hochgeschraubt wurden. Sie klagt Fritz, was für Risse die Wände bekommen hätten, wie die Tapeten hingen und wie die Türen krumm geworden wären; „du wirst viel anzuordnen kriegen, wenn du

alles willst wieder in Ordnung bringen, und doch freue ich mich darauf, wie wir unser Häuschen reinlich und mit Geschmack aufputzen wollen." (Mit fast den gleichen Worten schreibt Goethe nach dem Umbau des Frauenplanhauses von seinem „Häuschen" an Christianen.)

Auch die Favoritin selbst — die bekanntlich eine bedeutende und hochbegabte Natur von nur allzu leidenschaftlichem Ehrgeiz war — vergalt ihr ihre ablehnende Haltung mit kleinen Ungezogenheiten, wie sie zum Beispiel einmal nach dem Theater den Kutscher der alten Dame, die eben in ihren Hofwagen steigen wollte, anherrschte, er solle ihrem Gefährt Platz machen. Mit der Zeit wuchs ihr Selbstgefühl derart, daß es auch vor der vornehmen Schwiegertochter Karl Augusts, der russischen Kaisertochter, nicht Halt machte. Wegen einer rein äußerlichen Etikettefrage, an der die Großfürstin am wenigsten schuld war, bestimmt sie den Herzog, bei seiner sonst sehr verwöhnten Schwiegertochter nur für eine Viertelstunde zu erscheinen. Am nächsten Geburtsfest der Erbprinzeß erreicht sie durch Ungültigerklärung aller Abonnements und Freibillette, daß die Festvorstellung vom Publikum nur schwach besucht wird, und stemmt, indes die Großfürstin, durch das herkömmliche Klatschen begrüßt, erscheint, ostentativ beide Fäuste auf die Logenbrüstung. Sie kannte also ihre Macht, wußte sie ihrer Natur entsprechend zu nutzen und wird, was sie der ersten Dame des Hofes gegenüber wagte, sich einer Tieferstehenden gegenüber sicher nicht versagt haben. Die Nachwehen dieser Gesinnungen waren noch, als das

Kriegsbeil längst begraben war, in der Haltung des Hofes gegen Frau von Steins Enkel zu spüren; man machte beiden vortrefflichen jungen Leuten den Eintritt in den weimarischen Staatsdienst so schwierig, daß sie lieber verzichteten.

Charlottens Verhalten in dieser Hinsicht war also im Weltsinn unvernünftig; sie nützte scheinbar niemand, sie schadete sich und ihren Liebsten. Aber indem sie irdisch genommen irrational handelt, handelt sie nicht im Sinn einer höheren Vernunft, ihres Gewissens, leidet sie nicht für die Idee? Die Herzogin fand sich mit den Realitäten ab; sie, das Ideelle suchend und ihm unbeirrt nachstrebend, scheint faktisch höher zu stehen als die weltlich genommen durch die Vornehmheit ihrer Haltung recht wohl imponierende Gemahlin selbst.

Ihren Unmut über solche und ähnliche „moralische Leiden" beruhigte sie in jener Zeit mit der Betrachtung, daß „ich eine ganze Ewigkeit habe, worin diese Leiden nur hin und wieder Punkte sind, auch selbst, wenn im ganzen Gegenwärtigen ein und mehreremal diese Leiden zur langen Linie werden. Immer hilft's freilich nicht", setzt sie mit ihrer gewohnten Wahrheitsliebe hinzu.

Schlimmer waren ähnliche Verhältnisse in der eigenen Familie. Ihre schöne Schwester Luise war die Frau eines bayerischen Imhoff, der als geschickter Miniaturmaler einst mit seiner Frau, einer schönen Feldwebelstochter, nach Indien gegangen und auf dem Schiff Warren Hastings begegnet war, dem er gegen eine ansehnliche Abfindung seine Genossin ver-

kaufte. Die beiden Kinder bekam sie mit. Diese Dinge sickerten erst später durch, als die Lady nach England zurückkehrte und Herr von Imhoff Sehnsucht nach ihr bekam, worauf er beschloß, sie mit seiner Frau zu besuchen; der eigentliche Zweck war die Auffüllung seiner leergewordenen Kasse. „Meine Mutter bekommt leicht etwas zuwider," sagt Karl als junger Mensch, als er ihr und dem Vater durch Leichtsinn und Schuldenmachen nicht ohne Grund etwas „zuwider" geworden war; der Schwager Imhoff ward ihr erst recht zum „Ekel". Sein späteres Betragen gegen seine Frau entsprach seiner sonstigen ehrlosen Gesinnung.

Ebenso kränkte sie ihr jüngster, ein wenig eitler und alberner Bruder durch seine Aufführung. Auf Anstiften Frau von Seebachs, die gern ihren Kochberger Enkeln eine kleine Erbschaft zuwenden wollte, hatte er für ein Honorar von sechstausend Talern eine Gräfin Beust geheiratet, die Grund hatte, ihre Umstände durch eine Ehe respektabel zu machen. Seine Schwester geriet darüber in heftigen Zorn, brach mit der ihr sonst recht lieben Seebach und war erst wieder versöhnt, als Louis das Geld zurückgab und die Scheidung einleitete. Ein Mädchen „durch eine Scheinheirat vor Schande zu bewahren, wenn man selbst seinen Namen nicht fortpflanzt," hielt sie mit der Familie für erlaubt; für einen Akt solcher Großmut Entgelt zu nehmen, selbst wenn man so arm war wie der alte Louis, der ja eigentlich weniger sich als den kleinen Großneffen dadurch nützen wollte, empfand sie als so empörend, daß sie schreibt: „Ich schäme mich seiner."

Als alte Dame, im Jahre 1813, will sie dem alten Freund Goethe zu seinem Geburtstag abends eine Ananas bringen. Indem sie, von ihrer Jungfer geführt, leise durch den Garten geht — es war September, ein warmer Tag, der Mond schien, zum Geburtstag selbst war er in Ilmenau gewesen —, sieht sie ihn mit der Sängerin Engels unter einem Baum sitzen; das Mädchen spielte Gitarre und sang dazu. Ob das Lied leichtfertig war, ob sein oder ihr Ausdruck sie verletzte, ob die Engels keines guten Rufs genoß, — Charlotte brachte es nicht übers Herz, sich zu erkennen zu geben, schob die Frucht heimlich in das Gebüsch vor Goethes Füße und entfernte sich lautlos. Wie oft hat ihre unverwelkte Liebe so unerkannt zu seinen Füßen gelegen.

Die gleiche Strenge waltet in ihren Ansichten weniger prominenten Persönlichkeiten gegenüber. Von Herder, mit dem sie innig befreundet war und von dem sie nach seinem Tode bestimmt annahm, er werde ihr erscheinen, „denn ein solcher Geist kann nicht in Nichts sich verhauchen", mißfiel es ihr entschieden, daß er Frau von Einsiedel, ehemalige Frau von Werthern, als Patin seines Enkels duldete. Die junge Frau — von der Goethe einst an ihren „moralischen Leibarzt" Knebel schrieb: „Die W. gewinnt nichts durch deine Abwesenheit. Ihre Natur, die du ausgetrieben oder in die Enge getrieben hattest, kehrt in ihre alten Rechte zurück. Ich seh ihr so im Stillen zu, sie will mir gar nicht gefallen" — hatte nach allerlei Irrungen eine große Komödie aufgeführt, war mit ihrem Liebhaber Einsiedel nach Afrika entflohen, während man an

ihrer, der angeblich Gestorbenen, Statt eine Puppe begrub.

Noch viel mehr erzürnt sie Knebels Heirat, über die sie mit ihrem alten Freund mehrere Jahre hindurch auseinanderkommt.

Die Frau, um die es sich handelte, war ein Fräulein Rudorff, Kammersängerin der Großherzogin-Mutter, so schlechten Rufs, daß in einer Aufführung allein Goethe ihrer schönen Stimme applaudierte, während das übrige Publikum ostentativ schwieg. Knebel wagte auch nicht, seiner Schwester zu gestehen, daß er das Mädchen heiraten wolle, und leugnete es ihr ins Gesicht ab; erst durch den Herzog erfuhr sie die Wahrheit. Das entsetzte Fräulein flehte Herder an, dem Bruder ins Gewissen zu reden, Herder lehnte ab. Nun mußte Charlotte ins Feld; doch auch ihre Vorhaltungen glitten wie Wasser ab, da der alte Moralist einen moralischen Grund als Schild zu benutzen wußte, der die besten Stöße kraftlos machte. Charlotte war tief betrübt über den Fall und schob ihn auf Goethes schlechtes Beispiel.

Auch den Menschen, den sie neben Goethe am schmerzvollsten geliebt hat, ihren Sohn Fritz, warnt sie ernstlich vor einer Dame, in deren Haus er verkehrte: „Sie ist keine Frau, die zu deiner moralischen Bildung beitragen kann. Erhalte dir immer mit Bescheidenheit deinen dir natürlichen Charakter des Grandison.“ Eine andere Freundschaft des Sohnes mit einer älteren verheirateten Frau sah sie dagegen mit Genugtuung und beweinte die Tote nach ihrem frühen

Hinscheiden fast so herzlich wie Gatte, Tochter und greise Eltern.

Daß ihr Sohn Karl, der viel Sinn für Humor und neben großen Gemütseigenschaften eine eigenartig trockene Art zu scherzen besaß, ihr in jener Zeit gelegentlich neckend sagte, er finde „solche Verhältnisse artig", erfüllte sie bei der Jugend des Sohnes denn auch mit ernstlicher Sorge, und sie gibt in ihren Briefen ihrer Furcht Ausdruck, er könne sich wirklich solch ein „Mamsellchen wie Goethe" nehmen. Sie fügt dann auch recht aus Herzensgrund hinzu: „Mir sind solche Verhältnisse zum Ekel." Aus dieser Auffassung heraus auch schon früher ihre Goethen so empfindliche Bezeichnung Klärchens als „Dirne".

* * *

Auch in weniger bedeutsamen Dingen hielt sie streng auf Dekorum und Schicklichkeit. In den „Bekenntnissen einer schönen Seele", von denen sie sofort herausfühlt, daß ihnen wirkliche Aufzeichnungen zugrunde liegen, verletzte sie die Stelle, wo die Badende ihren nackten Körper mit Wohlgefallen betrachtet; die Mutter eines Freundes von Fritz war ihr samt ihrer Freundin wegen ihres auffallenden Benehmens fatal. „Die zwei Damen haben so närrisch Zeug gemacht, solche Zweideutigkeiten gesprochen, daß Herzogin Luise ganz erstaunt war. In der Oper haben sie so den Takt geschlagen, daß die übrigen alle auf ihren Stühlen wackelten." Alsbald fügt sie aber bei, daß die eine „etwas Herzliches" habe und daß die katholischen (sie meint wohl süddeutschen) Damen

alle mehr Lebhaftigkeit als die lutherischen hätten. Auch ihre Nichte Käthchen Imhoff verfällt ihrem Tadel wegen Nichtachtung der Form, weil sie mit ihrem zukünftigen Schwager Helvig in dunkler Nacht ohne Gardedame mehrere Stunden weit nach Kösen oder Ruhla zu der wartenden Braut gefahren ist. Man darf das nicht ohne weiteres für kleinlich halten; es ist nur ein für die lockere Zeit sehr nötiges Zügelfestnehmen. Denn daneben ist sie durchaus nicht prüde; in Goethes Briefen liest sie mit der mütterlichen Selbstverständlichkeit einer Landfrau über allerlei gesundheitlich gewiß sehr wichtige, aber nicht gerade sehr ästhetische Berichte über seinen und Fritzens Stoffwechsel hinweg, sein derbes Gedicht auf Nicolais „Freuden des jungen Werther" hat sie als über Achtzigjährige noch „mit Anmut und Geistesgegenwart" rezitiert.

Als ihr Fritz um eine junge Gräfin Burghaus wirbt und sich dann zurückzieht, läßt ihn die Mutter des schönen und reichen Mädchens fragen, ob ihre Tochter ihn beleidigt habe — übrigens ohne Erfolg, denn das Verhältnis stellte sich nicht wieder her. Frau von Stein, die angeblich „in der Form leer aufgehende", „gezierte Hofschranze", schreibt dazu: „Mir gefällt die Mutter, *die dem gewöhnlichen Vorurteil, nicht den ersten Schritt zu tun, entsagt* und für ihre Tochter einen Menschen wählt, der weder Rang noch Reichtum, aber ein gutes Herz und unverdorbene Sitten hat."

Auch jeder Pharisäismus liegt ihr fern; als eine junge Frau zwei Wochen nach der Hochzeit ins Wasser geht, weil ihr Mann sie mißhandelt, bemerkt sie,

es liege ein Verhältnis mit dem Herrn aus einer früheren Dienststelle vor, nennt sie ein „armes unglückliches Geschöpf“ und gibt ihrer Freude Ausdruck, daß sie tot geblieben sei und nun Ruhe habe.

Auch Frau von Knebel, die zunächst freilich bald geschieden zu werden begehrte und dem Gatten mehrmals entlief, hat sie, als sie endlich durch ihr Benehmen bewies, daß sie ihre Auffassungen geändert habe, freundlichst in ihrem Haus aufgenommen; an dem wohltuenden Ausklang, den Schillers Verhältnis mit der unglücklichen Charlotte von Kalb nahm, hat sie gewichtigen Anteil. Sie hat darauf hingewirkt, daß er, der der Ärmsten zunächst mit der rätselvollen und entsetzlichen Undankbarkeit und Verachtung gegenüberstand, die die meisten Männer für ihre früheren Geliebten aufbringen, der Frau, die soviel für ihn getan hatte, achtungsvoll begegnete und sie zur Patenschaft bei seinem Töchterchen einlud. Die beruhigten und getrösteten Briefe der bedauernswerten und zutiefst edlen Frau sind ein wahrer Ehrenspiegel für die verstehende Güte der Stein.

Wo ihr dagegen die Frechheit, die dreiste Nichtachtung der Sitte begegnet, ist sie, die für die Sünden der Leidenschaft, wo immer sie Reue wahrnimmt, soviel Erbarmen zeigt, unversöhnlich und unerbittlich.

Auf diesen Auffassungen begründet sich ihre Ansicht über Goethes Verhältnis zu Christiane, die man so unerklärlich findet, daß man die seltsamsten Begründungen herzuholt.

* * *

Sie glaubt an das Wunder. Als ihre Mutter gestorben war, von deren geliebter Leiche sie sich nur schwer trennen konnte, ging sie, Schauder und Grauen überwindend, nachts auf den Kirchhof zu ihrem Grabe; sie meinte, sie würde ihr ein Zeichen geben.

So wenig sie an sich optimistisch ist, so leicht zweifelnd und bar des Vertrauens in irdische Dinge; man erinnert sich an Goethes Wort: „das ist wahr, daß Sie einen, der nicht festhielte in Treue und Liebe, von sich wegzweifeln und träumen könnten, wie man einem glauben machen kann, er sehe blaß aus und sei krank", und wie oft er über ihren „Unglauben" an ihn schilt, — sie glaubt an das Gute, mit der gleichen rührenden Inbrunst, die der immer wieder frosterzitternden Erde die zartesten Blüten aus Eis und Schnee abringt, sie glaubt an das Wunder, wie nur eine Frau glauben kann, wie Maria glaubt, daß ihr Schoß den Erlöser trägt, wie Goethes Mutter glaubt — „ich hab's schon im Mutterleib gewußt, was aus meinem Kind will werden" —, sie glaubt, wie in unserer Zeit Nora, unter deren Gespiele und Getue das höhere Weib sich versteckt, an das Wunder glaubt, an das „Wunderbare", daß ihr Lump von „korrektem" Gatten die Größe ihrer Liebe zu fassen fähig sei.

* * *

Je ungeistiger ein Mensch ist, desto mehr wird er heut die strengen ethischen Auffassungen Frau von Steins nur äußerlich betrachten, sie als eng, einseitig, gouvernantenhaft, weil unbequem, empfinden. Auch

wer ihr innerlich Recht gibt — Frauen von unantastbarer eigener Haltung dünken sich moderner und mehr Frau von Welt, wenn sie Charlottens Standpunkt für kleinlich halten. Indessen verlohnt es sich wohl der Mühe, dem nachzugehen.

„Ich kann nicht instinktmäßig lieben, mich verlangt nach Vollkommenheit", schreibt sie einmal, und erst sehr spät, im hohen Alter, gesteht sie resigniert, daß „eine dauerhafte Freundschaft sich mehr auf Nachsicht gegeneinander gründet als auf beiderseitige Vollkommenheit". „Ich habe immer in der Welt die letztere gesucht und ende mit der ersteren." Um jene Zeit, als Siebzigerin, merkt sie unter dem 20. April 1820 aus Goethes eben erschienenen Heften zur Morphologie an: „Zwischen Idee und Erfahrung scheint eine gewisse Kluft befestigt, die zu überschreiten unsere ganze Kraft sich vergeblich bemüht. Dem ohngeachtet bleibt unser ewiges Bestreben, diesen Hiatus mit Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und, wenn wir sonst nichts vermögen, mit Albernheit zu überwinden." Zumal das letzte mag ihr manches Unbegreifliche in Goethes Haltung tragisch erleuchtet haben. — (Die Stelle ist übrigens auch interessant hinsichtlich des berühmten ersten Gesprächs mit Schiller; der Punkt, an dem es diesem gelingt, den abwehrenden und halb vereisten Goethe innerlich zu fassen, ist der: „das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee".)

Damals aber war sie jung, voll von Glauben, Gefühl, — Wahn, wenn es denn so sein soll: sie glaubte, der „Hiatus" ließe sich überbrücken, ihre

Idee sollte Erfahrung werden, und sie war es zum mindesten sieben Jahre lang, sie durfte an männliche „Tugend", den kostbaren und seltenen Besitz der Erde glauben, jenen Besitz, von dem ein großer Gelehrter unserer Zeit sagt, daß er heut fast als Schande gilt. Und sie scheint mir hiermit, mit dieser von Ibsen verhöhnten und verfemten „moralischen Forderung" in der Hand, moderner und sozialer als ihre heutigen Richterinnen und Richter. Denn was der Zeitgeist an diesen uralten Wahrheiten bewegt und kräuselt und zu verändern scheint, ist nur Oberfläche, und ihr Wesen lebt unantastbar in ewigen Tiefen.

Sie verlangt also vom höheren Manne, vom Herzog, von Knebel, von Goethe vor allem Tugend in sexueller Hinsicht. Hat sie Unrecht mit dieser Forderung?

Der Satz vom ewigen Kampf der Geschlechter ist auch der heutigen Zeit ehrwürdig, die tiefsten Erbitterungen und Verzweiflungen des Durchschnitts haben sexuellen Untergrund. Die Frau kann niemand vor dem Mann retten als der Mann, der in der Frau, um Hebbelisch zu reden, keine „Sache" sieht. Um die Frau davor zu bewahren, ihr die Existenzberechtigung als Mensch neben dem Manne zu geben, ist in jahrtausendelangen Kämpfen der höher gearteten Frau mit der Unterstützung und Hilfe des höher gearteten Mannes die Sitte entstanden, das Bollwerk, das die Frau vor den niederen Trieben des Mannes schützt, das aus dem unreinen, dem Mann nur als Objekt seiner Sinnlichkeit und später als Arbeitstier dienenden Geschöpf den Menschen, das Ebenbild Gottes macht. Wer also ist berufener, die Sitte, die „moralische

Weltordnung", wie der Große sagt, die die Frau und in der Frau die Welt hält, zu schützen, als die Frau, die die Not ihrer Mitschwestern empfindet? Wer tüchtiger, diese Sitte zu verteidigen, als der Mann, der das Weib „nicht liebt, wie man Essen und Trinken liebt"?

Aber gerade ihren Vertrautesten und Geliebtesten sah die Frau dieser Sitte ins Gesicht schlagen, und gerade den erlauchtesten Geist, berufen, der ruhmvollste Vorkämpfer jener „moralischen Weltordnung" zu sein, wie er es im „Tasso", in „Iphigenie", in „Faust" über alles menschliche Begreifen schön begonnen, ihn sah sie der Gewalt des „Fleisches" verfallen, verstrickt in der sinnlichen Macht einer inferioren Frau. Hier liegt ein Senkblei zu vielen Tiefen.

Auch nach diesen bitteren Erfahrungen bleibt ihr Glaube untötbar, er flüchtete sich zu dem Sohn. „Du bist mein Ideal von einer reinen, schönen Seele gewesen," schreibt sie ihm, „ich möchte dich auch so mit ins Grab nehmen", und erschütternd klingt ihr Aufschrei: „O, stirb mir nicht! Du bist die einzige Poesie meines Lebens." „Wo immer ich mein Herz hinwandte, hat mich die Nemesis verfolgt", klagt sie ein andermal, und später: „Du und die Herzogin, ihr seid die einzigen, die meinem Glauben geblieben sind."

So blieb auch in diesen Dingen die „nie sich trübende Morgenröte, das Gefühl, innerlich immer besser zu werden", der Glaube an die Menschheit, wenn auch nur im Einzelnen, tröstlich über ihrem sich neigenden Tage stehen, und auch in den Dingen der Welt

hat ihr Vertrauen: „das Gute und Rechte muß doch endlich siegen!“ sie nicht zuschanden werden lassen.

* * *

Denn auch außer diesem einen großen Punkt gab es andere Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts, die alle „Fasern“ ihres Wesens bewegten.

Schon recht frühzeitig schreibt Karl, der älteste Sohn, von der allgemeinen Bonaparteschwärmerei in Weimar und fügt hinzu: „er hat hier keinen Feind als meine Mutter“. Alles kehrt wieder, es galt damals für sehr aufgeklärt, sich für die Sansculotten zu begeistern und für die „ewigen Menschenrechte“ der Schreckenszeit einzutreten; zumal die Intellektuellen gebärdeten sich sehr fortschrittlich. Bei einer Unterhaltung mit dem damals noch unbeweibten Seelenfreund Knebel geriet Charlotte so in Zorn über diese Dinge, daß sie ihm beinah eine Ohrfeige gegeben hätte, und die Schwester des Angegriffenen, die prinzeßliche Gouvernante Henriette, bedauert von Herzen, daß er sie nicht bekommen hatte. Knebel hat auch in späteren Jahren zahlreiche Sträuße über diese Themata mit ihr ausgefochten; es scheint nicht, als ob er Sieger geblieben wäre, nach der Verbitterung zu schließen, in der er sich vorwurfsvoll darüber ausläßt, daß Frau von Stein den Franzosen gegenüber nicht „die schöne griechische Mäßigung zeige, die schlimmsten Unfälle unter einem heiteren Licht anzuschauen“. Das wäre gewiß auch das letzte gewesen, wonach sie gestrebt hätte. In ihren persönlichen Angelegenheiten faßte sie die Dinge so ruhig auf, daß es heißt: „Frau

von Stein weiß ihren Geist am unbefangensten zu bewahren", aber wo es sich um die großen Gegenstände der Menschheit handelt, kommt es zu „Feuer, Disput, Vorwürfen über Denkungsart, Conduite, förmlicher Brouillerie", wie Karl damals berichtet, der auch hinzufügt: „Ich finde, daß die Mutter, wenn sie über etwas streitet, nicht allein nichts einräumt, sondern auch durch Beschuldigungen, Vorwürfe und Bemerkungen, die nicht zur Sache gehören, ihren Gegner aus der Contenance zu bringen weiß." Welcher Art diese „unsachlichen" Bemerkungen waren, erläutert folgende Stelle: „Ich nahm mich sehr in Acht, mit ihr über etwas zu disputieren, weil sie nicht diskutiert, sondern gleich beleidigend wird, indem sie nicht meine Meinung, sondern meinen Verstand attackiert, daß er auf solche Meinung sich verschnappt." Die Stelle schließt sich an die Erzählung an, daß die Mutter über Bonaparte noch so aufgebracht wäre wie immer, ihn für einen infamen Menschen hielte und gewiß lieber jahraus jahrein in jedes Zimmer zwanzig Mann Einquartierung nähme als ihre Ansicht änderte.

Wenn Frau von Stein einige Zweifel am Verstand der theoretischen Bewunderer der neuen Zeit und des neuen Mannes äußerte, so hat sie im Grunde nicht so ganz Unrecht. Die Psychose war allgemein. Anacharsis Cloots beantragt in der Nationalversammlung zu Paris, den König von Preußen und den „Kannibalen Braunschweig" zu ermorden, und man klatscht ihm Beifall, die Schreckenszeit nimmt ihren Gang, „Szenen, wovor die Menschheit schaudert", wie Charlotte sagt, begleiten

ihren Weg, König und Königin werden hingerichtet, der Weimarer Hof legt Trauer an, das Gift verbreitet sich über die deutschen Grenzen; dennoch finden die schönen Geister, wie die Herzogin schreibt, „es übel, daß man die Klubisten (die im belagerten Mainz im Interesse der Franzosen den Deutschen entgegenwirken) anklagen und bestrafen will". Knebel ist so begeistert, daß „man glaubte, er würde die ersten Tage den Verstand verlieren", Schiller ist „entsetzt", daß Charlotte den Nationalkonvent „Räuber" nenne, selbst Herder macht seinem Zorn gegen Fürsten und Adel Luft, bei Zusammenkünften streiten die führenden Geister so heftig, „daß alle zugleich schreien", schon damals ist Knebel „ganz toll" und entzweit sich „über die Franzosen" so mit Frau von Stein, daß er in acht Tagen nicht wiederkommen will. Etwas skeptischere Beurteiler der neuen Bewegung werden wegen ihres beschränkten Urteils verachtet, Schiller schilt Frau von Stein „Aristokratin", Freundschaften gehen aus dem Leim und werden mit Mühe wieder eingerenkt, und der Enthusiasmus der Geistigen legt sich auch nicht, als die Gefahr näher kommt, der ci-devant Bolschewismus seine Ideen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit den Völkern blutig aufzwingen will, man der Armee nicht mehr sicher ist, weil man Grund hat zu glauben, sie würde „bei vorkommender Gelegenheit auf die Seite des Pöbels treten und der Jakobiner", es in der Landbevölkerung gärt und eine Lokalgröße, der Prinz Philippsthal in Rudolstadt, als ingeniöser Kriegsschieber „Lichter, Pulver, Hüte" in Massen einkauft, um sie im besetzten Gebiet zu verhökern. Auch

sonst kommt manches den heutigen Verhältnissen Analoge vor. Das menschliche Gefühl der Domestiken empört sich dagegen, „Er" genannt zu werden, und sie wollen „Sie" heißen wie die Herrschaften selber, Diener halten für schimpflich, mit abgezogenem Hut zu ihrer Herrin sprechen zu sollen, auf Grund der freien und unveräußerlichen allgemeinen Menschenrechte. Charlotte rechnete diese temporären Erscheinungen mit Recht zu den „ridicules", die vergehen würden, sobald die aufgeregten Gemüter der Unmündigen sich beruhigt hätten, aber die allgemeine Verwirrung auch hochstehender Köpfe hatte doch auch einige recht ernste Seiten.

Frau von Stein gehörte zu den wenigen, die ihren Verstand behielten und ihrer Natur nach für ihren Glauben kämpften. Von Anfang an hegte sie geringe Hoffnung für Deutschland: „es müßte denn ein Gustav oder Bernhard aufstehen (Gustav Adolf und Bernhard von Weimar), und wer weiß, ob diese die Macht hätten, denn es ist das erste Mal, solange die Welt steht, daß der Teufel Krieg gegen die Nationen führt." Robespierres Schicksal befriedigt sie daher kräftig: „ich nehme es als etwas schon Ausgemachtes an, daß diese Scheusale der Menschheit sich selbst auffressen müssen." „Das schöne Stück vom Rhein künftig als Besitztum der Frankreicher anzusehen, kränkt mich, die kriegführenden Mächte in Deutschland scheinen des Blutvergießens müde zu sein, und um nur Frieden zu haben, geben sie alles hin." „Die Franzosen oder französischen Grundsätze werden die Welt endlich zu einer weiten Öde und Mörderwohnung machen." Nach Clerfaits

Rücktritt war ihr die politische Lage hoffnungslos, so daß sie keine Zeitung mehr lesen wollte, bei Kehl wurden die weimarischen Truppen dezimiert, in jener Zeit beginnt auf Grund der gleichen Denkart über diese Dinge die Wiederannäherung Goethes. Doch bald änderte sich der Trost dieser Übereinstimmung, und der Stein des Anstoßes hieß Bonaparte. Sie haßte den Ersten Konsul mit aller Kraft ihrer starken Seele, seine sittliche Inferiorität empörte sie; wie sie als Frau die geborene Pazifistin war, so marterten ihr Mutterherz die Leiden all der Mütter, deren Kinder blutend in Sonne und Schnee litten, der von einem Einzelnen entfachten Ruhmgier einer einzelnen Nation frönend, sie traute Napoleon jede Roheit zu; 1806 empört sie sein Wort, er habe noch Arrangements qui feront beaucoup de carnage. Damals setzt sie hinzu, sie wolle lieber Goethes Vorlesungen hören, um die übrige menschliche Welt zu vergessen. Die Meinungsverschiedenheiten, die bereits begannen, waren harmlos; sie glaubt, Napoleon werde Moreaus Todesurteil vollstrecken lassen, er bestreitet es und triumphiert, als er Recht behält, — aber bald schneiden die Gegensätze tiefer ein. Denn ihr „Haß gegen den Eroberer vermehrt sich jeden Tag“, die höchste Gewalt auf Erden scheint ihr wie Luther dem Teufel zu gehören, der Abschluß des Rheinbundes, der Untergang des Heiligen Reiches überzeugt sie, daß die Franzosen Deutschland verschlingen werden; an den norddeutschen Bund konnte sie nicht glauben. In all ihre Freuden drängt sich der Schmerz über das patriotische Elend, einmal beschreibt sie die Schönheit

bestimmter Blumen, ihre Buntheit und Mannigfaltigkeit, und sogleich erfaßt sie der Grimm mitten in Betrachtung, wie manches in der Welt mit Liebe zubereitet sei: „Und da müssen Bonapartes kommen und alles verderben!" Das Elend der vergewaltigten Städte und Provinzen, so der Ansbacher, rührt sie zu Tränen, der edle Zorn aller Guten gegen den Usurpator verzehrt und durchleuchtet ihr ganzes Sein, und wer will ihr verdenken, wenn sie sagt, daß es ihr „zum Ekel sei", daß Wieland und Goethe sich durch das Interesse Napoleons „geschmeichelt fühlten"? Die französischen Schauspieler mit Talma wollte sie erst nicht sehen, sie habe „keinen Sinn für ästhetische Epilepsie"; als sie sich überwand, eine Vorstellung zu besuchen, gestand sie gerechterweise, sie gefielen ihr ganz gut. Nur die romanische Art, Leidenschaft auszudrücken, ist ihr „gemein und widerlich".

Goethes Haltung dem Erbfeind gegenüber — nach Erfurt, Napoleon „aufzuwarten", hatte Christiane ihn „getrieben", wie er selbst sagt, er selbst hatte zunächst nicht hingehen wollen, und dann hatte Genieverwandtes auf Genieverwandtes gewirkt, die „inkommensurable" Gewalt, die in jenem wie in ihm mächtig war, ihn erfaßt — mußte Charlotte tief schmerzen; kaum hatte sie begonnen, sich wieder an ihn zu gewöhnen. „Meine guten Freunde sterben mir," bemerkt sie in jener Zeit. Als Ende sah sie die „entsetzlichste Revolution in Deutschland" voraus, denn „wenn alle Wohlhabenheit und alle Moralität zerstört ist, dann werden die Menschen Barbaren".

Die Zeit wird furchtbarer und furchtbarer, allein mit

ihrem Pflegling Hautcharnoy, einem in Weimar verwundet liegenden preußischen Offizier, hat sie solchen Jammer durchlebt, daß die weiche Lotte Schiller sich nicht überwinden konnte, ihn zum zweiten Male aufzusuchen; Frau von Stein aber saß Stunde um Stunde an seinem Bett und rang mit dem Tode um das sich verzweifelt wehrende junge Leben. Nach seinem Tode schreibt sie, völlig erschöpft, die hamletischen Worte: „Es ist gut, daß in dem knöchernen Gewölb um unsern Geist nicht die Kraft ist, alles Elend, das um uns wohnt, mit aller seiner Mannigfaltigkeit auf einmal zu fassen — man müßte, wie Hiob, dem Tag seiner Geburt fluchen. Die Welt ist eine langweilige Wiederholung von Tyrannei, Hab- oder Eroberungssucht und, was das Lächerlichste ist, armer Mensch! von Stolz."

Dann kam die furchtbare Art, in der das weimarische Kontingent im Dienst des Korsen gegen die treuen Tiroler, wie sie sagt, aufgerieben wurde; bei Sterzing verhauchten die Kinder ihres Landes unter den felsab geschleuderten Steinlawinen der Tiroler ihr Leben, Deutsche gegen Deutsche; die Greuel des Feindes im eigenen Lande schrieen himmelan. Die Aushebungen für den fremden Zwingherrn fahren unter die junge deutsche Mannschaft, wie der bald geheilte Karl schreibt, „wie der Habicht unter meine Tauben" (mit den Tauben bezeichnet er poetisch seine Knechte, die ihm verschiedentlich loszukaufen gelingt). In den Städten liegen „bey dem Ausmarsch" die Väter „auf dem Steinpflaster auf ihren Knien, haben ihre Hände zum Himmel gestreckt und Gott um Beistand angefleht, während die Söhne weinend ihnen

tausend Lebewohl zuriefen und fortgetrieben wurden ..."

1810 schreibt sie voller Zorn: „Die meisten unserer Offiziere sind in Spanien getötet worden, der Oberst Egloffstein, Staff und noch einer, den ich nicht mehr weiß; der Gray ist auch geblieben. Nun müssen immer neue zur Schlachtbank geführt werden." Während dieser Erwägung steigert sich ihre Erbitterung gegen den fremden Bedrücker bis zum dämonisch düsteren eingeborenen Heroismus der nordischen Frau: „Ich wollte lieber meine Enkel alle selbst ermorden, als sie so hinzugeben." Von ihrer eigenen Lage sage ich nichts, denn es ist schon erzählt, wie sie, nachdem sie den sterbenden Schmettau gerettet hat, „wie Loth von meiner Wohnung und Habe ging, und habe mich nicht wieder, wie Loths Frau, umgesehen. Nun hatten sie freies Feld zu plündern", und auch, wie sie, nachdem sie zur Ruhe und zum Bewußtsein ihres Verlustes von allem, was das Leben heiter macht, gekommen, nur diesem Schmerz Ausdruck gibt: „Daß mir's nicht besser glückte, den armen Schmettau zu schützen, und er sich noch zum Fenster hinausretten mußte, das kann ich nicht vergessen!" Welche Frau!

In dieser Zeit erzählt Goethe von Karlsbad aus seiner Christiane, er käme mit Frau von Eybenberg in kein Verhältnis. „So angenehm und liebreich sie ist, so gehen wir doch nicht auseinander, daß sie nicht etwas gesagt hätte, was mich verdrießt. Es ist wie in der Ackerwand."

Auch mit der Eybenberg hatte er politische Mei-

nungsverschiedenheiten, wie mit der alten Freundin, und man kann nicht mit Recht behaupten, hier „hätte sich das Geschick, das ihn bei Frau von Stein betroffen, wiederholt: Was sie ve.sprochen, ihm zu sein, konnte sie nicht lange (!) bleiben, sie versagte in geistiger Beziehung, sie verletzte Goethes Empfinden in politischen Fragen, so wie Frau von Stein es in menschlicher Beziehung tat." Im Gegenteil ist Goethe in jenen Jahren besonders aufmerksam gegen die „teure Freundin", und die Meinungsverschiedenheiten in der Ackerwand bezogen sich ebenso wie die Eybenbergschen auf politische Dinge. Daß Frau von Stein aber dem Goethischen Kosmopolitismus gegenüber, dessen er sich später geschämt hat, in Sachen ihres getretenen Vaterlandes Goethes Empfinden verletzt hat, das gereicht ihr denn doch wohl nur zur höchsten Ehre, wenn anders es Ehre heißt, dem irrenden Genius gegenüber das reine Gefühl des ursprünglichsten und heiligsten Instinktes zu vertreten, denn auch heut glauben wir ja wohl noch an die heilige Idee jener Gemeinschaft, unter der auch der Franzose kämpfte: „Amour sacré de la patrie! — In Deutschland fand in jenen Tagen am „Napoleonstag" in jeder Stadt ein Fest statt, alle Märkte wurden mit dem kaiserlichen ‚N' festlich erleuchtet, „ein Schlamm von Immoralität" erstickt die Menschheit; „mir wird's immer dunkler, in die Zukunft zu sehen". Manchmal wirft sie „die Zeitung vor Zorn auf die Erde, sage mir dann, daß es mich nichts angeht, — aber die Menschheit ist doch ein Ganzes!" Wenn Goethe längere Zeit bei ihr ist, fühlt sie, daß es „ihm unheimlich bei mir ist, denn

unsere Denkarten sind so auseinandergegangen, daß, ohne es zu wollen, ich ihm alle Augenblicke einmal wehe tue". Ihr bleibt dann nur eins: „Da einen die jetzige Verwirrung der Welt, besonders wenn man schon alt ist und einem nur dies Resultat bleibt, traurig macht, so ergehe ich mich oft in den ewig schimmernden Gestirnen und sehe nur himmelwärts." Indessen kam der Tag der Erlösung. Von neuem ergießen sich Ströme der Truppen über das Land, der fliehende Napoleon kommt durch Weimar, die Reste der großen Armee. Sie nennt die Franzosen zwar „ohne Treu und Glauben", dennoch stand 1813 beständig in ihrer Küche ein großer Topf mit Essen für die „unglücklichen Franzosen" bereit, die „verlassen und entblößt in den Häusern betteln und wie Gespenster aussehen".

Mitunter wird ihr Angst bei der Unabsehbarkeit des Heereszuges, sie sagt: „Dämme muß man jetzt in seinem Innern bauen, um nicht von der Kriegsflut verschlungen zu werden", aber bald kämpfte sie sich zu der alten Heldenhaftigkeit ihrer wehrhaften Vorväter durch: „Uns hilft nichts, als Gott und der Tod." „Für die gerechte Sache kann man alles dulden." Ganz nebenher, ohne Nebenbemerkung berichtet sie in diesen Tagen: „Goethe hat seinen Napoleonsorden müssen ablegen. Graf Colloredo, ein rechter enragé gegen die Franzosen, logierte bei ihm; er nahm's ihm sehr übel, daß er ihm mit dem Orden entgegenkam, und zwang ihn, ihn abzulegen. So erzählt man's." Sehr viel später, nach der Einnahme von Paris erst, erwähnt sie, gleichfalls ohne

Tadel, daß Goethe seinen Sohn nicht habe mit den Freiwilligen gehen lassen wollen und daß er „der einzige junge Mensch von Stand, der zurückgeblieben". Sie fügt hinzu, daß der Vater den allgemeinen Enthusiasmus nicht teile. Sie selbst hatte den Tag der Einnahme von Paris mit den Ihrigen besonders festlich begangen, konnte es auch Marie Luise „nicht übelnehmen, daß sie diesen niedrigen, wortbrüchigen Räuber verläßt. Viele aber nehmen's ihr übel."

Ein in England gedrucktes Buch „De l'Allemagne" von der Staël erfreute sie aufs innigste, „als ein Zeichen, daß Freiheit wieder empor kommt", und sie wollte sich ohne Besinnen des einzigen ihr gebliebenen silbernen Wertstückes für eine freiwillige Abgabe der Vaterlandsfreunde entledigen.

Trotz der zunehmenden Altersbeschwerden wird die Welt ihr nun „wieder interessant". Napoleon war ihr ja so verhaßt gewesen, daß, als sie eine sizilianische Mythe, er könne sich in einen großen schwarzen Hund verwandeln, mitteilt, sie sogleich hinzusetzt: „Mein schöner, treuer Lulu, so eben unter meinem Stuhl liegt, soll nie ein Bonaparte werden."

Das Jahr 1814 nannte sie das „heilige Jahr": „Allerwegens", schreibt die Dreiundsiebzigjährige, „haben die Flammen des Dankes zum Himmel gelodert, viele Wahrheiten sind ausgesprochen worden: möge sie der Gemeingeist nicht wieder fallen lassen." Mit der preußischen Vorherrschaft, die sich in die Angelegenheiten der kleinen Staaten drängte, war sie höchst unzufrieden: „Da des deutschen Blutes soviel geflossen ist, um Napoleons Tyrannei ab-

zuschütteln, so ist es der deutschen Ehre zuwider, sich von Landsleuten Gesetze vorschreiben zu lassen." Die tadelnden Bemerkungen über das Benehmen der Fürsten, die leider nichts aus der großen Bewegung gelernt hatten, werden in der Zeit der Reaktion häufiger, so sehr sie einigen von ihnen persönlich zugetan war, und nicht minder empörte sie die unbegreifliche Tatsache, daß auf dem verachtungswürdigen Kongreß zu Aachen ein so anmaßlicher wie völlig unzuständiger Ausländer (Sturdza) die Anwendung russischer Grundsätze auf deutsche Universitäten anraten und mit diesen Unausdentlichkeiten auch Erfolg haben konnte; die Ermordung Kotzebues verurteilte sie als Einzelfall wie wegen der traurigen Folgen für die Gesamtheit mit gleichem Ernst. In ihren letzten Jahren tritt bei der allgemeinen hoffnungslosen Stagnation der öffentlichen Dinge das Interesse für Politik zurück und macht dem ihr gemäßeren für Kunst und Philosophie Platz, von dem das Unglück ihres Vaterlandes sie für einige Jahre abgewandt hatte.

* * *

Man darf nach Charlottens Ernst und ihrer gelegentlichen Schwermut nicht annehmen, daß sie freudlos war, obwohl sie sich selbst „von heraklitischer Natur" nennt und so beschaffen, daß „das Ungeschickte und Verunstaltete sie mehr betrübt als lächert". Die innere Harmonie, das innere Gleichgewicht, dem sie nachstrebt, ließen zwar laute Fröhlichkeit nicht aufkommen, doch dafür erhellt eine gesänftigte Heiter-

keit durchaus ihr Wesen, zuweilen bricht sogar ein leiser Humor durch, den ihr Karl geerbt hatte. Sie hat ein paar kleine Komödien geschrieben, die von einem gesunden Sinn für Komik zeugen; aus ihren bittersten Tagen, der Zeit des Bruchs zwischen ihr und Goethe, haben wir eine Beschreibung des vom Geist erfaßten Knebel, die ohne zu verletzen das leise Lächerliche des würdigen Idealisten sehr hübsch umreißt, obwohl sie den so anmutig Verspotteten von Herzen liebt. Die leise Schärfe, mit der sie zuweilen Tatsächliches schildert, hängt zweifellos mit dieser Gabe, das Lächerliche und Verzogene zu bemerken, zusammen; es ist zum Beispiel gewiß mehr aus Sinn für die Komik der Lage als aus sittlicher Entrüstung, wenn sie erzählt, der in Wien zum Kongreß weilende „Landesvater" habe mit einem Kurier ein hübsches Möpschen an den Hof geschickt und man sei nun in Verlegenheit, ob es für die rechte oder linke Gemahlin bestimmt sei. Auch manche Äußerungen über Goethe, zumal in der „Dido", sind unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Sie kann auch durchaus nicht unterlassen, Goethe zu necken; zum Beispiel mit seiner Abneigung gegen den Kaffee. Goethe, so gern er selbst neckte, vertrug aber gar nicht, geneckt zu werden, ähnlich wie er Herders harmloses Epigramm auf seinen Namen tödlich übel nahm, während er selbst ohne jegliche Gewissensbisse mit den Namen seiner Schauspieler höchst souverän umspringt. Daß Herder den naheliegenden Scherz: „Dein natürlicher Sohn gefällt mir besser als deine natürliche Tochter" nicht unterdrücken konnte, kostete ihn Goethes Freundschaft für den Rest seines Lebens.

Auch auf die unschuldige Kaffeebemerkung der alten Freundin fährt der gekränkte Geheimderat gleich scharfes Geschütz auf (1808):

„Indem ich für den Kaffee zum schönsten danke, so muß ich sogleich aufrichtig bekennen, daß Sie mich durch Ihr Billet recht tief beleidigen, indem Sie meine redlichen, treuen, heiligen Worte von heute früh so grad an der Quelle parodieren und trüben.

Frage man doch nicht mehr, warum Freunde sich zurückziehen und eine Scheu haben, sich mitzutheilen." Hierauf folgt, ganz Exzellenz, die formelle Verabschiedung: „Es gehe Ihnen wohl."

Auf die geknickte Abbitte der alten Dame folgt dann die etwas mildere Replik:

„Wie sehr ich als starrer Deutscher von der spanischen Anmuth entfernt bin, fühl ich diesmal, da ich unsrem Mißverständniß gern auf Calderonische Art nachgeholfen hätte. Es will aber nicht gehen, und ich muß also nur gerade zu, in sofern ich Recht habe um Nachsicht, in sofern ich Unrecht habe um Verzeihung bitten. Warum mögen uns doch die Freundinnen so gerne necken, und warum sind wir so ernst und so empfindlich!" Diesmal wird zum Schluß „Alles Gute" angewünscht.

Dagegen konnte Goethe selbst durchaus nicht dem Drang widerstehen, seinerseits ein bißchen zu hänseln, und so folgt einem langen Brief aus Karlsbad der schadenfrohe Schluß: „Was werden Sie aber sagen, wenn es nicht in meiner Macht steht, anders zu datieren als

Karlsbad den 15. August
als am Napoleonsfeste
beim stärksten Glockengeläute
und Kanonendonner
1812"

bei dem man ordentlich merkt, wie er mit innigem Behagen sparsam und in Unterbrechungen einen Fernhintreffenden nach dem andern auf die Sehne legt und dann mit fühlbarer Schelmerei unterfertigt:

„treu gewidmet
Goethe."

obwohl er doch hierbei in Charlottens Herzen einen höchst schmerzlichen Punkt berührte. Indessen sammelt sie wenig später zu Weihnachten mit einem schönen Wachsstock — „es möchte wohl das erste und letzte Geschenk des heil. Christs sein, der freilich nicht viel Ursache hat mich zu beschenken", schreibt er in seinem Dankbriefchen — in Wahrheit feurige Kohlen auf sein Haupt.

Auch in allem persönlichen Mißgeschick blieb ihr diese Heiterkeit, die gleichsam von oben her die Zufälligkeiten des eigenen Daseins betrachtet. Obwohl sie 1806 schreibt: „Heut an meinem vierundsechzigsten Geburtstag ist mir's ein besonderes Gefühl, von Allem, was ich für mich und meine Kinder so vierzig Jahre her durch Sparsamkeit und Ordnung gesammelt hatte, nichts mehr zu haben", erzählt sie doch kurz vorher, wie sie einem Mittellosen eine von Steins Flöten habe geben wollen, da die seine geraubt war, „aber sie waren auch weg — die Knebeln hat ein

Liedchen, das wie Gezwitscher der Schwalben klingt — ich bin dagewesen, Kisten und Kasten leer ..." und später heißt es: „Es gibt ein Volkslied ‚En Tröpfle, en Scherble und en Reible ist alles, was i hab'. — Dies Liedchen singen wir, die Baumbach (Hofdame der Erbprinzeß) und ich, wenn sie des Abends manchmal mit ihrer Gitarre zu mir kommt. Ihr Onkel hat sein ganzes Einkommen eingebüßt durch die eingezogenen Güter der Deutschherren."

Mit der gleichen schönen Gelassenheit erträgt sie andere Mißlichkeiten. „Besondere Vorzüge aus Eitelkeit oder Stolz, wenn das Herz nicht dabei ist, verlange ich nicht. Meine Wurzeln schlagen nicht mehr tief in die Erde", sagt sie in jüngeren Jahren. Wenn das Herz nicht dabei ist ...

Das war die Voraussetzung. Und ihr Herz ging nur auf große Gegenstände. Kleinliches rührte sie nicht an. Aber was ihr Herz traf — „Ich habe keine glückliche Natur, bei mir vernarbt keine Wunde", sagt sie in bezug auf Dinge des Herzens.

In allem anderen aber behält sie Recht, wenn sie sagt: „Ich bin durch Goethes Abschied gegen alle anderen Schmerzen gefeit, ich kann nun alles verstehen und verzeihen." Eine ihrer bittersten Erfahrungen war die Entfremdung der Herzogin Luise, die sich durch eine mißverstandene Bemerkung Fritzens in einem Schreiben an ihren Gatten verletzt fühlte, und dieser Unwille, den an Stelle des fernen Sohnes die Mutter zu tragen bekam, nahm bei ihr wie bei ihrem Gemahl recht seltsame Formen an. Einmal warf sie ihr mit

Bitterkeit vor, selbst Lulu (der Spitz) sei undankbar gegen sie und sehe sie nicht mehr an. Charlotte ist von vielen Menschen, zumal Frauen geliebt worden, von keiner leidenschaftlicher als von der Herzogin, von der Goethe sagt, daß bei ihr alles „verschlossen und in der Knospe bleibt". „Tugend ist nur das Eigentum einzelner — ich habe das Glück gehabt, ihr in Ihnen zu begegnen, und dies macht mich sehr glücklich." „Ich werde Sie mein ganzes Leben lieben bis zum letzten Hauch." „Bewahren Sie mir einen Platz in Ihrem Herzen, das meinige gehört Ihnen, und niemand hat den Platz, den Sie darin haben." „Ich zähle alle Augenblicke, bis Sie zurückkommen, meine liebe, meine sehr liebe Stein!" „Nennen Sie mir ein Mittel, daß ich Sie weniger liebe, denn vor närrischer Liebe quäle und beunruhige ich Sie!" Nun glaubte sie sich durch Fritz gekränkt, in ihrer Liebe getäuscht, sie „quälte" Charlotte, wie früher mit ihrer Liebe, nun mit ihrer Ungnade, so daß die Freundin klagt: „Darum verlier ich alle meine Freunde, weil mir nicht gegeben ist, mit meinen Fehlern herrschsüchtig zu sein. Die Erfahrung lehrt, wie in der ‚Delphine' steht, daß wir unsere Freunde nur durch unsere Fehler beherrschen." Die Stelle schließt mit dem in diesem Zusammenhang eigentümlich rührenden Satz: „Adieu, guter Fritz! Laß uns immer besser werden."

Ein andermal, als sie ein besonders kränkendes Benehmen der Herzogin, die sie sonst mit Zärtlichkeit überhäufte, erwähnt, setzt sie still hinzu: „Da ich so alt bin" — sie war kaum sechzig — „und nur noch Zuschauerin auf dieser Erde, so kränkt mich nichts

mehr, und die arme Herzogin dauert mich, weil ihr gewiß im Innern weh ist."

Die hohe Frau schloß sich in dieser Zeit nicht ohne Ostentation an Emilie Gore an; eine selbstsüchtige, neidvolle, erbitterte Frau, wie die Stein es gewesen sein soll, hätte dazu wohl nicht mit völligem Gleichmut geschrieben: „Die Gore ist ein recht gutes Wesen. Ich sehe die Herzogin immer seltener. Da ich nur immer ihr Glück, nicht das meine in ihrer Freundschaft gesucht habe, so ist es mir auch recht, wenn es ihr mit der neuen Freundin wohl ist." Später rühmt sie die Gore wieder als „gut und edel", und gerade zu jenem Zeitpunkt hatte die Herzogin sie wieder und, wie es scheint, nicht ohne Absicht aufs neue verletzt. Sie schenkte der durch die Plünderung ihrer gesamten Garderobe beraubten alten Freundin ein Stück Atlas zu einem Kleid und sechs Taschentücher, damit sie überhaupt nur wieder bei Hof erscheinen konnte, gab es ihr aber nicht selbst, sondern ließ es die Oberhofmeisterin Charlotten überreichen. Dennoch spricht die alte Frau von ihr mit unwandelbarer Ruhe und Liebe.

Die gleiche edle Gelassenheit zeigt sie bei Fällen, in denen ein falsches Licht auf sie fällt. Ein Wort vor allem von ihr kann man kaum lesen, ohne zu denken, ob es nicht unbewußt prophetisch sein möge — sie besaß von ihren schottischen Vorfahren her die Gabe der Vorahnung. Sie sagt: „Man soll beim Gang seines Lebens nur seinem eigenen Bewußtsein von innerem Beifall und Ideal nachleben, *indem oft unsere Richter nicht den Verstand der*

Übersicht haben." Bei diesen Worten scheint sie, die längst über Menschenhände Erhöhte, ergreifend und gütig auf ihre Schmäher herabzulächeln, die sie um einer Frau willen, die nicht würdig ist, ihr die Schuhriemen zu lösen, mit Schmutz bewerfen.

Jene Nichte Käthchen Imhoff, die so wenig wie ihre Schwester Amalie, spätere Helvig — die Dichterin, die ihr als Hofdame der Herzogin viel Verdruß machte und viel mit zur Verstimmung Luisens gegen die Tante beitrug, — den richtigen Takt besessen zu haben scheint, — „sie hat gar kein Gefühl dafür, was sich sagen und was sich nicht sagen läßt", klagt Charlotte von der Älteren, — hatte eine törichte Klatscherei gemacht, infolge deren die Getroffene, Lady Musgrave, Charlotten, die sie für den schuldigen Teil hielt, eine Szene machte. Frau von Stein, statt beleidigt aufzubrausen, verliert keinen Augenblick ihre Ruhe, gelassen entwirrt sie die Angelegenheit und zeigte sich gegen die Anstifterin der ärgerlichen Sache so gütig, daß Käthchen nicht laut genug ihre Großmut rühmen konnte. Doch hatte sie ein sehr empfindliches Gefühl für ungerechte Beurteilung, sie bemerkt einmal: „Mißverstanden zu werden ist das Schicksal der guten Menschen, mit deren Natur der übrige Haufen nicht so bekannt ist." Das Wort könnte heute über ihrem Leben stehen. Sie ergriff es freudig, als sich die Gelegenheit bot, Fritz vom Schein des Undanks gegen die landesherrliche Familie zu reinigen, denn „einem fühlenden Herzen muß jedes Gefühl von Schuld weggeräumt werden"; bei einer anderen Gelegenheit klagt sie, nachdem sie vorher von der Nemesis ge-

sprochen, die sie immer verfolgt, wo immer sie ihr Herz hinwandte: „Du hast ein edles Gemüt, und doch hat das Schicksal dich sozusagen gezwungen, wenigstens den Schein vom Gegenteil nicht vermeiden zu können, da du den hiesigen Dienst aufsagtest. Nun fürchte ich, du könntest, Gott weiß wie, durch die Not mit dem großen Gut zu manchem zweideutigen Schritt verleitet werden ...“ Gewiß liegt Tragik darin, daß sie nun selbst das Opfer solchen falschen Scheins geworden ist, und eine Art von Tragik liegt auch darin, daß alle Kämpfer, die ihre Farben tragen, sich einer an sich überaus löblichen Objektivität befleißen. Es ist, als ob Charlottens schönes Maß ihre Ritter ansteckt; alle Schriften zu ihrem Ruhm sind voll der Schonung gegen ihre Feinde. Schon Düntzer, der sonst so hoch Verdiente, beginnt damit, von ihrem „Haß“ gegen Christiane, das „anspruchslose Mädchen, das Goethen in seinem Garten zutraulich genaht“ sei, zu reden, und wie in Parodie des Schwabschen „Gewitters“ kann es heißen: „Die andern sprechen's ihm alle nach“; selbst ihr zartester Anbeter, Bode, entwickelt im Bewußtsein ihres siegreichen inneren Adels eine so vornehme Zurückhaltung in der Hervorhebung ihrer Vorzüge, daß er eigentlich nur wiedergibt, dem Leser alles Urteil überläßt. Bei allem Verständnis für diese Art dürfte sie kaum für die heutigen Verhältnisse die geeignetste sein. Denn Charlottens Gegner sind fern von so kulturvoller Beschränkung; robust und durchsetzungsfähig wie das Symbol, dem sie — und gewiß in ehrlicher Überzeugung — dienen, sind sie blind für Schwarz und Weiß, zeigen Christianen in bengali-

schem Licht und decken Charlotten mit Steinwürfen und Schmutzregen derart ein, daß nicht einmal ihr Lulu mehr ein Stück Brot von ihr nehmen dürfte, gänzlich unbeirrt von wissenschaftlichen Bedenken, die Tatsachen fröhlich vergewaltigend, beherzt ihrer Devise: Right or wrong, my matter! folgend, indes sie, die Vornehme, bei ihrer vornehmen Gefolgschaft friert. Ihr zu helfen, dem deutschen Menschen ihr schönes reines Herz zu retten, gibt es kein Mittel, als sie selbst und die Tatsachen reden zu lassen. Sie sagt zwar selbst von Naturen ihrer Art: „Diesen gehört nichts vom Glück der Erden, sie tragen den Himmel in sich und haben dahin ihre Zuflucht, wenn ihnen manches hier versagt ist“, aber ebenso wahr scheint ihr rührendes Wort von der fernen Schwiegertochter: „Sie würde mich gewiß lieb haben, wenn sie mich wollte kennen lernen.“ Und wer in der Tat, der diese vornehme, bescheidene, aufopfernde und tiefe, für alles Große und Reine glühende Natur kennt, sollte sie nicht lieben? Aus den unzähligen bezeichnenden Zügen, die uns vorliegen, die Mosaik ihres reichen Wesens zusammenzutragen, scheint eine Aufgabe, für die keine Mühe noch Arbeit zu groß sein kann.

* * *

Man sagt Frauen gern nach, daß sie es nicht gut vertrügen, ihre Geschlechtsgenossinnen gelobt zu sehen. Nichts davon ist in Charlotte zu finden. Wieland rühmt einmal in liebenswürdiger Übertreibung seine gute aufopfernde Frau als „la première femme du monde“; Charlotte verzeichnet das in der aufrichtigsten Mit-

freude; ein andermal lobt sie in einer Gesellschaft Lotte Schiller mit soviel Herzlichkeit, daß der greise Wieland aufsteht und zu ihr hingeht, um ihr dafür die Hand zu küssen. Mit lebhaftem Anteil schildert sie Frau von Staël, dagegen mag sie sentimentale und prätentiöse Frauen nicht. Die empfindsame und anspruchsvolle Bechtolsheim, Wielands „Psyche", war ihr zuwider, auch das anmaßende Getue ihrer schöngeistigen Nichte Imhoff ist ihr „zum Ekel". Die Laroche, der die alte Goethe so gram war, liebte sie auch nicht ohne Vorbehalt, sie mochte das gezierte und süßliche Wesen der sonst liebenswerten und geistvollen Frau so wenig leiden wie Frau Rat. Wo sie aber eine „Natur" wie Goethes Mutter kennen lernt, geht ihr das Herz auf: sie war damals schon im heftigsten Zerwürfnis mit Goethe, besucht die Mutter aber doch und erzählt davon ihrem Fritz: „Die Rätin Goethe hat mir ausnehmend gefallen, ich könnte sie recht lieb haben und mit ihr leben. Sie hat dich recht lieb, schreib ihr ja fleißig, denn von ihrem Sohn zu hören ist ihr ganzes Leben." Auch Goethe schreibt ihr ausdrücklich: „Meiner Mutter hast du viel Freude gemacht" — der Brief Frau Rats über ihren Besuch fehlt leider. Dennoch wird in einer Goethe-Biographie behauptet: „der trefflichen Frau konnte die Stein nichts werden noch geben".

Eine andere Mutter eines Großen war ihr gar nicht sympathisch: Frau Schopenhauer. „Goethe" — der ihr ja besonders verpflichtet war — „nennt sie das ‚interessante Weibchen'", erzählt sie, „das ist sie mir nicht. Aber ihr Buch ist hübsch." Zweifellos hat

sie instinktiv die innere Roheit dieser flachen und selbst-süchtigen Natur durchgefühlt, über die jeder unterrichtet ist, der die Tagebücher der von ihr gequälten Tochter, einer der wertvollsten Frauen der Zeit, gelesen hat und dessen Augen auf der Widmung geruht haben, die der Sohn seinem Lebenswerk vorsetzt zum Gedächtnis des von der Mutter in den Tod getriebenen Vaters.

* * *

Indessen sind die Fälle selten, in denen Charlotte an Frauen tadelt. Im Grunde ist sie eine Vorläuferin der Frauenbewegung, sie hält stets zu ihrem Geschlecht, und darum ist auch ihre Empörung so groß, wenn wieder eine Tochter der großen Stammutter mit dem Apfel durch unwürdiges Betragen ihre Mitschwestern diskreditiert und den Frauenverächtern Gelegenheit zu neuen Erfahrungen gibt.

Bode erzählt die reizende Geschichte, wie Karl als Gerichtsherr wieder eine Anzahl Weiber wegen Holzdiebstahls verdonnert, der Mutter die Sache klagt und gespannt ist, ob die auch diesmal ihr Geschlecht in Schutz nehmen werde. Sie antwortet denn auch folgerichtig: „Daran bist du Schuld; was nimmst du keine Frau, die den dortigen Weibern ein gutes Beispiel gibt?"

Die Kalb konnte, wie sie beobachtete, „sich leicht als Pflicht weismachen, was sie gern hatte". Sie sinnt darüber nach; in der Tat, das kommt oft bei Frauen vor, selten bei Männern. Das schmerzt sie, sogleich trachtet sie, ihr Geschlecht zu rechtfertigen. Die Frauen

haben überhaupt a priori einen Stein im Brett, weil sie mit soviel Unausweichlichem beschwert sind: „es muß in der Schöpfung ein Versehen vorgekommen sein, dafür der Urheber uns anderswo wird entschädigen müssen.“ Es sind zwar nicht alle Frauen so schwer belastet wie sie, aber sie glaubt es von allen und identifiziert sie mit sich selbst. „Von Tränen ermüdet schlief ich ein und schleppte mich wieder beim Erwachen einen Tag, und schwer lag der Gedanke auf mir, warum die Natur ihr halbes Geschlecht zu dieser Pein bestimmt habe. Man sollte den Weibern deshalb viele andere Vorzüge des Lebens lassen, aber auch darin hat man uns verkürzt, und man glaubt nicht, wie zu soviel tausend kleinen Geschäften des Lebens, die wir besorgen müssen, mehr Geisteskraft muß aufgewendet werden als die eines Genies, das Ehre und Ruhm einerntet.“ Es kränkte sie also ein wenig für ihr Geschlecht, daß Schiller in der „Würde der Frauen“ „heimlich doch nach der Kantischen Philosophie den Mann zum Tugendhaften gemacht“, und sie schreibt mit bezug auf Pflicht und Neigung, wiederum ihre Mitschwestern verteidigend, „es können Kant und Schiller wohl Recht haben, daß unser Geschlecht mehr aus Neigung als aus Pflicht handle, aber nur deswegen, wie ich bei vielen sehe, weil ihnen Pflicht zur Neigung wird. Ich könnte viele Beispiele dafür anführen, unter anderem meine Mutter. Sie gefiel sich so wohl in den beständigen Aufopferungen, die sie zu machen hatte, daß, nachdem sie nach vielen Jahren zu ihrem eigenen freiwilligen Genuß kam, sie eine Öde in sich empfand, die sie bis jetzt noch nicht überwinden kann.

Überhaupt glaube ich, hat die Natur dafür gesorgt, daß in unserem Geschlecht die ganz echte Tugend soll wohnen bleiben, indem bei uns kein Stolz noch Ruhm eine Triebfeder sein kann. Denn unsere zu bearbeitenden Aufgaben, eben wegen ihrer tausendfältigen Kleinlichkeit etwas drückend auszuüben und doch so notwendig im Leben, sind weder der Stoff des Dichters noch des Geschichtschreibers. Aufs Höchste können sie einmal so nebenher wie die Wäsche der Nausikaa und das Gewebe der Penelope angeführt werden, denn die beste Hausfrau ist die allerunbekannteste der Welt."

Es macht sie stolz, Frauen sich auszeichnen zu sehen, sie erwartet etwas von ihnen; Agnes von Lilien, der den Zeitgenossen so wertvolle Roman der Wolzogen, erfreute sie von Herzen, und sie verteidigt auch sehr lebhaft die schriftstellerische Begabung der Frau, indem sie ausführt, „wenn erst soviel Frauen im Durchschnitt zur Gesamtzahl der Männer Bücher schrieben, so würde sich gewiß zeigen, daß die Zahl der vorzüglichen weiblichen Talente der der männlichen nicht nachstände". Irgendwie, vielleicht weil Charlotte gerade keine begeisterte Hausfrau war, sicher weil sie kein Wesens von ihrer Tüchtigkeit macht, hat sich die Meinung festgesetzt, sie sei keine gute Hausfrau gewesen. Man muß das ganz entschieden zurückweisen. Es ist richtig, daß ihre Interessen sich weit über die herkömmlichen der sogenannten guten Hausfrau erhoben, aber welchen Wert sollten wohl alle ihre guten und klugen Worte von Pflicht und Gewissen haben, wenn sie ihre nächsten Pflichten vernachlässigt

hätte? Goethe hebt mehrmals in der wärmsten Weise hervor, wie sehr er ihre gewissenhafte Erfüllung ihres eigentlichen Berufs achtet und bewundert: „Du teure Hausfrau, du treue Freundin, du Inbegriff alles Guten und du Meine! Was kannst du tun, wo immer nicht dein köstliches Wesen erschiene?“ (Sie „schleppt“ in jener Zeit das „Kochberger Wirtschaftskreuz, ohne es heben zu können“.) Gelegentlich klagt sie über die „ewigen Marthasgeschäfte“, wenn sie wieder einmal die Dinge in Ordnung bringen muß, „die meine Jungfer unordentlich gemacht hat“, — kleinliche Einzelheiten erscheinen nie, — trotzdem glauben die Leute, die Christianen wegen ihrer „Tüchtigkeit“ in den Himmel heben, weil sie unter dem Beistand zweier weiblicher Verwandten, auf die sie in jeder Hinsicht Verlaß hatte, und eines reichlichen männlichen und weiblichen Dienstpersonals, ohne jede gesellschaftliche oder geistige Belastung Goethes Hauswesen, mit reichen Mitteln, halbwegs ordentlich geführt hat, der höherstehenden Frau sei alles, was das Wesen einer gut geleiteten Häuslichkeit ausmacht, in den Schoß gefallen und sie habe ein schöngeistig-müßiggängerisches Dasein geführt. Solch verkehrtes Wesen hätte Goethes gesunder Sinn für Tüchtigkeit und Ordnung nicht lange vertragen. Es ist seltsam, daß die aus Unkenntnis und daraus entspringendem Neid herrührende kleinbürgerliche Gehässigkeit auf die „Dame“, weil sie vielleicht nicht nötig hat, Fußböden zu scheuern, sich schon in literarische Untersuchungen drängt. Wobei nicht von der Hand gewiesen werden soll, daß die „Frau Baronin“, wie ein bestimmter

Autor sie geschmackvoll nennt, sich vor solcher Arbeit gescheut hätte, denn die Zeiten machten für Frauen von Stande später manches Ungewohnte nötig. Als Sechzigerin hat sie jahrelang ihre großen und vom Hof oft unerwartet für fürstlichen Besuch requirierten Räume mit einem Mädchen in Stand gehalten, um für ihren vom Krieg hart bedrängten Sohn zu sparen; noch von der hohen Siebzigerin schreibt Karl, sie sei „mit ihrer gewohnten Tätigkeit sorgfältig für eine Menge häuslicher Dinge“, und man denkt sie sich so gern mit ihrer zierlichen Kleidung und zierlichen Gestalt, die sie bis ins Alter behält, in ihren anmutigen und „Reinlichkeit“ atmenden Räumen.

Gelegentlich nahm Goethe Anlaß, über ihre Tätigkeit zu klagen. „Wir tun so gut unsre Pflicht,“ heißt es dann recht ärgerlich, „daß man an unsrer Liebe zweifeln könnte. Die Geschäfte fesseln mich, die Wirtschaft hält dich. Mir ist es unmöglich, dich zu besuchen, ich finde die Gründe, die dich zu kommen hindern, sehr wichtig: und doch bin ich mit dir und mir unzufrieden, daß wir so verständig sind!“ Wer kennte dergleichen nicht — das Leben ist kurz . . .

Aber gab es in Kochberg keine großen Herbst- und Frühlingswäschen, mußten nicht batistene Jabothemden für größere und kleinere Herren getollt und gebügelt werden, kochte man nicht ein, konnte man Wäsche im Laden kaufen, Toiletten im Atelier bestellen, pflegte man nicht Blumen und Tiere, zerrissen die Jungen keine Strümpfe, hat sie nicht Vorhänge für das Gartenhaus genäht, dem Freund warme oder elegante Kleidungsstücke gefertigt, ihn

mit unzählbaren „Schüsseln“ versorgt? Sie hat, was ihr heute nicht jede nachtut, auch die Arbeit am heißen Herd nicht gemieden — „wenn du sie mir brätst“ heißt es einmal ausdrücklich. Und doch Lilie auf dem Felde, drohnenhafte „Hofdame“?

Als Dame hat sie allerdings ihren Haushalt geführt, überlegen, die Situation beherrschend. Als der Herzog bei ihr speist, wirft Schach, der langjährige Diener, die Platte mit dem Wildbraten hin, sie zuckt mit keiner Wimper und befiehlt, den zweiten Braten zu bringen. Schach sammelt den gegenwärtigen auf und erscheint stolz mit dem „neuen“, und es war gewiß recht unartig vom Herzog, daß er auf ihre Frage: „Darf ich Euer Durchlaucht vorlegen?“ fröhlich zwinkernd erklärt: „Ich möchte lieber von dem hingefallenen!“ Ihre Regie war untadelig, zur Teestunde hatte sie stets Besuch, Goethe war ihr ständiger Gast, und die „Linsen-suppe“, die er gelegentlich mit ihr „aus der Pasteten-schale“ aß, hat ihm besser geschmeckt als sein Teil an der herzoglichen Tafel.

Hierbei ist auch noch des Märchens zu gedenken, sie habe „wegen ihres bösen Rufs als quälender Herrin“ keine Dienstboten bekommen können. Von Tatsachen bleibt nur übrig, daß eine Jungfer, die Knebel ihr besorgte, die Stellung nicht annahm, weil Frau von Stein in den letzten Jahren verschiedentlich gewechselt habe. Keine Kleinlichkeit ist also klein genug, nicht zu ihrer Verunglimpfung herangeholt zu werden; das Recht, „verliebtes und distraites“ Personal, das nicht ins Haus paßt, gehen zu lassen, kann ihr wohl nur ein so alter Junggeselle und junger Ehe-

mann wie der sie unverändert anbetende gute Knebel als „sonderbare Tücke“ auslegen. Ihr alter Diener Schach ist bis an sein Lebensende bei ihr geblieben, und zwar erkrankte er an der damals in Weimar grassierenden und wegen der damaligen furchtbaren Ansteckungsgefahr wie die Pest gefürchteten Kriegsseuche, dem Typhus. Obwohl die über Siebzigjährige von den Ihren angefleht ward, nicht unter einem Dach mit dem Kranken zu bleiben, hielt sie dem Treuen die Treue, und von ihr gepflegt ist er am neunten Tage seiner Krankheit gestorben. Zudem pflegen quälende Herrinnen nicht mit solcher Anhänglichkeit und Dankbarkeit früheren Personals zu gedenken wie Charlotte, noch glückt es ihnen, ihre Leute vierzig Jahre zu behalten, noch pflegen ihre Mädchen in schweren Krankheiten sich so aufopfernd zu betragen wie die „Stiefen“, Charlottens letzte Jungfer, von der Karl rühmt: „sie ist von einer Ausdauer, Geduld und Tätigkeit, wie mir noch kein Mensch vorgekommen ist, und Tag und Nacht auf den Beinen“. Treue Herren haben treue Diener, sagt Bismarck.

* * *

Als im Jahre 1818 die längst wieder ausgesöhnte Herzogin der alten Freundin, schwer gichtleidend, ein Geburtstagsbriefchen sendet: „Ich liebe Sie von ganzem Herzen!“, schreibt Charlotte auf die Rückseite das Wort „Treue“. Treue war der Begriff, der ihr Verhältnis zu allem Lebendigen bestimmte.

In jungen Jahren, in ihrer Hofdamenzeit, über-

setzt sie einst ein französisches Gedichtchen: Ruisseau qui baigne cette plaine —

> „Gewässer, das die Ebne tränket,
> Ich gleiche dir in manchem Zug,
> In seinen Ufern treu beschränket
> Nimmt auch mein Herz nur einen Zug —"

Ja, das tiefe Leben ihres Herzens blieb in seinen Ufern — treu beschränket —; die dämonische Kraft, die „in der Winternacht wütend überschwillt", war nicht ihr Teil. Treue und Stille kennzeichnet ihr Wesen.

Auch ihr Verhalten zum Gatten.

Es ist schwer, sich von Stein ein Bild zu machen. Ein Bastler, ein stiller, weichmütiger Mensch, ein *guter* Mensch, mit dem kleinen Beigeschmack von Geringschätzung und Mitleid, den wir heute leider dem schönen Wort zu geben pflegen, und ein Projektmacher. Dabei eine Unterschicht von Leichtsinn, und ohne Ahnung, daß eine Frau durch Selbstverständlichkeiten sehr unglücklich sein könnte. Als Fritz morgens um zwei Uhr geboren wird, kommt der Vater gerade vom Ball. Dabei wieder herzlich, nicht ohne Humor, gutmütig gegen alle Welt, leicht gerührt, anspruchslos für sich selbst. Gewiß ein Mann, dem man nicht böse sein konnte. Aber auch kein Mann, auf den eine Frau sich stützen konnte, und die leise Herbheit, die dieser Mangel des an sich Natürlichsten stets einer Frau geben wird, liegt fühlbar auch über *seiner* Frau, wie es ja auch im Leben gemeinhin zu geschehen pflegt, daß ein „guter" Mann die Frau oft dahin bringt, im Interesse der Familie „böse" werden zu

müssen. Charlottens Anlagen zur Kritik, die Goethen erst so dankens- und dann so tadelnswert scheinen, haben sich zweifellos an Steinens „Gutheit" entwickelt. Das Wort, das sehr schön von „Güte", dem vornehmen Begriff, unterscheidet, rührt von Goethe; im März 1777 vermerkt er im Tagebuch: „Gutheit von Steinen. Warnung vor solchen Menschen. Gut, aber nur selten. Öfters ziehen sie einen in ihre arme, enge Vorstellung." Er fügt hinzu: „Mir war die" — hier folgt das Sonnenzeichen, das Charlotte im Tagebuch vertritt, wie Corona in jener Zeit durch die Sichel des aufgehenden Mondes bezeichnet wird — „sehr lieb." Vielleicht die Art, wie sie den Mann behandelt und nimmt, vielleicht auch nur ihr Wesen im Gegensatz. Auch Schiller nennt ihn „ein leeres Geschöpf".

Grausamkeit der Gesunden gegen den Getroffenen. Der arme Stallmeister war krank, vielleicht infolge eines Sturzes; ein Knochen war ins Gehirn gedrungen. Charlotte, die kein Hehl daraus macht, mit ihrem Gatten „wenig glückliche Tage" gehabt zu haben, — „Auch ich habe mir in meiner Jugend ein phantastisches Bild gemacht, wie ein Ehemann ganz anders sein müßte, als ihn die Natur gemütet hat, und schwerlich geht ein Mann in alle unsere Leiden ein" oder „Wie wenig Männer wissen ein zartes weibliches Herz recht zu behandeln" (über den Erbprinzen) — fügt doch alsbald hinzu, daß man mit der Zeit die „romanhaften Begriffe" ablege, und an anderer Stelle findet sich das bedeutsame Wort: „Man kann auch aus Dankbarkeit lieben." Es ist kein Zweifel, daß sie, das arme

Fräulein, das die Mutter in „beständiger Aufopferung" für den anspruchsvollen, launenhaften und egoistischen Gatten zur Heiligen werden sah, dem Mann, der ihr Haus und Herd gab, von Herzen dankbar war. Daß sie ihn, auch in jüngeren Jahren, recht lieben l e r n t e, bezweifle ich, dieser Ehe fehlt die Macht der Gewohnheit. Die Frau auf dem Lande, der Mann in der Stadt, die Frau in der Stadt, der Mann auf ewigen Dienstreisen, selbst die Mahlzeiten nahm er bei Hof ein, die junge Frau aß allein, wenn sie nicht mitgeladen war. Doch war sie, abgesehen von ihren körperlichen schweren Leiden, im ganzen wohl zufrieden; gegen das der Mutter gehalten, war ihr Los ansehnlich; die Tage der Hofmarschallin gingen in nie abreißendem Nähen und Stopfen hin, und sie war eine Frau von lebendigem und bedeutendem Geist!

Im übrigen zeigt der Stallmeister eine Reihe guter und achtungswürdiger Züge, das „Altrittermäßige" seines Stammsitzes kommt auch in ihm zum Ausdruck. Er war aufrichtig fromm, rechtschaffen, von unbedingt sauberem Empfinden, von peinlichem Ehrgefühl. Trotz seiner Freundschaft für Goethe ertrug er es nicht, Frau und Kinder ein wertvolles Geschenk Goethes behalten zu sehen; das Kostspieligste, was der Freund, der doch schrankenlose tägliche Gastfreundschaft genoß, Charlotten geben durfte, ein bescheidener Schreibtisch, mußte Stein sozusagen als Handarbeit Goethes, der die Zeichnung entworfen und jede Einzelheit der Ausführung wochenlang überwacht hatte, plausibel gemacht werden. Geschenke in die Küche und kleine Aufmerksamkeiten

wurden ihm gestattet; darüber hinaus gab es keine Möglichkeiten.

Was war nun Steins Auffassung von dem Verhältnis überhaupt? Es war ohne Zweifel die völlig unbefangene eines Mannes, der zunächst selbst schon alle leidenschaftlichen Gefühle, wenn er sie seiner ganzen Natur nach überhaupt je empfunden, hinter sich hat, sodann die des Ehrenmannes, der im anderen den Ehrenmann sieht, endlich und vor allem die beruhigte des Gatten einer den Vierzigen nahen Frau — „den Jahren nach Matrone", nennt die Kalb schon die Dreißigerin —, einer siebenfachen Mutter, endlich einer Natur, die nach jeder Richtung die Gewähr gab, daß sie „kein Zeuge besser schützt als ihre Tugend", um mit der Königin des unglücklichen Infanten zu reden, — zumal einem sieben Jahre jüngeren Mann gegenüber. So nahm er im schuldigen Vertrauen auf die seltene Frau, die durch einen zufälligen Glücksfall ihm angehörte, das Reine rein, gelegentlich ein wenig humoristisch, macht seine „Glossen", die Goethe „ihm an der Nase ansieht", dazu, wenn sie auf Dienstreisen im Wirtshaus zusammensitzen, der Stallmeister seine Pfeife raucht und beruhigten Gemüts den Jüngeren an seine Frau schreiben läßt: „Fern von dir schließt sich meine Natur wie eine Blume, wenn die Sonne sich wegwendet", sicher in der Gewißheit, daß diese Frau lieber sterben als etwas tun werde, worüber sie vor sich selbst erröten müsse. Tief empfundenes, weil tief begründetes Vertrauen. Goethe schätzte ihn später aufrichtig: „Ich bin Steinen gar gut —. Es wird mir recht natürlich, mit Steinen zu leben und

ihm gefällig zu sein —. Frage Steinen, ob er nicht mitkommen will —." Die leidenschaftlichsten Offenbarungen schließen: „Adieu, grüße Steinen."

Die Pflege des Gemütskranken war in seinen letzten Lebensjahren namenlos schwer, Charlotte durfte ihn keinen Augenblick verlassen, aus den Briefen der Herzogin ersieht man, daß der Arme sie oft — wahrscheinlich mit Angstvorstellungen — quälte. Sie selbst klagt nie darüber, bedauert nur seinen traurigen Zustand und gelegentlich, bei Aufforderungen von Freunden, sich immer gebunden zu sehen. Keiner der Autoren, die Christiane wegen der pflichtschuldigen Pflege Goethes, an dem doch ihre Existenz, Gegenwart und Zukunft hing, und wegen ihrer „Treue" bewundern, findet ein Wort für die schlichte und stille, so viel schwerere, weil hoffnungslosere Pflichterfüllung der Frau von Stein. Sie war ja nur die Ehefrau, Christiane aber, die in ihren Briefen an Nikolaus Meyer nie mit einem Wort der Angst um den persönlichen Verlust, nur der um ihre ungesicherte Zukunft Ausdruck gibt, tat alles „aus freier Liebe"! Welche Verwirrung der Begriffe!

* * *

Es könnte nach dem Kopfleiden des Stallmeisters scheinen, als ob er eine Art von gutmütigem „Tepp" gewesen wäre, dem etwas vorzumachen ein Leichtes gewesen sei. Ganz abgesehen davon, welche Roheit darin liegt, von Goethe anzunehmen, er hätte einen Kranken betrogen, indessen wir doch wissen, daß große Partien des Empfindungslebens bei derart

Leidenden intakt bleiben, nur die Ausdrucksfähigkeiten gehemmt sind, so war Stein doch nur während der letzten Monate seines Lebens gestört. Er versah zur vollsten Zufriedenheit sein Amt, zeigte sich den Anforderungen des Herzogs gewachsen, wußte sich an fremden Höfen schicklich zu betragen. Der kranke Punkt machte sich mehr in einem gewissen Eigensinn und auf der anderen Seite wiederum in einer gewissen Energielosigkeit bemerkbar.

Der Eigensinn machte der Frau manchen Verdruß. „Ich gehe morgens in den Kuhstall und kriege eine vortreffliche Einsicht davon, wie ich betrogen werde, aber ohne etwas abhelfen zu können“, schreibt sie; ein andermal klagt sie über die Unehrlichkeit der Verwaltersfamilie, die ihrem Mann immer Nasen dreht. Stein „preise sich innerlich über seine Tugend der Gutmütigkeit“, wenn ihn die andern zum Narren hielten. In der Tat wurde der Besitz mehr und mehr entwertet, eine Ochsenmästerei sollte helfen, das Geld wurde verpulvert, der abwesende Karl erhielt seinen Zuschuß nie ohne Ermahnungen. Goethe half ihr die schweren Sorgen nach Kräften tragen: „Deine ‚Märchen‘ (vielleicht nannte Stein sie so) träum' ich wachend und schlafend mit, — Stein wird schwer geheilt werden. Du dauerst mich. Wenn du nach dieser Seite beruhigt wärest, so würden wir die Last der Welt wenig fühlen —“ und so fort. Je weiter die Krankheit vorschritt, desto weniger duldete der Stallmeister mit dem Starrsinn der psychisch Leidenden eine Einmischung. Viel aber mag auch seiner großen Gutmütigkeit, die ja oft mit Indolenz verbunden ist,

zuzuschreiben sein. Karl hat Schulden gemacht, ist von der Universität relegiert, hat seine Patronin, die braunschweigische Thronfolgerin, schwer enttäuscht, sich jede Aussicht auf seine Zukunft verbaut — der Vater findet nicht Kraft, ihm ins Gewissen zu reden, Goethe muß den Paukbrief schreiben. Der Sünder darf zur Strafe nicht nach Haus kommen, sitzt in Göttingen, bessert sich mit nichten, plötzlich erscheint der Vater. Berechtigter Schreck samt einigen Gewissensbissen. Aber der Alte umarmt den Filius nur zärtlich, kein Wort des Vorwurfs, er soll mit nach Pyrmont, wo der Vater ihm in den mecklenburgischen Fürstlichkeiten eine gute neue „Herrschaft" ausgemacht hat. Kein Wunder, daß die Mutter in jenen Jahren bei dem jungen Herrn erheblich weniger beliebt war.

Seine Kinder liebte er alle mit gleicher Zärtlichkeit, von Ernsts Tod durfte Karl, der doch gern Genaueres gehört hätte, nichts sagen; bei der bloßen Erwähnung des Toten begann der Stallmeister bitterlich zu weinen. Fritzchen nahm Goethe der Mutter ab, damit er wie ein Junge erzogen werde, der Vater schrieb ihm dafür die nettesten Briefchen, dessen eine Adresse lautet: „An mein liebes Fritzlein und Söhnlein, Schloßvoigt von Goethens Behausung und Zögling von Mag. Götze," eine andere, auf ein hausgemachtes Gedicht des Söhnchens zum fünfzigsten Geburtstag: „Dem Ehren Festen Wohlgeehrten Herrn Friedrich von Stein, Mitglied der Sachsen-Weimarischen Dichtkunst und Mahler-Akademie, nicht weniger sich wohl nährenden Privatus in Weimar." — Auch das Kennzeichen eines echten Mannes, Liebe für seinen Beruf,

blieb ihm bis in die Schatten des Todes hinein. Es ist eine rührende Szene, wie Karl bei dem Sterbenden ankommt, der ihn zunächst nicht erkennt, bald anfängt ihn zu verstehen und nun „recht vergnügt" wird. Der Sohn führt ihn ans Fenster, wo er Pferde aus dem herzoglichen Stall vorreiten sieht, alles mit Anteil verfolgt, sprechen will, aber nur Ja und Nein sagen kann. . . . Am anderen Tag „früh um zehn Uhr" starb er nach langer Bewußtlosigkeit. „Er war sehr schön im Tode," schreibt der Sohn, „die sonst so besonders ängstlichen Züge, die seine Krankheit bezeichneten, waren weg."

Auch Charlotte erwähnt, daß er „schön im Tod" aussah, und „all das Verzogene in seinem Gesicht, durch die Seelenkrankheit erwirkt, womit er sich und andere quälte, hatte ein sanfter Tod wieder in Ruhe gebracht und sein schönes Ebenmaß wieder hergestellt". Eine leise Reue des zartesten Gewissens scheint aus ihren Worten über die Sektion zu klingen: „Wer kann wissen, in wie weit des Menschen Handlung von ihm selbst abhängt? Wie oft habe ich mich über des armen Stein unrichtigen Gang der Begriffe und Handlungen geärgert! — Es ist mir nun, als möchte ich zu allem schweigen —" — —

* * *

Eine weichliche Mutter ist sie nicht gewesen, aber unmütterlich war sie nicht. Man hat es für unmütterlich gehalten, daß sie ihren kleinen Fritz von sich ließ und zu Goethe gab. Aber Fritz war ja schon in das Pagenkorps eingetreten, wie ihre anderen Kinder,

das war der Gang der Erziehung in Weimar, genau so, wie es für die unbemittelte preußische Offiziersfamilie selbstverständlich war, daß die Söhne ins Kadettenhaus kamen. Weil der Junge aber von den älteren Knaben, deren „Gesellschaft mich sehr ergötzte", „mancherlei Unarten lernte", nahm Goethe ihn zu eigener Freude und zur Beruhigung der Mutter in seine Erziehung.

Am kühlsten war ihr Verhältnis zu Karl, der ihr ja, wie schon berichtet, durch sein Verhalten manchen Kummer machte. Sie war voll Schmerz, den Sohn sich so wenig bewähren zu sehen, mochte fürchten, er könne dem Großvater Schardt nachschlagen, schrieb ihm zur Strafe monatelang nicht, und dann „wenig Tröstliches", wie der junge Herr schreibt. Die Jungen, an sich rührend und gutartig — Karl zog sich einen bösen Husten zu, weil er monatelang heimlich auf bloßer Erde schlief: er sollte sein Bett mit Goethes Schützling, dem Findling Peter im Baumgarten teilen, den er Frau von Stein übergab, der kleine Hirtenjunge ließ sich aber nicht ausreden, seinen schwarzen Spitz Hänsli als Dritten im Bunde die Lagerstätte teilen zu lassen; dies war wieder Karl so unangenehm, daß er auf sein Bett verzichtete, das Peter und Hänsli nun ohne Gewissensbisse in Besitz nahmen, — waren wohl doch rechte Rangen, der Vater „war wenig zu sehen", und der gute Herr Magister Kästner „hat gar wenig Freude in unserem Hause gehabt", wie Karl nicht ohne Reue bei der Ernennung des Erziehers zum Pagenhofmeister schreibt. Während der schweren Erkrankung des Vaters ließ die Mutter

Karl nach Hause kommen, sie hatte ihn zehn Jahre nicht gesehen. Das Verhältnis wurde sehr bald wieder ein inniges, Karl schreibt, wie es ihm auf dem schlichten Kochberg mit der Mutter „bei Hasenbraten und Birnenkollatschen“ weit besser gefalle als „in Hofes eitlem Schwarm“, um mit Brentano zu reden, und nach seiner Rückkehr: „Meine Reise nach Haus hat mich zu einem andern Menschen gemacht.“

Nachdem er nach dem Tode des Vaters Kochberg übernommen, fehlt ihm „nichts, als daß die Mutter näher wohnen möchte“, aber bald darauf zeigt er sich verstimmt über die Kritik der Mutter an der Wirtschaft. Als ihm indessen später Fritz einen guten Rat gibt, antwortet er ebenfalls recht pikiert; wie alle Menschen, die mit viel gutem Willen und wenig Mitteln in prekärer Lage sich abmühen, war er leicht reizbar durch seine Erfolglosigkeit. Auch die Mutter war in jenen Jahren aufgerieben und überreizt, es gab leicht Differenzen, doch alle harmloser Art: der Sohn klagt über die „Façons“ der Mutter, durch die sie ihm „beim besten Willen die unangenehmsten Dinge sagt“, und „Meine Mutter macht mich manchmal mit ihrer Mitsorgfalt verdrießlich, so gut sie es doch eigentlich meint, und wenn sie mir was raten will, so ist es immer mit Vorwürfen verknüpft“. „Meine Spargel hatten nicht süß geschmeckt, meine neue Obstdarre war nicht recht, meine Öfen nicht, meine Milchwirtschaft nicht.“ Freilich war seine Erfahrung als Landwirt sehr jung, und anderseits erzählt er wieder gerührt, wie lieb sie ihn habe und „meine Frau noch mehr wie mich“, wie sie sich freue, wenn sie kämen,

und „1000 Attentions“ habe ... Die Darstellung des Verhältnisses ist darum wichtig, weil gerade aus dieser Zeit einige Urteile Karls über Goethe vorliegen, die man als von der „erbitterten“ Mutter inspiriert annimmt. Karl aber war selbst, wie alle Humoristen, ein sehr scharfer Beobachter und hätte bei seinem Widerspruchsgeist der den alten Freund tadelnden Mutter, mit der er doch auf gelindem Kriegsfuß lebte, eher entgegengeredet. Denn er hatte damals neben einem dauernden theoretischen Zank über Bonaparte mit ihr eine ernstlichere Differenz: sie behauptete, er habe Fritz bei der Auszahlung nicht vorteilhaft genug abschneiden lassen. Der Sohn, im Bewußtsein seiner Rechtlichkeit, verschmähte es, ihr die Sachlage klarzulegen, da er ihr Beharren auf erkannten Wahrheiten fälschlich mit einem Beharren auf vorgefaßten Meinungen für identisch hielt. Doch je älter beide wurden, um so inniger ward ihre Liebe; der skeptische Karl erzählt gerührt, wie sie trotz schwerer Krankheit daran gedacht habe, ihm den von Kindertagen gewohnten „dicken Pfefferkuchen“ vom Weimarer Jahrmarkt zukommen zu lassen, macht später als älterer Mann ein kleines Gedicht auf „Der Mutter Herz“ als einen Besitz, wie ihn „die Götter nicht haben“, lädt sie mit rührend pietätvollen Worten während der Kriegszeit nach Kochberg ein; und wie hübsch, wenn der fast sechzigjährige Sohn der achtzigjährigen Mutter schreibt: „Wenn ich doch nur eine Portechaise im Gang hätte, wie ein Blumenkörbchen gestaltet und mit Ihrem Hollunderstrauch beschattet, um Sie darin recht bequem hierher tragen zu lassen und Ihnen in der

Karlslaube einen Thee geben zu können!" Nach dem Tode der schwer leidenden Mutter, der „er doch wünschen mußte, wie sie es oft tat, befreiet zu sein", ist der in vielen Leiden und Sorgen doch bewährte Sohn „wie zerrissen", und alles kommt ihm „wüst und traurig" vor.

Kürzer war das Leben ihres Ernst, an dem Karl mit zärtlicher Liebe hing. Er litt an einer schweren inneren Erkrankung, die der Mutter das Herz umdrehte. Sie pflegte ihn aufs treueste, so daß Goethe klagt: „Bleibe mir! Wenn auch jetzt getrennter als sonst, das mir oft fast zu schwer wird." An Lottchen schreibt sie: „Mein Herz ist seither der Freude entwöhnt. Mein Sohn, der Jagdpage, ist seit Weihnachten krank, und ist auch wenig Hoffnung zur Besserung vorhanden." Wie groß die Leiden des Armen sind, zeigt das furchtbare Wort: „Der Tod wäre mir das Erträglichste für ihn, aber ich fürchte, er wird noch lange mit Schmerzen zu kämpfen haben ... Fritz ist bis jetzt noch schön, gesund und gut, aber ich traue den Dingen der Welt nicht mehr ..." In wenigen Wochen sollte Goethe sie verlassen, es ist, als ob sie es ahnte ...

Dennoch ist ihre Mutterliebe so echt, so durch Tränen lächelnd, daß sie, zerrissen von Schmerzen, die sich klagend ankündigten, oder von solchen, die schon Wahrheit geworden waren, in diesem oder dem folgenden Jahr ein Bild malt, ein ergreifendes Zeugnis, wie sie dem Kranken die Leiden und Schmerzen wegzulächeln trachtet. Das Gemälde ist alles andere als ein Kunstwerk, und doch welch kostbares Dokument!

Es wäre zu wünschen, daß das Goethenationalmuseum es erwürbe, es befand sich nach Bode im Antiquariat von Wolfgang Bach in Weimar.

Ernst liebte die Katzen, Fritz nannte Kaninchen sein eigen, die Katzen mordeten die Stallhasen, der Jammer war groß. Die Mutter schildert in dem Bild eine Gerichtsverhandlung: hinter einem einfachen Tisch sie selbst mit Papier und Federkiel als Portia, höchst ungeschmeichelt in Haube und weißem Sommerkleid, vor ihr zu ihren Füßen ihr Lulu, sichtlich gebläht im Bewußtsein seiner fleckenlosen Tugend, von Räucherkerzchen reichlich umstanden und selig und fromm die Augen verdrehend, rechts und links Ernst und Fritz als Ankläger und Verteidiger, und in der Tür eine Magd mit dem Opfer katzenhafter Blutgier. Das Bild ist scheußlich, aber es ist groß; es hat viele Stunden gekostet, in vielen Leidensstunden hat der arme Kranke sich auf die schmerzfreien gefreut, wo Mutter wieder malen würde —. Er ist in ihren Armen gestorben, auf der Reise, ein benachbarter Edelmann stand der Hilflosen ritterlich bei. Nach vielen Jahren besuchte einer ihrer Söhne das Grab; noch damals erzählten ihm die Leute von der fremden Dame, deren Art und Wesen sie, an den Wechsel der Reisenden gewöhnt, dennoch im Gedächtnis behalten hatten ...

Ein Kind ihrer Schmerzen mochte sie auch ihren Fritz nennen, mit dem ein tiefes und zartes, fast mystisches Verhältnis sie verband. „Du betrübtest mich niemals", schreibt sie ihm einmal, das ist nur in höherem Sinn zu nehmen; dahingehend, daß Fritz, den sie „du guter, edler Mensch, einziger, den ich so gekannt

habe," nennt, nun auch wirklich und im tiefsten Sinn „gut" und „edel" war. Der Charakter dieses Sohnes war ihr seligstes Glück, seine äußeren Umstände aber haben ihr schweres Leid gebracht. Sein Leben war recht eigentlich eine Kette schwerer Enttäuschungen. Wie Goethe den holden kleinen Burschen, dessen kindliche Anmut noch heut in der Klauerschen Sandsteinwiedergabe die Herzen aller Tiefurtbesucher erfreut, geliebt hat, das erzählt der Briefwechsel mit Stellen schönster Art; er unterrichtet ihn, kleidet ihn, bettet ihn, küßt ihn, oft und oft hat er in dem süßen Kinderkörper die Mutter geküßt, an sich gedrückt und das Glück eines Besitzes erträumt, der ihm dies frische, reine Leben gegeben hätte ... Er beschließt, ihn zu adoptieren, stellt ihn der Mutter vor, Fritz besucht Frau Rat auch allein, er ruht in Goethes Liebe — plötzlich, ohne Abschied, ohne Erklärung und ernste Vorsorge verläßt ihn der Freund ... Frau von Stein hat dies Unrecht Goethes an Fritz bitterer empfunden als das ihr persönlich widerfahrene. — Er kommt in die Welt, lernt freiere Verhältnisse kennen, möchte seine Erfahrungen erweitern, ohne doch undankbar Weimar den Rücken zu kehren, der Herzog hat der Mutter versprochen, für ihn zu sorgen, sein Protektor, der Minister, will für Preußen seine Arbeitskraft gewinnen, „alle Hände", wie die Mutter schreibt, „sind aufgehoben, sein Glück zu machen", und endlich verrinnt alles: in Weimar ladet er den Schein des Undanks und der Zweideutigkeit auf sich, in Preußen erhält er eine bescheidene Stellung. Er liebt eine ältere Frau, Gräfin Maltzahn,

Tochter jenes Ministers, seines Gönners, mit der gleichen idealen Liebe wie der Freund seiner Jugend die Mutter, kauft sich ihretwegen mit unzureichenden Mitteln in der Nähe ihres Wohnsitzes an — sie stirbt an einem späten Kinde; er heiratet, die junge Frau vermißt leidenschaftliche Gefühle, bleibt kühl und gleichgültig, stirbt beim dritten Kind; der Krieg geht über das Gut, er verarmt, Mutter und alle Verwandten suchen nach einer „Partie", die den Witwer wieder hoch bringt, die eine, die andere zerschlägt sich, endlich verlobt er sich mit einer Erbtochter, deren Vermögen auf dem Gut eingetragen wird, die selbst aber nur einen Dachshund und einen Kanarienvogel mitbringt; das Vermögen der Kinder verwalten die Schwiegereltern. Auch diese Frau langweilt sich, sehnt sich nach ihren früheren Verhältnissen, zu stolz, sie zu umwerben, läßt er sie gehen, sie bleiben befreundet ... Zwei Söhne kränkeln, nur eine Tochter bleibt ihm ... sein Leben geht endlich in der Sorge für Unglückliche auf, echter Sohn seiner Mutter wird er als Begründer der ersten Blindenanstalt zum Wohltäter der Provinz, die ihm Heimat ward ... Auch auf den Bruder hat sie den starken sozialen Zug übertragen: daß es „Schuldigkeit des Herrn, für seine Bauern zu sorgen", ist Karl schon zu einer Zeit klar, in der wenige Besitzer diese Vorstellung haben.

Diese dauernde Glücklosigkeit des zum Glück Bestimmten schmerzte die Mutter tief. Sie erklärte sich die Sachlage gar wohl: „Wer sich in der Welt nicht vorzudrängen weiß oder auch nicht will, dem ist das

Glück nicht hold", schreibt sie ihm, und ein andermal: „Wer sich nicht aufdrängt, nicht anmaßlich ist, den läßt die Welt bald dahinten. Lege nur keinen Wert auf den frivolen Beifall." Solange der Junge klein ist, wo denn Herr Kästner manchen Strauß mit ihm aussicht und Goethe schreibt: „Fritz, mein Bruder, nicht in Christo, sondern in der Unart und Unbetulichkeit", wird er kurz gehalten, ihm von Karlsbad aus erzählt, daß die Jungen dort ihr Persönchen freilich etwas eleganter trügen als er, oder ihm ein Briefchen geschrieben: „Es freut mich, daß du in der schönen, weiten Welt meiner gedenkst und mir dieses, obzwar nicht mit sehr wohlgestalten, doch mit leidlichen Buchstaben zu erkennen giebst. Da du soviel länger bleibst, als ich glaubte, fürchte ich, es wird mit deiner Garderobe schlimm aussehen. Wenn deine Kleider nichts taugen und du vielleicht dazu, so sage nur dem Geheimderat Goethe, daß er mein liebes Fritzchen ins Wasser werfe. Deine Briefchen habe ich bestellt, auch an alle Pagen dein Kompliment gemacht. Die jungen Zwiebeln zu legen, will ich besorgen. Die jungen Kätzchen machen Dir eine Empfehlung" und so weiter. Den etwas Älteren aber verbindet der große Schmerz um Goethe mystisch mit der Mutter, Fritz war es, der Charlotten unschuldig erzählt, daß in „seinem" Gartenhaus, wo er mit Goethe holde Sommertage lang gewohnt, eine junge Person gewesen sei und getan habe, als ob s i e dort zu Haus wäre. — Es war die junge Vulpius ...

Der gemeinsame Kummer schlang ein geheimnisvolleres Band um beide. Sie hat nie ein Wesen ge-

liebt wie ihn. Als sie in späteren Jahren von einem Besuch in Schlesien zurückkommt, wo Fritz ihr wohl ihren quälenden Argwohn, daß er bei der Übergabe benachteiligt worden, ausgeredet hat, begrüßt sie Karl so innig, daß er vor Freude zu Tränen gerührt ist, „weil meine Mutter mich nach langer Zeit wieder einmal recht herzlich umarmt hat". Als Fritz in London ist, will sie ihren Brillantring verkaufen, „damit er einmal dafür in die Oper gehen kann"; weil ihm Unrecht geschieht, überwirft sie sich mit der Herzogin, sagt ihr „Duretäten", und sie wünsche ihn „lieber betteln zu sehen als in weimarischen Diensten", — so brennt ihr gelassenes Herz auf für den Sohn. „Von allen Dingen dieser Erde ist mein Herz losgerissen — nur nicht von Dir!" Goethes anscheinende Gleichgültigkeit für sein „ehemaliges Kind" reißt immer neue Wunden in ihrem Herzen auf: „Wohl ihm, wenn er so mit seinem Herzen kann fertig werden! Ich und du, wir können es nicht." Dann bricht wieder die Sorge um sein Wohl in der Welt erschütternd durch, dennoch: „Du hast mir nie Kummer gemacht!" Fritz ging eben die niedere Klugheit, die das gute Fortkommen verbürgt, völlig ab, er steht ganz und gar mit jener edelgeborenen Befremdetheit in dem Getriebe der Welt, die ein Kennzeichen und die Ursache des Unglücks vieler höheren Menschen ist. Die Mutter begriff das völlig, und ihre Sorge ist nur, ihn in seinem höheren Menschentum zu erhalten: „Über dich, guter Fritz, tröstet's mich, daß du besser wie dein Schicksal bist ..." „Wenn ich nur noch etwas von Wert hätte, ich verkaufte gern alles, um es dir zu

geben, aber die Franzosen haben ja alles geplündert", und „Wenn du nur hier wärest, so wollten wir in unserer Armut doch noch glücklich leben". Mitunter steigert sich ihr Gefühl ins Mystische: „Ich glaube, deine Seele und meine Seele waren einmal eins, und wenn ich sterbe, wird die meinige in dich wieder übergehen ..." oder „Du bist meine halbe Seele; wenn du nicht glücklich bist, hab' ich's im Gefühl, und immer ist mir jetzt mein Herz beklemmt". Als Fritz aus geringfügiger Ursache ein Duell hat und der törichte Beleidiger ihn am Arm verwundet, flammt sie auf: „Wenn ich ein Mann wäre, er sollte es mir verantworten!" Dagegen schenkt sie ihm nichts, wenn sie nicht zufrieden mit ihm ist; als er einmal der schöngeistigen Amalie Imhoff, deren Eitelkeit und „Verliebtheit in sich selbst" ihr doch selbst zuwider war, ihre „Prätention" etwas „roh" vorwirft, bekommt er es sogleich zu hören, „zumal dieser Fehler so unmöglich abzulegen ist, daß alle daran hängenden Tugenden und Talente sich sogleich mit verwischen würden". So unbefangen urteilt sie, die vornehm Bescheidene, über die Anmaßlichen. Ein andermal heißt es von sogenannter „Vornehmheit": „Hüte dich, guter Fritz, vor diesem Rausch. Je vornehmer, je unnatürlicher ist der Zustand des Menschen; nur die innere Größe, die unter sich sieht den Acheron und seine gierige Flut, ist die echte." Und ein andermal: „Eher opfere dein Glück auf, ehe du etwas tätest, was dich moralisch verkleinerte." Wiederholt versichert sie: „Ich bin mit deinem einfachen, mit Liebe und Wahrheit geschmückten Kleid zufrieden", und beteuert dagegen:

„Du bist noch das letzte Bild, das ich liebend werde hinwegnehmen.“

Ihre höchste irdische Hoffnung, die auf ein Zusammenleben mit ihrem Fritz, ward freilich nicht erfüllt; die Klage darüber zieht sich durch alle Briefe der Mutter: „Alle meine Träume, wie ich mit dir und Goethe einen Reichtum des Geistes in meinem Alter finden würde, sind Träume geblieben“, aber sonst, auf dem ihr wichtigsten Gebiet, hatte sie Grund, stolz auf den Sohn ihres Herzens zu sein. Das „gute, feste, natürliche, verständige und heitere Wesen“, das Goethe an ihm rühmt, seine „feste, ruhige Pflichterfüllung und richtiges Gefühl für Ehre, seine klare Einsicht, Mäßigung und Milde“, die Charlottens Schwägerin hervorhebt, stimmen überein mit seinen eigenen Worten: „Solange ich kann, werde ich arbeitsam und tätig sein, werde mich gern erinnern, daß ich die vorzüglichsten Menschen meines Zeitalters gekannt habe, daß ich die treuesten wärmsten Freunde hatte, daß ich die beste Mutter und Großmutter besaß, daß ich alles Reine, Schöne und Hohe genossen, daß ich meine Gewalt nicht gemißbraucht und daß ich mich vor höherer Gewalt nie unrechtlicher Weise gebeugt habe.“ Gewiß ein Programm edlen Menschentums. Sein Glück und sein Stolz war die schöne Menschlichkeit der Mutter, von der er nach ihrem Besuch bei ihm schreibt: „Ich kann nicht beschreiben, wie liebenswürdig, heiter und klug sie unter allen den fremden Menschen, die sie hier fand, existiert hat. Sie hat mich recht stolz auf sie gemacht, denn sie war überall die vorzüglichste unter den Damen ihres Alters und

Standes." Noch ihre letzten Tage waren voll von der Liebe zu dem Sohn; weil er in einem der letzten Briefe nichts von sich, nur von seiner Blindenanstalt geschrieben, trug sie ihrer Enkelin Luischen scherzhaft auf, ihm zur Strafe eine beliebige Stelle aus einem hebräischen oder griechischen Werk als Brief zu schicken. Ihre letzten Zeilen sind voll Sehnsucht nach ihm: „Wie sehne ich mich, dich zu sehen! ... So werde ich dich nicht wiedersehen und das rätselhafte Dasein bald vollendet haben." ... Auch die letzten Worte, die sie mit ihrer schönen, festen Hand kurz vor ihrem Tode schrieb, waren an Fritz gerichtet.

* * *

Einen ihrer Briefe beginnt sie mit dem Wort Jakob Böhmes:

„Wem Ewigkeit wie Zeit
Und Zeit wie Ewigkeit,
Der ist erhaben über allen Streit."

In der Tat war ihr Zeit wie Ewigkeit, sie glaubte an ewiges Leben, wenn auch nicht ganz im dogmatischen Sinn, obwohl sie die kirchlichen Gebräuche pflegte, die Kirche besuchte, zum Abendmahl ging. Ihr Vers: „Des Geistes Funke kehrt zum Urlicht wieder hin, indes des Körpers Bau die Elemente nehmen", den sie als Grabschrift ihrer Schwägerin dichtete, gibt ihre Auffassung wieder; Ideen der Seelenwanderung beherrschten sie. Wie sie an eine mystische Verwandtschaft zwischen sich und Fritz und Goethe geglaubt hat, so glaubte sie an ein Wiederfinden: „Wir werden uns gewiß irgendwo mit Liebe wieder-

sehen, wenn wir uns gleich nicht erinnern können, auf was Art wir einander angehörten." In diesem Zusammenhang ist auch die angeblich hämische Briefstelle, das so bald sterbende Töchterchen Goethes wolle sich „von einem richtigen Ehepaar wiederbringen lassen", zu betrachten. Zunächst gönnt sie den Kindern Goethes andere Verhältnisse als die, die selbst in den großen Charakter des Vaters etwas „Zweideutiges" brachten — wir werden später sehen, ob sie Recht damit hat — und unter denen August zugrunde ging; sodann ist dies Wiederkommen einer ihrer Lieblingsgedanken; ein Töchterchen Wielands, das sie über die Taufe hielt, liebt sie besonders, weil sie es für die Reïnkarnation ihres eigenen toten Kindes hielt.

Das Vorgefühl, das Erbteil ihrer schottischen Vorfahren und aller Bewohner der Steppe und der Küste, war ihr in hohem Maße eigen, drückte sich aber nicht als zweites Gesicht, sondern in Träumen aus. Wie sie die Szene von Ernsts Tod siebzehn Jahre früher im Traum voraussah, so träumt sie von Goethe, diesen werde bei seiner Rückkehr nach Weimar ein Unglück treffen. Eine schwere Erkrankung Goethes in Karlsbad ahnt sie voraus, bei einem ähnlichen Fall hat sie sogleich die Gewißheit, er werde genesen. Eines Tages überfiel sie mitten in heiterer Gesellschaft eine so tiefe und grundlose Traurigkeit, daß sie fortgehen mußte; sie konnte sich dies Gefühl nicht erklären, obwohl ein Traum ihr einen Verlust angekündigt hatte; die Woche darauf erhielt sie die Nachricht von dem am gleichen Tage erfolgten Tode ihrer Schwiegertochter. Vorgefühle quälten sie überhaupt, so fein

wie ihr Körper und ihr Nervensystem auf alle Veränderungen der Atmosphäre reagierten. „Ich bin bestimmt, selten ohne körperliche Leiden zu sein, weil ich gar zu sehr von der Witterung abhänge und die Elemente immer ihre Verwandtschaft mit meinem Körper reklamieren, bis sie mich endlich wieder haben werden ...“, so zart war der Organismus ihrer Seele. Auf diesem lebendigen Gefühl der tiefen Verwandtschaft mit allem Seienden beruht auch ihre leidenschaftliche Tierliebe. Der Gedanke, auf dem doch leider die Schöpfung beruht, daß ein Geschöpf sterben muß, damit das andere lebe, war ihr furchtbar; ihre schöne Wohnung ist ihr verleidet, solange ein Fleischer ihr gegenüber wohnt, in dessen Hof sie hineinblickt; sie selbst genoß selten Fleisch, sondern schreibt an Fritz: „Rahm, Butter und gutes Mehl wirst du gewiß haben, und mehr bedarf ich nicht.“

Als Landfrau ritt sie in jüngeren Jahren gut; sie erzählen zu hören, wie sie mit Gaul und Hund im Kochberger Frühlingswald war, nun bei herabgelassenen grünen Rouleaus unter ihren Rosen und Resedenstöcken hinter der summenden Teemaschine sitzt, ist sehr anmutig. Die Abschaffung der Parforcejagd macht sie glücklich, kranke Tiere nahm sie von ihren Spaziergängen mit nach Hause. Auf ihren Spitz war Goethe oft böse, weil sie ihn zu lieb hatte, ihr Kanarienvögelchen nahm sie auf jede Reise mit. Es pickte ihr die Krumen vom Mund, Goethe hat die Szene im Werther in der neuen Ausgabe, die er Juni 1782 überlegte und die 1787 erschien, benutzt. Wenn sie ihr Weimarer Fenster öffnete, kamen ihre Tauben

geflogen, ihr Eichhörnchen bekam Goethe in Pflege, wenn sie nach Kochberg mußte, einen Schmetterling, der im Winter seiner Puppe entschlüpfte, hielt sie auf ihren Blumenstöcken. „Die jungen Kätzchen balgen sich ebenso wie die jungen Herrn von Stein," schreibt sie einmal ihrem Fritz, „aber die alte Murz ist so ernsthaft geworden wie deine alte Mutter."

Man denkt an Nietzsches letzten Weisheitsschluß, an Zarathustra und die Tiere, wenn man sie sich im Alter vorstellt, lebend mit ihren treuen und dankbaren Geschöpfen, mit dem Papagei und dem Spitz, „die sie nicht allemal würdigen, mit ihr zu frühstücken", ihre Mahlzeit teilend, hinter ihrer Kaffeemaschine am Nachmittag, wenn ihr Vögelchen geflogen kommt und sich Semmel und Zucker holt, oder wenn sie Scharpie zupfend an ihrem Nähtisch sitzt und ihre gelben Kanarien ihr ein Fädchen nach dem anderen zum Nestbau wegtragen. Der schuldlose Atem der Natur, der aus allen naturnahen Wesen weht, erhält jung, selten hat ein Mensch sich so viel herrliche Jugend bewahrt wie sie, die vor allem mit Tieren lebte, mit Kindern und mit Blumen. Ein besonders liebes Vögelchen hatte ihr die junge Prinzessin Karoline zum Andenken geschenkt, als sie ihrem Gatten nach Mecklenburg folgte; sie hatte es selbst lange Zeit besessen, und gerade diesen Vogel tötete ihr eine besonders treue und sorgsame Dienerin durch einen unglücklichen Tritt. Goethe, der das Tierchen den kleinen „Dalai-Lama" nannte, ließ heimlich das Bauer holen und setzte einen neuen Vogel hinein, der zwar zuerst, um sich in Respekt zu setzen, bevor die Intimitäten begönnen, „brav pickte

und biß", mit der Zeit aber sehr zärtlich wurde. Goethe erkundigte sich oft schriftlich und persönlich nach der „Aufführung des Vögelchens", dem sich später noch ein „Waldsänger" gesellte, schenkte ihr als besonders zarte Gabe auch einmal mitten im Winter selbstgezogene Salatblättchen für „die kleinen Freunde". Jene junge Prinzeß, die ihr den Vogel gab und die sie auf das zärtlichste geliebt hat, als wüßte sie, daß sie ihr schon vor ihrer Geburt einen Schmerz bereitet, war jenes Kind, dessen Erscheinen sich so lange hinzog, daß Goethe in dem kritischen Jahr um den größten Teil des Zusammenseins mit Charlotte in Karlsbad kam, da er als Minister die Entbindung der Landesfürstin in Weimar abwarten mußte. Die Herzogin, die in den letzten Wochen schwer litt, soll aus diesem Grunde eine Antipathie gegen die Tochter gehabt haben, die freilich mit ihrem unbekümmerten, warmen und natürlichen Wesen der Mutter wenig verwandt war. Desto inniger schloß sie sich an Frau von Stein an. Erst ihr früher Tod zerriß das schöne Verhältnis.

Neben diesem fürstlichen Kind hat sie viele Kinder geliebt, die alle bei ihr aus- und eingingen. Vor allem die eigenen Enkelchen, das „Lieblichste, Anmutigste und Angenehmste, was sich denken läßt"; mit ihren Geburtstagsbriefchen möchte die Siebzigjährige „in allen Stuben herumhüpfen und springen, wenn ich nur noch hüpfen und springen könnte —" jenes „allerliebste" Gedicht Karls vom Herzen der Mutter lag der Sendung bei. Auf andere Geburtstagswünsche schreibt sie: „Das ging lustig zu, wie die Herzchen meiner Enkelchen auf meiner Bettdecke einen Walzer

drehten. Ich haschte eines nach dem andern, und mußte mich recht bezwingen, sie vor Liebe nicht alle zu schlucken. Nun, dem Himmel sei Dank, sind sie wohl alle mit tausend Segen von der kleinen Großmama glücklich nach Haus gekommen. Tausend Liebes und Erwünschtes zum neuen Jahr. Bleibe du mein treues Enkelchen, wie ich deine dich herzlich liebende Großmutter." Ein andermal, im Alter von dreiundachtzig Jahren, dichtet sie der Enkelin selbst ein Geburtstagsverschen und siegelt mit dem alten Petschaft „Alles um Liebe". Wie das frische Leben aus ihrem eigenen Blut umblühten sie die Kinder der Freunde, vor allem ihre drei kleinen „Liebhaber", Karlchen Schiller, „Augustchen" Goethe, der kleine Ernst Kästner, Sohn des ehemaligen Hauslehrers, in dem sie vor allem das „liebe, treue Gesicht" seines Großvaters, ihres ehemaligen Verwalters, des alten Eisert, liebte. Ein anderer kleiner Liebling ward früh dahingerafft, der kleine Sohn des Hofmarschalls von Spiegel: „Daß das allerliebste Kind, der kleine Spiegel, so geschwind verblüht ist, hat mich recht betrübt. So manche schöne Blume wird gebrochen, so mancher vorzügliche Mensch vor der Zeit abgemäht, es kümmert die Natur nichts, sie ist unerschöpflich, aber wir armen Menschen können den großen Gedanken nicht fassen, Ergebung ist unser Los." Hier klingt Goethes Anschauung von der Unerbittlichkeit der Natur fühlbar nach. Dagegen ist die Natur ihr auch wieder Trost und Hilfe; sie freute sich alljährlich auf „die schönste Wildnis und Einsamkeit", ihre Sommerfrische auf dem Hammer bei Ilmenau. „Das Haus

ist auf einer Höhe gebaut, und ich sehe auf den Hammer hinunter", — dann schien der Mond, das Feuer fuhr wie eine dicke Korngarbe zur Esse hinaus, die Feuerähren sprühten hoch zum Himmel empor, und sie mochte gar nicht zu Bett gehen, so schön war es anzusehen. Einmal trägt man auch, „ehe es Nacht wird", die Leiche einer achtzigjährigen Frau vorüber auf dem „ganz schmalen Fußpfad", der Hammer pocht wie immer, ein kleines Mädchen, Enkelin ihrer Wirtin, sagt zu ihr: „Ach, die Frau wird nicht beweint!" als „etwas, das sie ganz verwunderte", denn „sie habe recht geweint, als ihr Großvater starb, und wenn erst ihre Großmutter stürbe, wie würde sie da weinen müssen. Sie scheint ein weiches Herz zu haben, sie erzählte mir auch, wie schmerzlich es ihr gewesen, als sie von Ilmenau aus der Schule gekommen und Luischen (von Stein) indessen abgereist, ohne von ihr Abschied zu nehmen — armes Herz, sie wird in der Welt viel zu dulten kriegen. Dieses Kind ist hier meine Gesellschaft, und ein schwarzer Spitz, den ich nur im Vorbeigehen manchmal freundlich anredete, ohne ihm etwas zu geben, geht Schritt vor Schritt neben mir her, wenn ich spazieren gehe, schwänzelt und sieht mich freundlich an, dafür versprach ich ihm auch gestern ein Stückchen Braten, er verstand es und ging mit mir nach Haus, ob er gleich nicht herein gehört; er kam mir vor wie ein Mensch." Man kann kaum glauben, daß die siebzigjährige Frau, die mit dieser waldverzauberten Märchenatmosphäre ihre Briefe füllt, ein andermal in schwerer Krankheit mit vollkommener Ruhe schreibt: „Ich hoffe, ich werde im Grabe den Verwesungs-

prozeß nicht so zu sehen bekommen, wie jetzt den Sterbeprozeß, obgleich es für den Physiker interessant sein kann." Noch als Achtzigjährige fuhr sie mit der Herzogin im Winter nach Belvedere, um sich an der blühenden Strelitzia zu erfreuen, und schreibt an Lotte: „Ich freue mich, daß Ihnen, geliebte Lolo, die Nachtigallen singen. Über meinem Fenster haben Schwalben gebaut, die flüstern nur mit ihrer kleinen Familie." Der gestirnte Himmel war ihr ein Leben hindurch ein Gebiet der Sehnsucht und der unendlichen Freude, als Kind blickte sie zu ihm auf, mit Goethe hat sie manches Mal durch das Fernrohr des Gartenhauses die „schönen Gestirne" betrachtet, noch im Alter folgt sie mit hohem Anteil den Erkenntnissen der Wissenschaft und möchte vor dem blutigen Getriebe der Welt „in all die kleinen Monde reisen, die nach jetziger neuer Entdeckung den Saturnusring ausmachen, und mich ins große Lichtmeer träumen", und in Augenleiden, die sie schon zu Goethes Zeit so schwer heimsuchten, tröstet sie sich: „Es ist besser, es leidet der Körper als die Seele am Licht."

* * *

Gelegentlich findet man die Meinung ausgesprochen, eine leidenschaftliche Natur- und Tierliebe basiere auf Menschenverachtung. Charlotte hätte nach der Zeit, in der sie lebte, manchen Grund dazu gehabt, sie schreibt auch einmal etwas skeptisch: „Neulich habe ich mich überzeugt, daß das Menschengeschlecht noch ein ganz kleines Kind ist, das viel Albernes macht. In viermalhunderttausend Jahren, wenn die Ekliptik

mit dem Äquator wird in einer Linie stehen, wird erst das Menschengeschlecht reif werden. Hoffentlich, mein lieber Fritz, werden wir uns da auch glücklicher wiedersehen, indessen will ich sehen, ob ich in den Planeten eine Reise kann herum machen.“ Aber im allgemeinen war sie voll von Menschenliebe und Menschenfreundlichkeit, die alle bestrahlte, die in ihren Gesichtskreis traten. Wie schön besteht sie vor allem an einem der untrüglichsten Probiersteine für die Güte einer Frau: bei dem Verhältnis zu den Schwiegertöchtern. Karl ist gelegentlich eifersüchtig, weil die Mutter die mittellose Schwiegertochter „mehr liebt als ihn“, in beiden schwierigen Ehen Fritzens erscheint sie nie anders als liebevoll, versöhnend, ausgleichend, entschuldigend. Trotzdem hat man auch hier behaupten wollen, ihr Wesen erscheine nicht lauter, denn sie habe einem Sohn den Rat gegeben, zurückzutreten, wenn der Schwiegervater wegen der Mitgift knausern sollte. Dieser Brief (vom 11. Oktober 1802) bezieht sich auf eine Vernunftheirat ihres Fritz. Sie und andere Frauen der Familie hatten ihn für Tinette Reitzenstein interessiert, deren Eltern getrennt lebten. Dem Sohn gefiel das Mädchen, als er es bei einem Besuch in Weimar kennen lernte. Er verließ sie, ohne daß es zu einer Erklärung gekommen war, suchte jedoch bei der Rückreise den Vater auf und bat um die Hand der Tochter. Der Vater hielt den Bewerber hin, indessen erfuhr Charlotte, Mutter und Tochter hätten einen reicheren Freier in Bereitschaft. Ohnehin schon in Angst, ihr Wort und nicht Neigung habe den Sohn auf das Mädchen hingelenkt, war sie froh, die Sache sich

zerschlagen zu sehen, bei der von Herzensbund nie die Rede gewesen. Ganz im Gegenteil redete sie dem älteren Sohn dringlich zu einer Heirat mit einem ganz armen Mädchen zu, obwohl seine Verhältnisse eine wirksame Hilfe sehr nötig gehabt hätten.

Wie sie den alten Schach und den alten Eisert aufrichtig betrauerte, zur Aufbesserung der Schullehrerstelle in Kochberg die für jene Zeit und zumal ihre Verhältnisse bedeutende Summe von zweihundert Talern stiftete, so blieb sie mit Kantors- und Pfarrersfamilie in freundlichsten Beziehungen, suchte alte Jugendfreundinnen auf, blieb dem ehemaligen Hauslehrer Kästner und den Seinen eine treue und teilnehmende Freundin, obwohl er nicht gerade angenehm gewesen sein muß. Karl, der ihm anhänglich schreibt, klagt über die „Verachtung", mit der er ihm antwortete, über seine eingebildete Seelengröße, seine Floskeln aus dem Horaz und Rousseau, und Fritz über seine frühere Härte und „launisches Wesen". Auch die Erbprinzessin fand, daß er „physiognomisch keinen guten Ausdruck" habe. Trotzdem hielt Charlotte treu zu der Familie, klagt nach dem Tode des Professors bitter, daß man für „die verdienstlichen Menschen, die zum inneren Wert und Nutzen der Menschheit arbeiten, keinen Lohn noch Ruhm bestimmt, indes die zum Vergnügen des Publikums sich bezeigen, gepriesen und belohnt werden", und war indes in ihrem Interesse so tätig, daß sie nach einiger Zeit melden kann, die Hinterbliebenen seien versorgt. Ihre Nichten Imhoff hat sie bemuttert und zu Kochberg verheiratet, so manches Mal sie sich auch über

die anspruchsvollen und verbildeten Mädchen hatte ärgern müssen: „Ich habe gestern eine Szene mit den drei Preziösen gehabt, die mir heimlich böses Blut gemacht." Auch der von allen vergessenen einstigen Rivalin Korona Schröter, der großen Tragödin, hat sie mit Unterstützung der Prinzeß Karoline einen würdigen Denkstein gesetzt, „da die berühmten und vornehmen Männer, die sie einst gepriesen, sie vergessen hätten"; ihr Grab hat sie noch mehrmals besucht. Die zarteste Pietät und Schonung war ihr überhaupt Natur: aus einem unbequemen Logis will sie trotz ihres Alters nicht ausziehen, um die Hausleute nicht zu verletzen. Als Fritz zum zweiten Male heiraten will, fleht sie ihn an, vor allem die Gefühle der Eltern der ersten Frau zu schonen und niemand zu nehmen, der ihnen nicht genehm wäre. Wie sehr die aus Frankreich Emigrierten ihren Schutz und Anteil genossen, ist schon erwähnt, und auch wie treu sie der Herzogin blieb: „Ich gehe nur zu ihr, weil sie mich dauert, nicht mehr mit Vergnügen; denn beinah nie verlaß ich sie jetzt, ohne daß sie mir nicht mit Etwas hat weh gethan. Doch da es ein so langes Verhältnis ist, so will ich nicht mehr in meinen alten Tagen brechen, wo es ohnedies meine vielleicht bald ausgelaufene Zeit thun könnte", und bald gewann die Herzogin auch wieder ihre volle Neigung, so daß sie bei einer Erkrankung Luisens schreibt: „Wie wird hier alles zusammenstürzen, wenn wir sie verlieren sollten, den Trost von vielen!" Daß Schiller ihren Bemühungen bei Goethe und beim Herzog Amt und Brot dankte, ist bekannt. Die Vorwürfe, die sie Goethe seinetwegen

in der kritischen Zeit macht und ihn „der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt“, haben die Spannung verschärft; noch auf ihrem Totenbett beschäftigte sie sich mit der Fürsorge um den längst Verstorbenen in einem ängstlichen Traum und lachte herzlich, als sie, zum Bewußtsein zurückkehrend, ihres Irrtums gewahr ward. Stille Wohltätigkeit war ein Hauptinhalt ihres späteren Lebens: „Ich teile alles recht genau ein, daß mir etwas für diese Unglücklichen überbleibe.“ Ihre Freude, als Goethes und Schillers Verleger, Cotta, ihre „Dido“ erwirbt, ist zumal so groß, weil sie dadurch „Geld für die Armen bekommt“, in der Kriegszeit „nimmt sie die Leiden jedes Einzelnen in den Brennpunkt ihres Herzens zusammen“, so daß sie krank davon wird, sie will ihre silberne Kaffeekanne verkaufen, als es ihr an Geld für die Armen fehlt, denn da ihre Zinsen ausbleiben, muß sie aus ihrer sonstigen Armenkasse leben; 1813 über ihr Alter klagend, möchte sie „die Gabe haben, aber auch die Kräfte, in die Winkel der Notleidenden gehen zu können“, mit achtzig macht sie noch eine Zeichnung zu einem Wohltätigkeitsverkauf, ihre schriftstellerischen Versuche, die man freundlich ihrer „Eitelkeit“ zuschreibt, obwohl sie nie ihren Namen genannt hat, betreibt sie, „da mir's im Stillen Geld einbringt, das ich zu guten Werken verwende“, und als nach der Plünderung Regensburgs Kollekte gemacht wird, sie zwei Konventionstaler gibt, aber „Wielanden mit drei Louisd'ors angeschrieben findet“, schreibt sie voller Freude: „Das hat mir von dem Alten gefallen! ...“

Zu einer Zeit, in der fast alle Menschen versagten,

im Kriegsjahr 1806, gewinnt sie wahre Größe. Neben der Herzogin, die damals Weimar gerettet hat, ist sie der einzige Mann der unglücklichen Stadt. Ausgeplündert, bettelarm geworden, hören wir keinen Laut der Klage von ihr. „Frau von Stein steht ihre Armut gar gut,“ schreibt Henriette von Knebel, „wie wenig Menschen bleiben doch im Unglück graziös, die meisten finde ich entstellt.“

Die preußische Retraite bei Jena ging über ihren Hof. Die Franzosen drängen nach, plündern, drohen, toben, einer will ihr das Bajonett über den Kopf schlagen, weil er nicht schnell genug Wein bekommt. Alle Frauen ohne männlichen Schutz fliehen aufs Schloß. Die Herzogin schickt zweimal nach ihr, sie bleibt, allein inmitten des Schreckens, denn sie hat einen tödlich Verwundeten aufgenommen, den preußischen General Graf Schmettow, an dessen Bett sie die Nacht durchwacht. Am Morgen kommen neue Plünderer, sie läßt ihnen Habe und Haus und stürzt zu dem General Marchand, für den Verwundeten um Sauvegarde zu bitten. Der Sieger liegt noch zu Bett, sie dringt zu ihm durch, und der Eindruck ihrer Haltung ist so, daß der General auf der Stelle aufsteht und persönlich mitkommt. Sie kamen gerade zurecht, um den blutenden und fieberglühenden alten Mann vor dem Äußersten zu retten. Ebenso hat sie einen jungen schwerverwundeten Preußen Wochen hindurch gepflegt und getröstet.

Ihr Leben lang hatten überhaupt viele Trost bei ihr gesucht. Denn zu schützen und zu trösten war ihr Wesensbedingung. Ihr hat Goethe den gemüts-

kranken Lenz anvertraut, der sie schwärmerisch verehrte, — „er soll Sie sehen, und die verstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürpfen, um die ich alles beneide“, schreibt er in dem Septemberbrief, der mit den Worten: „Ich schick' Ihnen Lenzen, endlich hab ich's über mich gewonnen“ beginnt. Als Lotte Schiller nach einer Entbindung geistig gestört war, brachte man sie zu ihr; in ihrer wohltätigen Gegenwart beruhigte sich das verwirrte Gemüt, schon nach wenig Tagen vermochte sie einen völlig klaren Brief an Fritz zu schreiben. Für einen Schützling Knebels, eine frühere Nonne, die von allem entblößt war, hat sie keine Mühe gescheut, und wer es je getan hat, weiß, wie schwer es ist, für Andere Bittwege zu gehen. Den alten General von Metzsch, der nach dem Sturz des Königs von Neapel in traurigen Umständen war, unterstützte sie mit dem Wenigen, was ihr blieb; alle jungen Mädchen hingen an ihr, ihre Liebe für Lolochen, Schillers Lotte, ist bekannt.

Nach diesem allem wird man ihre Klage: „Wenn ich mich recht zur Statue machen kann, ist mir am wohlsten, ich darf mir weder Freud noch Leid erlauben“ und „Ich glaube, mein Herz versteint nach und nach; ich fühle, wie mir der Ausdruck mehr und mehr versagt, Liebe und Wohlwollen zu e r k e n n e n zu geben“, — sie sagt nicht, daß sie keins e m p f ä n d e — woraus man ihre Herzenskälte konstruiert hat, für bloße Stimmung halten müssen. Zudem stammen diese Worte aus der Zeit nach Steins Tode, in der die Reaktion der Abspannung nach all den Jahren höchster

körperlicher und seelischer Anspannung kommt und sie zuweilen ein Gefühl der Leere hat, „als wenn sie niemand angehöre“, wie oft Frauen in ähnlicher Lage.

* * *

Eine hohe geistige Begabung ist ihr in keinem Fall abzusprechen. Geistvoll, blendend, absichtlich die Unterhaltung beherrschend erscheint sie nie, das sicherste Zeichen guten Geschmacks und zartester innerer Vornehmheit. Die überspannte und aufgeregte Karoline von Wolzogen macht einmal eine verächtliche Bemerkung über die Gesellschaft der Stein und Imhoff, die doch „sehr leer sei“, an „das Entwickeln und Verfolgen der Ideen sei mit ihnen nicht zu denken, die ihren drehten sich nur um den Kreis des gewöhnlichen Lebens herum, auch hätten sie nicht Kenntnisse in der Deutlichkeit, sie mitteilen zu können“ und so weiter. Man ersieht aus diesen Worten, wie zart und rücksichtsvoll Charlotte in der Gesellschaft geistig Schwächerer gewesen ist. Die Imhoff war ein gutes, kindliches, liebenswertes und instinkthaftes Geschöpf, von geistigen Interessen war wenig bei ihr die Rede. Sie sprach nach Lotte Schillers Bericht „mit Freude und Gutmütigkeit von sich und andern und konnte den ganzen Tag so plaudern“ — hätte die ältere Schwester nun eine Unterhaltung führen sollen, der die kleine Frau nicht zu folgen vermochte? Zudem ist sie damals — im Herbst nach dem endgültigen Bruch mit Goethe — schwerlich in der Stimmung gewesen, auf die Themen der geistproduzierenden Karoline einzugehen. Ihr Herz blutete unter dem Salonkleid, ihrem Leben war

der Herztrieb ausgebrochen, und sie sollte geistreich tun? Einer wunden Seele ist das herzliche Zutrauen einfacher und gutherziger Wesen wohltuender als radschlagender Esprit, und Knebels Berichte aus der Zeit zeigen, daß sie ihren Nächsten nach wie vor „außerordentlich wohl“ zu tun vermochte. Sie war auch keine von den Frauen, deren Geist beim ersten kurzen Zusammensein zu frappieren vermag, sie „siegt mit Netzen“, wie Goethe sagt, langsam, unmerklich einziehend, fest und zusammenschlagend, nicht „mit Pfeilen“; Neigung zu ihr keimt auf „wie Saat“, wie wieder Goethe sagt, unbewußt, über Nacht, und „Gott gibt seinen Segen dazu“. Ihr nächster Freund, der trotz seiner Pedanterie wirklich tief gebildete Knebel, erwähnt ihren Fleiß, ihre „äußerst feine Wißbegierde ohne alle Prätention und Ziererei“. Schiller erscheint sie „in flacher adeliger Gesellschaft“ als eine „wahrhaftig eigene interessante Person, von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachiert hat. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen.“ Man darf nicht der Meinung sein, daß es in ihrem, der Hausfrau und Mutter, Beruf gelegen hätte, mit dem Verstand Goethes künstlerische Ideen zu durchdringen oder sich mit ihm über „ästhetische Grundsätze zu vereinigen“, so wenig wie auch der Meinung, daß er die Unterhaltung eines literarischen Kaffeehauses mit ihr gesucht habe. „Die den reinsten meiner Triebe mir noch reiner wiedergibt . . .“

Es ist überhaupt so sehr müßig, die Werke der Großen nach künstlerischer Absicht zu durchforschen.

Künstlerische Absicht ist schon da und zu finden, aber sie ist nicht in des Künstlers, sondern durchaus in höherer Gewalt, wie bei der Produktion aller Genialen, mag seine Kunst, sein — die wissende Sprache sagt bedeutungsvoll genug: Beruf nun auf welchem Felde er wolle, liegen. Was schafft, ist der ergreifende Gott, der Mensch ist nur Werkzeug; je unbewußter, desto göttlicher sein Tun; je bewußter, desto ferner von großer Kunst. Ruhm ist ihm einzig die Treue, die Inbrunst, die Hingegebenheit, mit der er dem „Inkommensurabeln" dient, Opfer, und weiter nichts, und Gesundheit, Lebensglück, Selbstsucht — auch im edleren Sinne — klaglos und oft auch laut jammernd — wie zumal Friedrich der Große — mit sich opfernd.

Was braucht er also Geistkonsum über das Schlachtfeld seiner Leiden hinweg? Der Geist zeigt es ihm, sein Haupt rückwärts biegend, ohnehin schauerlich und beseligend genug im Lichte seiner göttlichen und zerreißenden Blitze, wenn in seltenen Augenblicken die Nacht, in der er blind sich vorwärts tastet, von plötzlicher Helle geteilt wird — was braucht er menschlichen Witz? Er braucht Herz, Gefühl ist alles, Seele, die mit ihm trägt und erträgt, die *ihn* erträgt, Karyatyde. Zumal in den Jahren des Werdens. *Geist* braucht er nicht.

Immerhin, um nicht zu jenem Standpunkt zu gelangen, der den geistigen Unterschied zwischen Frau von Stein und Christiane auf die verblüffende Formel präzisiert: „Die eine konnte Französisch, die andere nicht(!)", sei bei aller mir persönlich leider innewohnenden Unterschätzung des weiblichen Geistes — denn

Geist muß bei einer Frau allemal das Sekundäre sein, wenn anders die Frau ein so ganzer Mensch sein soll wie der Mann, der so notwendig auf Geist gravitieren muß wie sie auf Seele, — hiermit ausdrücklich festgestellt, daß Goethe mit ihr Spinoza gelesen hat, was immerhin ein gewisses Maß von Aufnahmefähigkeit und Bewältigungskraft voraussetzt, und daß sie, wenn sie dies auch getan hätte, um Goethe zu „fesseln“, — also aus dem frauenzimmerlichsten aller Gründe — auch in den Jahren, in denen sie durchaus auf sich selbst gestellt ist, die antiken Tragiker durcharbeitet, wissenschaftliche, zumal historische und naturwissenschaftliche, gelegentlich auch philosophische Werke liest; bei einem besonders trockenen gesteht sie, sich haben „durchwürgen“ zu müssen. Romane liebt sie im allgemeinen nicht, ihre Vorliebe für „Agnes von Lilien“, die von vielen für ein Werk Goethes gehalten ward, teilte sie mit den Besten der Zeit, unter anderen der Königin Luise. Vor allem bevorzugte sie Memoiren und bedauerte gelegentlich, nicht ihre eigenen geschrieben zu haben, was bei der Abwesenheit jeder Eitelkeit und Selbstliebe, die sie weit über den auch höheren Durchschnitt erhebt, bei ihrer Wahrhaftigkeit und schmucklosen Offenheit in der Tat ein nie genug zu beklagender Verlust ist. Besonders sympathisch gegenüber der anspruchsvollen Halbbildung jener wie späterer Tage ist die Schlichtheit, mit der sie offen zugibt: „Das ist mir zu schwer“ oder „soweit ich es verstanden habe“ — ein Labsal unverbildeter Gesundheit und Natur inmitten der hohlen und gespreizten Art, mit der die Frauen der Epoche sich pfauenhaft blähen. Ein starkes

literarisches Interesse ist in jedem Fall, schon bevor Goethe in ihr Leben tritt, nachzuweisen — sie liebte ihn ja aus seinen Büchern, ehe sie ihn kannte; sie kennt „Werther“ und „Clavigo“ gleich nach ihrem Entstehen und früher als der „große Haufe“.

Es ist schon bemerkt worden, daß das unzweifelhaft vorhandene künstlerische Empfinden bei ihr unleugbar zurücktritt vor dem ethischen. Für artistische Auffassung hat sie nichts übrig, das Erhabenheitsgefühl bestimmter „schöner Geister“ beurteilt sie nach Verdienst und somit durchaus wohl im Sinn Goethes:

> „Wieviel bist du von Andern unterschieden?
> Erkenne dich! Leb mit der Welt in Frieden.“

Was sie von der Kunst, wie sie sie auffaßte, erwartete, mögen ihre Worte aus ihrem Drama „Dido“ sagen: „Ich verehre die Dichtkunst und den Dichter — ich baute ja sogar einmal deinem Freund Ogon (Goethe) einen Altar. Aber das Talent und der Besitzer desselben sind oft im Charakter sehr verschiedene Aufgaben. Übrigens glaube ich so an die Dichtkunst, daß, sollten die Götter einmal herabgestürzt werden, so ahnde ich, sie werde an ihrer Statt der Welt bleiben, dem armen, nach etwas Höherem sich sehnenden Gemüt zum Stab der Wanderschaft gegeben.“

Also Dichtkunst als Offenbarung, der höchst gefaßte Begriff: der Ring des Lebens und der Entwicklung sich schließend. Mit dem gleichen intuitiven Gefühl ahnt sie mit Goethe den heidnischen Urgrund des doch mit Kirchen, Meßgesang und Glockenläuten

bewußt christlicher Zeit angewurzelten Nibelungenliedes, wie ihn später Hebbel mit so genialem Griff heraushebt; und setzen wir im Anfang ihres „Dido"-Zitats statt Talent Genius und statt Besitzer Träger, so haben wir die Grundzüge der Tragödie ihres und auch Goethes Lebens.

* * *

Bei genauester Prüfung findet man nur einen Zug in ihrem Leben, der auf Egoismus deutet. Er betrifft ihren Sohn Ernst, den Jagdjunker. Ernst war, wie wir wissen, krank, — sie spricht einmal von zurückgebliebenem Maserngift — vielleicht auch waren es die Folgen spinaler Kinderlähmung. Der arme Junge war damals schon zwanzig, er schleppte sich an Krücken. Der Fall war hoffnungslos. Immerhin konnte er noch lange leben. Sie mußte in jener Zeit nach Karlsbad; Goethe drang in sie, Ernst mitzunehmen, sie weigerte sich. Goethe schrieb ihr nach Karlsbad über den Jungen, der die Leidenskraft der Mutter geerbt zu haben schien; „denn so wie er nur keine Schmerzen hat", ist er „lustig". Er machte kein Hehl aus seinem Kummer über ihre Unmütterlichkeit. Sie wurde nun ängstlich und wollte Ernst nachtransportieren lassen, aber der Arzt riet jetzt selbst ab. Man darf wohl der Meinung sein, daß diese ihre Haltung es war, die Goethe die Kraft zu dem Entschluß gab, den er schon lange mit sich herumtrug, und die er bei seiner Neigung, alles dilatorisch zu behandeln und Entscheidungen aus dem Weg zu gehen, sonst schwerlich gefunden hätte. Wer selbst viel leidend ist und weiß, wie furcht-

bar und aufreibend es ist, einen geliebten Menschen leiden zu sehen und nicht helfen zu können, der hält es nicht für unverzeihlich, wenn der Teil, der die Last zu tragen hat, bei einer angreifenden Kur eine Trennung für richtig hält, um auch endlich gestärkt wiederkommen zu können. Ernst war gut versorgt, Großeltern, Verwandte, Bruder, Vettern um ihn, der Vater war da, vor allem Goethe!

Aber Goethe, der von Karlsbad alles Heil für den Jungen erwartete, war tief getroffen. Am 27. Juli folgte er ihr nach Karlsbad, sie waren bis zum 14. August dort zusammen, auf der Rückreise begleitete er sie ein großes Stück. Von da an hat sie ihn zwei Jahre nicht gesehen, am 3. September ging er nach Italien.

Im folgenden Jahr ward sie abermals nach Karlsbad geschickt und nahm nun den armen Ernst mit; man mußte ihn in einer Sänfte transportieren. Es zeigte sich, daß sein kranker Körper den Anstrengungen der Reise nicht gewachsen war, und sie hat ihn in der Fremde, in Wildental im Erzgebirge begraben müssen. Die Szene seines Todes hatte ihr in früheren Jahren, wie schon bemerkt, ein Traum gezeigt, und es sei dahingestellt, wie weit die Angst dieser Ahnung ihren vorjährigen Entschluß bestimmte.

Goethes Verhältnis zu Frau von Stein

> Wir scheinen
> Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
> Mit ihm das Höchste, was wir lieben können.

Es wurde geschildert, welchen Einfluß Goethe zunächst auf den jungen Herzog hat, wie man in der Welt darüber denkt. Auf Zimmermanns Anfrage hält Frau von Stein mit ihrer Meinung nicht zurück. Ihre Worte sind bekannt.

„Es ist nicht möglich, mit seinem Betragen kommt er nicht durch die Welt; wenn unser sanfter Sittenlehrer gekreuzigt wurde, so wird dieser bittere zerhackt. Warum sein beständiges Pasquillieren? Es sind ja alles Geschöpfe des großen Wesens; das duldet sie ja, und nun sein unanständiges Betragen mit Fluchen, mit pöbelhaften, niederen Ausdrücken. Auf sein Moralisches, sobald es aufs Handeln ankommt, wird's vielleicht keinen Einfluß haben, aber er verdirbt andere; der Herzog hat sich wunderbar geändert ... Ich fühl's, Goethe und ich werden niemals Freunde, auch seine Art mit unserem Geschlecht umzugehn, gefällt mir nicht. Er ist eigentlich, was man kokett nennt, es ist nicht Achtung genug in seinem Umgang. Zerreißen Sie meinen Brief, es ist mir, als wenn ich eine Undankbarkeit gegen Goethen damit begangen hätte, aber um keine Falschheit zu begehn, will ich's ihm alles sagen, sobald

ich nur Gelegenheit finde." — — Zwei Monate später schreibt sie schon: „Ich hab' zu mancherlei Betrachtungen durch Goethen Anlaß bekommen. Je mehr ein Mensch fassen kann, deucht mir, je dunkler, anstößiger wird ihm das Ganze, je eher fehlt man den ruhigen Weg; gewiß hatten die gefallenen Engel mehr Verstand wie die übrigen. ... Wenn er hier, lebt er immer um mich herum, jetzt nenne ich ihn meinen Heiligen, und darüber ist er mir unsichtbar worden, seit einigen Tagen verschwunden und lebt in der Erde, fünf Meilen von hier im Bergwerk ..."

Noch ehe sie diesen Brief schrieb, hatte Goethe ihr jene tiefen Strophen gedichtet: „Warum gabst du uns die tiefen Blicke?" mit den wohlbekannten schon zitierten Versen, entsprechend seinen Worten an Wieland: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. Ja, wir waren einst Mann und Weib. Nun wissen wir von uns, verhüllt, in Geisterduft —"

Es bot sich hier, wie die Dinge lagen, einer Frau eine große Aufgabe, eine sichtbare und eine unsichtbare. Die unsichtbare konnte sie nur im Unterbewußtsein ahnen: sie führt den Genius, der Genius ist es, der sich ihr auf Gedeih und Verderb anvertraut. Die zweite ist sichtbar: indem sie den angebeteten Freund des jungen Herzogs führt, dient sie auch dem Fürsten und in ihm dem Land. Welche Gefahr für eine niedere Natur, welche Gefahr für eine schwache, welche Gefahr aber auch für eine große und reine! „Ich bitte nur um ein Wort, Besänftigerin!" schreibt er einmal

in der ersten Zeit. Die Folgezeit bewies, daß ihm ein Wort nicht lange genügte.

Machen wir uns die Lage klar. Hier ist ein kleiner Hof, eine kleine Stadt; was für ein Klatschnest Weimar war, haben uns die Verteidiger Christianens zur Genüge bewiesen. Auf der einen Seite eine Frau, die ihre äußere Stellung und innere Anlage zur äußersten Rücksicht auf das gerechte Urteil der Umwelt verpflichtet, auf der anderen ein junger Mensch, heißblütig, unbesonnen, der Etikette fremd, hin- und hergeworfen von den Krämpfen seiner Entwicklung, geschlagen von der Gewalt des Genius, dessen Werkzeug er ist, berufen, einen Jüngeren zu leiten, in dessen ungereiftem Willen die uneingeschränkte Macht liegt. Das Gedicht „Ilmenau" gibt ergreifend Zeugnis von der vollen Schwere und Verantwortlichkeit seiner Lage. „Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit." „Wer kennt sich selbst? wer weiß, was er vermag?" „Ich brachte reines Feuer vom Altar, — was ich entzündet, ist nicht reine Flamme. Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr. Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme." Dazu kommt Charlottens, wie Goethe sagt, „tiefer Unglaube ihrer Seele an sich selbst, ihrer Seele, an die Tausende glauben sollten, um selig zu werden". Diesen Unglauben an sich selbst werden wir nur bei den wertvollsten Naturen finden, bei denen, die ohne Selbsttäuschung den Unterschied zwischen dem vorschwebenden Ideal und ihrem Selbst, zwischen ihrem und jenem Wesen erkennen. Niedere, eitle, selbstgefällige Naturen wissen nichts von dieser Traurigkeit, die der Apostel eine göttliche nennt.

Goethe erkennt denn auch, nach einigen Wochen: „Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel. — Ich seh dich eben künftig, wie man Sterne sieht, denk das durch!" Indessen hatte das Gerede sich der Beziehungen schon bemächtigt, Charlotte mußte Goethe ernstlich nahelegen, seine Besuche einzuschränken. Er hatte sich angewöhnt, mit jeder Stimmung, jeder Aufwallung zu ihr zu kommen, bei der der von Furien Umgetriebene, wie er sich oft nennt, Trost und Beschwichtigung fand. Darauf folgt der berühmte Brief vom 24. Mai 1776, der mit den Worten beginnt: „Also auch das Verhältnis, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört!" und der am Schluß mit der unverhüllten Drohung endet: „Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß du mir was sein sollst — sie wissen nicht, was sie tun! Die Hand des einsam Verschlossenen, der die Stimme der Liebe nicht hört, drückt hart, wo sie aufliegt —." Er macht also die, die Macht haben, ihn von der „Besänftigerin" zu trennen, verantwortlich für seine Entwicklung ins Negative.

Es ist nicht möglich, hier sämtliche Phasen des Verhältnisses bis zum Jahr 1788 zu verfolgen. Was Frau von Stein Übermenschliches geleistet, was sie Goethes Seele bedeutet hat, das erhellt aus tausend schönsten Stellen jener Briefe, die zu den höchsten menschlichen Dokumenten aller Zeiten gehören. „Sie lächelte, da war ich schon genesen!" Was sie die ständige aufreibende Hingabe aller ihrer seelischen Kräfte gekostet hat, was es für ein Maß von Güte, Strenge, Ver-

stehen, Verzeihen gebraucht hat, einen leidenschaftlichen Mann in der Vollkraft seiner Jahre in den durch das innere und äußere Gesetz geforderten Schranken zu halten, das zu ermessen überlasse ich denen, die es nacherleben. Als Schiller nach Weimar kommt und Körner die ganze chronique scandaleuse der kleinen Residenz berichtet, kann er über Frau von Stein nur schreiben: „Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe ... Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll."

Kein Gelehrter von Ruf, selbst der unritterlichste und gehässigste Ankläger Charlottens, hat mit Entschiedenheit behauptet, Frau von Stein hätte ihre Ehre und die ihres Gatten in einem Augenblick der Leidenschaft vergessen. Der Herausgeber der Goethischen Briefe im Inselverlag erklärt nach genauester Kenntnis des gesamten Materials: „Nur ein plumper Sinn kann die Erfüllung, in der das, was Goethe sein Noviziat nennt, nach fünf Jahren ein Ende erreicht, als die Durchbrechung der letzten Schranken auffassen."

Wie wäre es auch denkbar, daß in Weimar, in Kochberg, in Umgebungen, die das Verhalten zweier aus der Menge herausgehobenen Persönlichkeiten auf Schritt und Tritt kontrollieren konnten, jahrelange unerlaubte Beziehungen hätten unentdeckt bestehen können? Aber kein Hauch der Verleumdung rührt die Frau an, die sittenstrenge Herzogin — die die Welt sehr gut kannte und philosophisch nahm — versichert häufig, in ihr den Inbegriff der „Tugend" gefunden zu haben. Tag für Tag kommt Goethe zu ihr, geht sie zu ihm, freilich nie ohne Begleitung, Tag für Tag

liegt im Garten jener Stein mit der Inschrift, die allen sichtbare in Fels gegrabene Erklärung seiner Liebe zu ihr, unter den Kaiserkronen, — keine Seele in einer Zeit, die nur zu sehr gewohnt war, die Dinge eindeutig zu nehmen, wagt ihre schmutzigen Folgerungen, keine Anspielung angeheiterter oder gereizter Kavaliere — und Goethe *hatte* Feinde und Neider — kränkt das immer wache Ehrgefühl eines im „point d'honneur" untadligen Gatten.

Endlich: welches Maß von unsäglicher Heuchelei hätte dazu gehört, im Bewußtsein der eigenen Haltung an die anderen jenes strenge Maß sittlicher Beurteilung zu legen, wie Charlotte es aus ihrer Natur heraus wieder und wieder tut? Und gesetzt den Fall, diese schamlose Heuchelei ließe sich mit ihrer durchaus einfachen, geradlinigen und „rechtwinkligen" Natur psychologisch vereinen, welchen Heiterkeitserfolg hätten diese Tugendambitionen einer Frau, von der man mehr oder weniger Bescheid wußte, wohl haben müssen? Und man *hätte* Bescheid gewußt, auf *eine* Weise wäre etwas durchgesickert. Aber sie besaß in sich selbst die beste und sicherste Gewähr ihrer Unantastbarkeit, die von jeder Gefallsucht freie, lautere und einfache Macht ihres persönlichen Eindrucks, die von vornherein jeden Zweifel niederschlug.

Sodann: wenig Jahre vor ihrem Tode übergibt sie ihrem Fritz die Briefe Goethes; die ihren hat sie verbrannt. Von ihren späteren, nach Wiederaufnahme der Beziehungen geschriebenen, hat Goethe jedes kleinste Zettelchen der Siebzig- und Achtzigjährigen rührend aufgehoben. Wie zärtlich sie die seinen gebütet

hat, erhellt aus dem Umstand, daß sie unversehrt erhalten sind, während 1806 nach der Plünderung doch die ganze Wohnung voll verstreuter Papiere, Scherben, Bettfedern und zerbrochener Möbel liegt; es ist kaum zweifelhaft, sie hat sie auf ihrem Herzen getragen, als sie „arm wie Hiob" von der Stätte ihrer anmutsvollen und gepflegten Häuslichkeit ging, um sie der fremden Soldateska zu überlassen, und sich „nicht umsah", denn ihr war Größeres in Trümmer gegangen als vergänglicher Besitz.

Was sie selbst ihm schreibt, all diese mit Dank, mit Inbrunst, mit „Tränen" begrüßten und ins Herz gedrückten Worte, erscheint ihr nicht wertvoll genug; bescheiden, wie sie immer war, zerstört sie die Zeugen ihres Werks an Goethes Seele; aber s e i n e Briefe sollen leben.

Dem Sohn, dessen reines und edles Mannestum sie am tiefsten beseligt hat — obwohl er in seinen beiden Ehen den natürlichen Ansprüchen zweier durchschnittlich gewachsener Frauen bezeichnenderweise nicht genügt —, reicht sie die Briefe, ihm, den sie unablässig angefleht hat, seiner selbst würdig zu bleiben, diese Zeugen von Goethes „bleibender Liebe und Leidenschaft" — „dich, höchsten Schatz, aus Moder fromm entwendend".

Und an diesen Bogen, diesem Sohn vertraut, der geliebtesten weiblichen Seele in einer heiligen Stunde ein einziges Mal gewiesen, sollte befleckende Erinnerung kleben?

Es ist Wahnsinn, das zu denken, wenn man sich alle Einzelheiten gegenwärtig hält.

* * *

In den Briefen der Frühzeit findet sich die herrliche Stelle:

„Sie kommen mir eine Zeit her vor wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens, daß sein scheidender tränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgibt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupte schwebt."

Auf die Rückseite dieses Blattes hat Frau von Stein geschrieben:

> „Ob's unrecht ist, was ich empfinde —
> Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
> Will mein Gewissen mir nicht sagen;
> Vernicht' es, Himmel, du, wenn mich's je könnt' anklagen!"

Welcher Ernst und welches Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott!

Was nun zu dem Irrtum der schon früher erwähnten Autorin und einiger Vorgänger wie Stahr und Keil Anlaß gegeben hat, das Verhältnis habe sich im März 1781 von der rein seelischen Basis entfernt, so ist neben dem veränderten, befreiten und erlösten Ton der Briefe eine viel umstrittene Stelle ihr Hauptbeweis:

„Meine Seele ist fest an die deine angewachsen, ich mag keine Worte machen, du weißt, daß ich von dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie wert sollte es mir sein. Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Adieu.

Ich kann nicht mehr *Sie* sagen, wie ich eine ganze Zeit nicht *du* sagen konnte ..."

Er fährt fort:

„Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln, so wickle ich dein holdes Band um den Arm, wenn ich an dich mein Gebet richte und deiner *Güte*, *Weisheit*, *Mäßigkeit und Geduld teilhaft zu werden wünsche. Ich bitte dich fußfällig: vollende dein Werk, mache mich recht gut!* Du kannst's, nicht nur, wenn du mich liebst, sondern deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn du glaubst, daß ich dich liebe."

Wäre das die Sprache eines Mannes, der sein Ziel, den körperlichen Besitz der Frau eines vertrauenden und ihm befreundeten Ehrenmannes, erreicht hat?

* * *

Etwas Entscheidendes hat unzweifelhaft stattgefunden. Goethe war gewiß kein Moralist.

> „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
> Die eine will sich von der andern trennen.
> Die eine hält in derber Liebeslust
> Sich an die Welt mit klammernden Organen,
> Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
> Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Noch der Greis erklärt, erhöht durch eine reine Liebe zu einem kindlichen Wesen:

> „In unseres Busens Reine wogt ein Streben,
> Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträtselnd sich den ewig Ungenannten.

Wir heißen's fromm sein! Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.
Vor ihrem Blick wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Atem wie vor Frühlingslüften
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften.
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert.
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert."

Frau von Stein, die in der ersten Zeit darüber klagt, daß Goethe „recht eigentlich kokett" und „daß nicht genug Achtung für unser Geschlecht in seinem Umgang" sei, lernt allmählich erkennen, was in ihm lebt, und nun ist sie geneigt, alles Äußere für Maske, Goethe für einen Heiligen zu halten. Am 4. November 1779 schreibt sie an Knebel: „Nebst einem Gruß an Sie hat mir Goethe aufgetragen, Ihnen den Geistergesang abzuschreiben, und er habe oft an Sie gedacht. Dieser Gesang ist nicht ganz Ihre und meine Religion. Die Wasser mögen auch in ihrer Atmosphäre auf- und absteigen, aber unsere Seelen kann ich mir nicht anders als in die unendlichen Welten der ewigen Schöpfung verkettet denken."

Mit der Zeit erfährt sie dann von ihm selbst, wie es um ihn steht. Denn je mehr nun die „höhere Seele" die Herrschaft in ihm hat, mit desto mehr Verzweiflung erfüllten ihn die Triebe der andern, die die des Körpers unterstützt. Er war gewohnt, sich bei der schwesterlichen Freundin darüber auszusprechen, der Ausdruck „liebe Beichtigerin" kehrt öfter wieder. Ich führe nur wenige Stellen an: als Frau von Stein in der ersten Zeit acht Wochen in Kochberg weilt, schreibt er ihr am 8. November: „Ach, die acht Wochen haben

doch viel verschüttet in mir, und ich bleib immer der ganz sinnliche Mensch", und später ist ihm der Anblick der landschaftlich so schönen Gegend Ilmenaus verleidet durch „Geister der alten Zeiten", die ihm „keine frohe Stunde lassen". „Ich habe keinen Berg besteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen halten alles befleckt. Wie gut ist's, daß der Mensch sterbe, um nur die Eindrücke auszulöschen und gebadet wiederzukommen." (2. Juli 1781.) Im Juni 1780 ist sie ihm „die ehrne Schlange, zu der ich mich aus meinen Sünd und Fehlern aufrichte". (Anspielung auf das bekannte biblische Symbol aus der Geschichte Mosis.) Schon früher erscheint der kleine Vers:

„Von mehr als einer Seite verwaist
Klag' ich um deinen Abschied hier.
Nicht allein meine Liebe verreist —
Meine Tugend verreist mit dir." usw.

So zieht es sich durch die Jahre hindurch. Was war das Entscheidende, das ihm Ruhe gibt?

Es war ein Seelisches, wie das Verhältnis seelischer Art war. Eine Bindung, ein Verlöbnis ist gewesen, Seele für Seele, Geist für Geist, nicht Fleisch für Fleisch — „Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannst, forderst du g a n z für dich" — „mit Recht", setzt er hinzu.

Die Liebe zieht hinan, wie Leidenschaft hinunter. Es ist niemandem benommen, hinter der Forderung der Frau Herrschsucht und Eifersucht zu suchen, wenn er nach der Schilderung ihres Charakters daran glauben will — wer sich bemüht, sie zu verstehen, wird wissen, was sie gemeint hat. So tief die Tragik ist, die ihre

Voraussetzungen in sich bergen, so groß und so rein ist ihr Versuch, mit der Hingabe ihrer Seele, den Mann von dem Aussatz, an dem er leidet, zu retten. Aussatz — „wie gut ist's, daß der Mensch sterbe, um nur die Eindrücke auszulöschen und gebadet wiederzukommen —". Später hat er anders empfunden. Die seelischen Ausbrüche, die nun folgen, beleuchten diesen Zustand.

„Sagen kann ich nicht, und darf's nicht begreifen, was deine Liebe für ein Umkehrens in meinem Innersten wirkt. Es ist ein Zustand, den ich, so alt ich bin, noch nicht kenne."

„Ihre Liebe macht ein immer schönes Klima um mich, und ich bin auf dem Wege, mich durch sie von manchem Überrest der Sünden und Mängel zu kurieren."

„O könnt' ich dir sagen, was ich dir schuldig bin."

„Wenn die Menschen dir zur Freude Guts von mir reden, so möcht' ich erst auch um des Rufs willen etwas tun. Führe dein gutes Werk aus und erhalte mich im Guten und im Genuß des Guten."

„Die Offenheit und Ruhe des Herzens, die du mir wiedergegeben hast, sei auch für dich allein, und alles Gute, was andern und mir draus entspringt, sei auch dein. Glaub mir, ich fühle mich ganz anders, meine alte Wohltätigkeit kehrt zurück, und mit ihr die Freude meines Lebens, du hast mir den Genuß im Guts tun gegeben, den ich ganz verloren hatte. Ich tat's aus Instinkt, und es ward mir nicht wohl dabei."

„Als ich mit Ihnen das Buch des Irrtums und der

Wahrheit las" — ein französisches Werk: Des erreurs et de la vérité — „gingen mir schöne Lichter über meinen Zustand auf; ich hatte sie eben für Sie zu schönen klaren Worten gebracht, als Stein hereinkam."

„Ihr guter Geist sei immer bei mir, und die Gegenwart des lieben Gesetzes mache mich gut und glücklich."

„Ich habe gleich am Tasso schreibend dich angebetet. Meine ganze Seele ist bei dir."

Diese sämtlichen Stellen sind aus den Monaten März und April 1781, der Zeit des angeblich errungenen physischen Besitzes der Geliebten. In diesen Tagen, am 29. April 1781, findet sich auch die Stelle: „Ich danke den Göttern, daß sie mir die Gabe gegeben, in nachklingende Lieder das eng zu fassen, was in meiner Seele immer vorgeht." Aber keine Spur heimlicher Leidenschaft oder Befriedigung tönt durch alle Worte dieser Tage, Tasso oder Iphigenie schreiten hindurch, und wie fern die Welt dieser Lebensepoche von den „nachklingenden Liedern" heimlich beglückender Verhältnisse, den Römischen Elegien, in die er „faßt", was damals „in seiner Seele vorgeht". Allerdings stammt aus ein wenig späterer Zeit das Gedicht „Der Becher" (Sommer 1781), aus dem die Literarhistoriker mögliche Schlüsse hätten ziehen zu dürfen gestehen. „Wenn ich deinen lieben Leib umfasse" — ich kann es im Zusammenhang mit den angeführten und noch folgenden Stellen nur für symbolisch halten. „Ich habe Sie in Fritzen aufs herzlichste umarmt", derartige Worte erscheinen beständig,

Fritz erscheint ihm als das fortgesetzte Leben der Mutter selbst. Zudem findet sich in einem Brief an den Herzog aus der Zeit mit Bezug auf Frau von Stein der analoge Ausdruck „einen Schluck aus dem Becher weiblicher Freundschaft tun". Das einzige Liebesgedicht der Epoche ist das bekannte: „Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannst, forderst du ganz für dich und mit Recht." Sie hat ihm also ihre Gegenliebe gestanden, ihm in Fritz, ihrem geliebtesten, von ihr genährten und ihr eigensten Kinde, das Symbol ihrer dauernden Gemeinschaft übergeben. Daß er Pflichten für den Jungen übernommen hat, geht aus vielen Stellen der Briefe hervor, die sie später an den Sohn schreibt, auch er betont bei der Trennung: „Wie sehr ich dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen dich und Fritzen kenne" usw.

Im Juli findet sich dann das Wort: „Was ich übrigens tue und leide um des Reiches Gottes willen, mag ich dir gern verschweigen." Wenige Tage darauf folgt die Stelle: „In sorglichen Augenblicken ängstigt mich dein Fuß und deiner Kinder Husten. Wir sind wohl verheiratet, das heißt: durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kummer und Elend besteht. Adieu, grüße Steinen. Hilf mir glauben und hoffen."

„Beste, schaffe und bilde mich so, daß ich deiner wert bleibe, und laß es uns so halten, daß dein liebes Herz dir nicht widerspricht."

„Ich kann's nicht erwarten, vor dir zu knien, dir tausend, tausendmal zu sagen, daß ich ewig dein bin."

„Ich schicke meiner Besten einen Brief von meiner Mutter, um sich an dem Leben drinne zu ergötzen."

„Und der Mensch, der durch dich heil und gut und ganz wird, ist auch ganz dein."

„Fritz ist recht und gut und lieb und rein. Christus hat Recht, uns auf die Kinder zu weisen, von ihnen kann man leben lernen und selig werden."

„Ich bin ganz dein und habe ein neu Leben und ein neu Betragen gegen die Menschen, seit ich weiß, daß du davon überzeugt bist."

„Auf diesem beweglichen Erdball ist doch nur in der wahren Liebe, der Wohltätigkeit und den Wissenschaften die einzige Freude und Ruhe."

„Liebe, wie du dirs wünschen magst, geliebte Lotte."

„Gott versteht mich und du auch."

„Dir kann ich nicht danken als mit meinem ganzen Selbst."

„Hätt' ich wohl ohne dich je meinen Lieblingsirrtümern entsagen mögen. Doch könnt' ich auch wohl die Welt so rein sehen, so glücklich mich drinne betragen, als seitdem ich nichts mehr drinne zu suchen habe."

„Goldreich werd' ich nie, desto reicher an Vertrauen, gutem Namen und Einfluß auf die Gemüter. Und was ich erlange, bring' ich zu deinen Füßen."

„Das dank' ich dir, Liebste, alle Tage, daß ich dein geworden bin und daß du mich aufs rechte gebracht hast."

„Das einzige Interesse meines Lebens ist, daß du offen gegen mich sein magst."

„Ich überlasse dich dem Priester für heut früh, gewiß, daß du auch unter dem Gebet meiner gedenken wirst.“

Es ist leicht, aus diesen Worten zu ermessen, ob das die Sprache eines im frivolen Sinn erfolgreichen Liebhabers ist und welche Verworfenheit für die Frau und den Mann dazu gehört hätte, unter den Augen einer Mutter, wie die alte Hofmarschallin, die immer die beste Freundin der Tochter war, unter denen des Mannes, unter dem unschuldigen Blick der Kinder ein ehebrecherisches Verhältnis zu b e g i n n e n — hiervon will ich gar nicht reden, denn die Leidenschaft täuscht viel vom Rechte, das mit uns geboren ist, vor — das Entscheidende bleibt, ob zwei stolze und rein empfindende Menschen imstande gewesen wären, allein die erniedrigenden und demütigenden Heimlichkeiten zu ertragen, die unsäglichen Verstecktheiten und Verlogenheiten, die ein solches Dasein mit sich gebracht hätte. Vor Ekel hätten sie einander in Kürze ja nicht mehr ertragen können.

* * *

Jeder ethische Entschluß befreit, stärkt, erhebt; das Gefühl, aus dem, was er später, „der Gelüste Ketten“ genannt hat, befreit zu sein, muß Goethe beseligt haben.

Schon einmal hatte eine Frau, die „schöne Seele“, die „Klettenbergern“, ihm aus ähnlichen jugendlichen Leiden geholfen, als er, an Leib und Seele krank, aus Leipzig nach Frankfurt zurückkehrte. In beiden Vorgängen liegt eine bemerkenswerte Analogie mit

jenem ähnlichen in Bismarcks Entwicklung, wie er, durch „die innere Stimme“, die ihm „in der Einsamkeit hörbar wird“ und „ihm manches als Unrecht hinstellt, was er früher für erlaubt gehalten“, zu anhaltendem Nachdenken kommt, weder bei Strauß noch bei Feuerbach und Bruno Bauer Frieden findet, in der jungen Frau seines Freundes Moritz Blankenburg das Wesen erkennt, vor dem er „sich schämt, daß er mit der dürftigen Leuchte seines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen“, die sie „mit kindlichem Glauben für wahr und heilig annahm“, und die in „ihren äußeren Werken“ ein „Urbild dessen ist, was ich zu sein wünschte“. Sie stirbt, und er überträgt sein Gefühl auf ihre Freundin Johanna, die dem gleichen pietistischen Kreise entstammt. Selbstverständlich begreift sein durchdringender Geist die Enge des Standpunktes, aber ebenso tief die Stärke und Tiefe der jenen eigenen, ihm abgehenden Kraft, die jene trotz der faktischen Enge seelisch über ihn erhebt.

* * *

Goethe macht hier, ähnlich wie die deutsche Seele im Mittelalter, alle Seligkeiten der Selbstentäußerung durch; die ersten Jahre sind voll der typischen Glücksgefühle dieser Zustände. Die Klagen über Welt und Menschen werden still, legen sich wie gezähmte Tiere friedlich nieder, sein ganzes Sein strömt über von Menschenliebe, tiefem Naturgefühl und Dank gegen sie, deren „liebe Seele“ ihm leben hilft.

Zuerst das Bewußtsein, ihrer nicht wert zu sein: „Wo ich weg bin, können Sie die Idee lieben, die Sie

von mir haben; wenn ich da bin, wird sie oft gestört durch meine Tor- und Tollheit." Es folgen Andeutungen über die „Wirtschaft mit den übrigen Frauen", es ist die Zeit von Ilmenau und Stützerbach, aus der sich sogar im Volksmund Reminiszenzen erhalten haben. Er und die andern in Geschäften der Welt werden ihr, der von der Welt Entfernten, „wie Kinder scheinen"; in diesen Tagen wird „An den Mond" geschrieben:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt —"

Abglanz ihrer Art zu sein. „Ich bat Gott, mich werter zu machen seiner Liebe und der Ihrigen" — „Behalten Sie mich lieb! Das muß einen befestigen, daß man mit allem Guten bleibender und näher wird, das Andere wie Schalen und Schuppen täglich an einem herunter fällt." Bis zu dem großen Augenblick der restlosen Aussprache, der feierlichen Bekräftigung des seelischen Bundes, im März 1781, dem Schicksalsmonat, der Charlottens reinstes Glück und später ihren trostlosen Schmerz gesehen hat, in dem mit der gesamten Natur Trieb und Drang des Geistes und der Erde übermächtig werden. „Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie wert sollte es mir sein." Charlotte hat diesen Satz mit Bleistift unterstrichen. Es ist ein Gelübde gefallen, Worte sind gefallen über Goethes Verhältnis zu Charlotten und zu Fritz, die der Frau das Recht gaben, im späten Alter noch über „die Treulosigkeit" „unseres ehemaligen

Freundes", der sie und Fritz „nicht mit Ehren verlassen habe", zu klagen.

Man hat ihrer „Herrschsucht" schuld gegeben, und zwar von seiten ansehnlicher und bedeutender Forscher, die nicht auf Hypothesen bestehen, sondern mit dem Ernst der Wissenschaft das suchen, quod erat demonstrandum. Zu beweisen ist, daß beide Teile aus dem unbestimmten in ein festes Verhältnis zueinander traten, zu beweisen ist auch eine Art von Strenge und Unnachsichtigkeit, die Frau von Stein Goethes Beziehungen zu anderen Frauen gegenüber walten läßt, zu beweisen ist aber nie und nimmer, daß das Verhältnis sich von der geistigen Grundlage entfernt und einen gröberen Ausdruck genommen hätte. Vom geistigen wie vom natürlichen Standpunkt aus ist es psychologisch unmöglich, wie aus allem Vorausgeschickten erhellt. Diese fühlbare Strenge, von weiblicher Seite als Eifersucht in sexuellem Sinn, von den Männern als Herrschsucht — recht naiv im Sinn der männlichen Freiheitstriebe, die in der herrschenden Frau die natürliche Feindin dieser Triebe und somit des Mannes selbst sehen, — ausgelegt, ist keinesfalls zu leugnen; aber, nur der Hang des verflossenen Zeitalters zum Ungeistigen hat sie so auslegen können. Wenn Goethe, was wir nach all den Zeugnissen seiner Briefe wohl annehmen können, Befreiung von der Knechtschaft des Sinnlichen begehrte, „Wachstum in allem Guten", so ist das nichts so schlechthin Unnatürliches, sondern Sehnsucht nach einem der höchsten, wenn schon asketischen, körperlich unfruchtbaren, aber geistig und seelisch desto fruchtbareren Menschheits-

ideale: Integer vitae, scelerisque purus —. Von den Uranfängen zieht sich die Kette der Erhöhten, der Ehelosen, der Gewalt der Sinne Entronnenen, Väter vieler, Zuflucht der Bedrängten, einsam unter Menschen und doch ihr Freund, schon selig mitten im Umtrieb wechselnder Tage, gottverlobt. Dies, ein Tiefreligiöses, Gottnahes, der Dogmatik Fernes, hat ihm und seiner „Führerin“, der der neun Jahre Jüngere sich vertraut, vor Augen gestanden, und in den ersten Jahren streift seine Rechte den vollen Kranz der Erfüllung.

* * *

Denn wenn wir fragen, was wir der seelischen Arbeit der Frau verdanken, die den Weltgenius mit der Kraft ihres Herzens sieben Jahre in der Schwebe zwischen Himmel und Erde gehalten hat, so ist die Fülle und der Reichtum der Gaben unübersehbar. Nie ist Goethe menschlicher, beglückter, selbstloser als in dieser Zeit, nie treuer in seinem menschlichen Beruf, nie aufgeschlossener, herzlicher, hilfsbereiter. „Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime und Ausübung“, sagt er von jenen Jahren. Ich erinnere an den Schweizer Knaben, den er eine Zeitlang auch der Stein anvertraut, an die Episode mit Plessing, wo er, einen jungen Melancholiker zu ermuntern, die Harzreise unternimmt.

Mit einem am Leben Verzweifelnden, namens Krafft, den er jahrelang in Ilmenau erhielt, hat er einen Briefwechsel, der zu dem Wundervollsten gehört,

was wir von Goethe kennen. „Sie sind mir nicht zur Last," schreibt er, „glauben Sie denn, daß Ihre Tränen und Ihr Segen nichts sind? Es ist eine Wohltat von Gott, wenn er uns, da man so selten was tun kann, einmal einen wirklich Elenden erleuchten läßt." Nun das Verhältnis zum Herzog, zur Herzogin, zu seiner ganzen Umgebung. Selbst des schwindsüchtigen Tischlers, der ihm beim Liebhabertheater geholfen, wird gedacht; das schöne Gedicht „Auf Miedings Tod" hat den Armen freundlich aufgenommen in den unsterblichen Kreis jener Jahre. Dann dieser Himmel voll ewiger Sternbilder, die Gedichte der Epoche: An den Mond, Über allen Gipfeln, Zueignung, Ilmenau, Gesang der Geister, Grenzen der Menschheit, Meine Göttin, Edel sei der Mensch, Kennst du das Land, Fischer und Erlkönig, Tasso und Iphigenie, Wilhelm Meister — nie vorher, nie nachher hat er Reineres, Erhabeneres geschaffen. Allerdings sind Charlottens Gegner auch hier nicht vor der Entstellung zurückgeschreckt, wider alle Wahrheit zu behaupten, diese Werke gehörten späteren Epochen an, weil sie erst in der Ruhe Italiens zum äußeren Abschluß kamen.

Wer begreift die Hoheit dieses Sternenkranzes, den dieses Menschen Liebe um seine Erlöserin zieht? Dir, der Unberührbaren, ist es nicht benommen ...

Zuerst dies Bild des nur Ahnenden, triebhaft Gezogenen, Leben in „letzter Dunkelheit", „Nachtwandler, dem man zuruft", „dunkel meinem Schicksal entgegen ...". Wie ein sanftes Gestirn drüber weg das Wissen von ihr, ihrem Wesen, ihrer Seele. Von Anbeginn an ihre „Liebe, das schöne Licht meiner

Tage, dein Beifall mein bester Ruhm, und wenn ich einen guten Namen von außen recht schätze, so ist's um deinetwillen, daß ich dir keine Schande mache"! Wie kindlich, wie naturhaft glückselig seine Freude, wenn ihm, dem Aufgeschlossenen, das Wesen der Menschen sich erschließt, wie viel Gläubigkeit, wie viel Dank: „Ich werde, wie du es mir geweissagt hast, immer glücklicher werden. Am glücklichsten durch dich." „Man behandelt mich, als wenn mich der Verstand mit der Redlichkeit erzeugt hätte" und so weiter. Die Qual des Verstandesmäßigen ruht, die Vernunft, der Würgeengel des Gefühls, tritt zurück, er liebt, wo er sonst anklagt oder bitter beurteilt, die herbe Menschenverachtung, die wie Mephistopheles dämonisch seine suchende Seele begleitet, wird lautere Bruderliebe. Einst „Gewürm", „Pöbel", der „die, die sich ihm offenbaren, kreuzigt und verbrennt", — nun: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunklen Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt! die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren in un — — ich will mich nicht in Ausrufen verlieren", und er selbst nun werktätig, unermüdlich für das Wohl dieser dumpfen Masse: „Der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte." In der Geliebten erkennt er die Vorherrschaft des göttlichen Gefühls an; das Teuflische, den Menschen auf das Eigensüchtige Richtende, die „ratio" Luthers, tritt zurück — es ist

höchst seltsam, daß der große Ahne der tugendhaften Rationalisten, Sokrates, der Anbeter der erhellenden Vernunft, so gut vom Daimonion weiß, vom Unbewußten, das alle menschliche Größe mit dem „Inkommensurabeln“ in Goethes Sinn verbindet.

Wir wissen aus den Briefen Charlottens an Knebel, daß sie „gewisse notwendige Gesetze in der moralischen Natur, so gut als in der physischen mit denen Dingen“ für „verknüpft“ hielt. Sie wollte für ihn Freuden, aber „ernste Freuden, welche die Welt nicht begreift“. Denn „ein Verständiger, Edler, Großmütiger, Uneigennütziger kann keinen vergnüglichen Teil mit dieser Welt haben, oder, wenn er ihn genießen will, so muß er seinen Himmel verlassen“. Und wie schön beleuchtet der folgende Satz: „Nur ist es notwendig, daß wenn einmal diese himmlischen Seelen durch Ämter mit denen Menschenkindern gebunden sind, sie sich dieses recht deutlich machen und immer in ihrem Herzen wiederholen: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ ihre eigene Seelenarbeit an dem unter dem Druck der Verhältnisse fast Zusammenbrechenden.

* *
*

Man begegnet, zumal von Frauen, oft Urteilen, als habe die Stein von der Herrlichkeit Goethischen Wesens nur empfangen und wenig mehr gegeben als etwa: „Liebe Frau, leide, daß ich dich so lieb habe.“ Also Duldung einer Liebe, Passivität. Ist sie denn nur die Empfangende, nie die Gebende gewesen, ist nur Leistung bei Goethe, fehlt Gegenleistung?

Als viele Jahre später Fritz aus den weimarischen in preußische Dienste begehrt, schreibt Goethe im Interesse seines „alten Kindes“ an die Mutter: „Wer gern leben mag und ein entschiedenes Streben in sich fühlt, einen freien Blick über die Welt hat, dem muß vor einem kleinen Dienst wie vor dem Grabe schaudern. Solche enge Verhältnisse können nur durch die höchste Konsequenz, wodurch sie die Gestalt einer großen Haushaltung annehmen, interessant werden.“ Der Jammer über diese „Enge“ zieht sich durch alle Briefe dieser Jahre.

Denn was war Goethe, bei Licht betrachtet, eigentlich in Weimar? Dem Namen nach hochgebietender Minister, in Wahrheit ein — Faktotum. Freund des Herzogs, gewiß, und Zierde des Hofs, im übrigen unter Geburtsadligen jener Zeit ein Bürgerlicher. Über seinen Mangel an angeborner Haltung macht ein märkischer Junker jene Bemerkung, deren dreiste Überheblichkeit nicht zu rügen bei einem Verehrungswerten wie Fontane schon der Großvater-Kammerdiener durchbrechen muß, der sich von derlei imponieren läßt; unter den eifersüchtig ihr Ressort hütenden Fachleuten ein Außenseiter mit „Sitz und Stimme im Conseil“, daneben maître de plaisir, Aufseher über Brücken- und Wegebau, Mitglied der Kriegskommission, Vorsitzender der Kammer, künstlerischer Ratgeber, Kultusminister, Versorger der herzoglichen Fußböden, Öfen, Treppen, Nachtstühle, gelegentlicher Gesandter, confident der fürstlichen Familie, Rekrutenmusterer, beschäftigt, die Tapeten, Leisten und Supraporten für son altesse zu wählen, aktenwälzend über das Berg-

werk von Ilmenau — er konnte Frau von Steins Klagen über die Kleinlichkeit der unzählbaren Einzelheiten, in denen sich die Kraft einer physisch nicht genügenden Frau so oft gänzlich zerreibt, verstehen und nachfühlen. Es ist heroisch, was er leistet, und nicht dadurch, was er tut, sondern wie er es tut: im schönsten Sinn des hohen Wortes treu im Geringsten.

Wie kurzsichtig, das beklagen zu wollen, zu jammern, daß die köstliche Zeit unseres größten Genius zu derlei Nichtigkeiten, die „ein anderer ebensogut und noch besser“, wie Merck sagte, hätte tun können, vergeudet ward. Worauf kommt es denn an? Kommt es darauf an, daß all dies Kleinliche und Unerläßliche zu des Landes Bestem überhaupt getan ward? Dazu wäre auch ein anderer „gut genug“ gewesen. Oder kommt es darauf an, was dies Tun dem Charakter bedeutete, kommt es darauf an, wie göttlich und ausströmend die Treue, die Liebe, der Wille zu helfen in Goethe brennen in diesen Jahren? Wie wundervoll das Tragende seines großen Daseins, die ihm eingeborene Redlichkeit, erstarkt in diesen Tagen und Kraft gewinnt, ihn später aus seinen finstersten Zeiten zu der alten Höhe reiner Menschlichkeit zurückzuführen? Denn das gibt ihm, seinem Menschentum, die ungeheure Resonanz in allen Herzen, daß sein menschlich Höchstes das ist, was auch dem Durchschnitt eigen, erreichbar und verständlich ist: Rechtschaffenheit. Auch der schlichte, auch der enge Sinn, dem seine Höhen unerreichbar sind, ehrt sie in ihm: hier ist der Punkt, wo auch die ewig Fernen sich ihm verwandt fühlen dürfen. Darum ist Goethes Zeit in den Zeiten der

Ruhe, der stillen Entwicklung, den breiten Maßen der Ebene: in den Zeiten gewaltsamen Aufschwunges wendet sich der Geist des Volkes andern Führern zu.

Wundervoll und herrlich über jeden Begriff offenbart sich dieser stille Geist opfervoller und selbstloser Jahre in ihren Früchten, die ganze volle, reiche Ernte des Mannes, von Iphigenie und Tasso bis zur Fausttragödie, nährt ihre tiefen Wurzeln aus diesen Jahren der Opferung des natürlichen Menschen.

Es wäre nun sehr falsch, zu meinen, dies Martyrium habe sich stillschweigend und schmerzlos vollzogen. Die Marterung durch den Geist ist so wenig leidenslos als die der Zeugen für jene höchste göttliche Offenbarung. Friedrich der Große, von dessen prometheischen, gelegentlich fast allzu menschlichen Jammerlauten seine Briefe widerhallen, litt einsam, angeschmiedet an den Fels seiner Pflicht. Es gibt eine englische Sage, wie die junge Frau eines langsam zu Tode gemarterten besiegten Earls Tag und Nacht das Haupt des Gatten, dem sie nicht helfen darf, umfassend, neben ihm kauert, daß sie ihm sterben helfe — so, gebückt in den Knien, liegt die Seele der Frau, die Goethe geliebt hat, die langen Jahre, sein Haupt stützend, an der Stätte seiner Selbstverleugnung, daß sie ihm „leben helfe“: Goethes „natürlicher“ Mensch hat sich aus allen Kräften gegen die Selbstverleugnung, die ihm aufgezwungen ward, gewehrt. Der Vergleich scheint zu hoch gegriffen und ist es doch wieder nicht, es war eine lange Marter. Akten, Hofstaub, Gefühl, wie „einzeln“ man ist, Bedrängnis durch die, „die immer nur sehen, was nicht geschieht,

und darüber die aufs Notwendige gerichteten Menschen irre machen“, Goethe ermahnend, bittend, tröstend, beruhigend bei Feuersbrünsten, „mit versengten Brauen und die Zehen verbrüht vom Wasser in meinen Schuhen siedend“, versucht von „all menschlich Elend und Unbequemlichkeit —“ das ist das Bild seiner Situation. „Mir möchten manchmal die Knie zusammenbrechen — so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt. Wenn ich nicht wieder den Leichtsinn hätt' und die Überzeugung, daß Glaube und Harren alles überwindet.“ — „Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht den holden Leichtsinn die Natur verliehn.“ — „Gott gibt mir zur Buße für meine eigenen Sünden die Sünden andrer zu tragen.“

Da ist der Herzog selbst, „toll, dumm und albern“, „Gute Anlagen“, und „nicht leicht hat einer soviel verständige und gute Menschen um sich und zu Freunden wie er, und doch will's nicht nach Proportion gehen, und das Kind und der Fischschwanz gucken, eh man sich's versieht, wieder hervor“. „Passioniert fürs Gute und Rechte“, dennoch „viel weniger wohl darinnen als im Unschicklichen“, „wunderbar, wie verständig er sein kann, wieviel er einsieht, wieviel kennt, und doch, wenn er sich etwas zu gute tun will, so muß er etwas Albernes vornehmen, und wenn's das Wachslichter-Zerknaupeln wäre“. Zuweilen ist Goethe so ärgerlich, daß er erklärt, „keine Reise mehr mit ihm tun zu wollen“, dann folgen Ausbrüche: „Mein Geist wird kleinlich, hat an nichts Lust,“ einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmut, „ein böser Genius miß-

braucht meiner Entfernung von euch, schildert mir die lästigste Seite meines Zustands und rät mir, mich mit der Flucht zu retten ..." dann neue „Prüfungen der Geduld", „Mühseligkeiten", „beschwerliche Aufträge", und dazwischen die Klage, daß auf „diesem beweglichen Erdball doch nur in der wahren Liebe, der Wohltätigkeit und den Wissenschaften die einzige Freude und Ruhe" sei, auch wohl einmal ein leiserer Ausdruck persönlicher Verletztheit über die „öffentliche Gleichgültigkeit" des Weimarer Hofs gegen ihn, bewirkt durch sein „passiv Wesen und Eingezogenheit", und wieder der unverbesserliche Zögling und Herr, der, um ein Schwein zu hetzen, achtzig „schmarutzende" Menschen, die es ihm nicht danken, in „Wildnis und Frost füttert": „ich mag nicht immer der Popanz sein, und die andern frägt er weder um Rat noch spricht er mit ihnen, was er tun will". „Wenn diese Hast und Hatze vorbei ist und wir wären um eine Provinz reicher, so wollt' ich's loben, da es aber nur auf ein Paar zerbrochene Rippen, verschlagene Pferde und einen leeren Beutel angesehen ist, so hab' ich nichts damit zu schaffen." Der Tasso wartet, er sitzt „zwischen Rechnungen"; jetzt „werde ich auch noch Ballettmeister", schreibt er bald voll Hohn, dann wieder Klagen: „Ich habe den Kopf voll Ideen und Sorgen. Keine für mich, desto mehr für andre, für viele. Für sich kann man wohl noch den rechten Weg finden, für andre und mit andern scheint es fast unmöglich ..." In den wohltuenden Familienszenen des Hofs, wenn Karl August mit Sporenstiefeln und schmutzigen Kötern von der Jagd in den Salon seiner Frau kommt,

schlechten Tabak raucht, die „schöne Vestale umschmeißt“, so daß ein Finger abspringt, „raunt Mephistopheles ihm einige Anmerkungen leise zu“, und dann wieder bricht die tiefe Redlichkeit und Treue seines großen Herzens durch: „... komm' ich hierher, wo mich die Sorgen wie hungrige Löwen anfallen. Hätte ich die Angelegenheiten unsres Fürstentums auf so einem guten Fuß als meine eigene ...! Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich tun kann und so wenig für andre. Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nützen. Das meiste, dessen ich persönlich fähig war, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe vor mir, es wird werden. Für andere arbeit' ich mich ab und erlange nichts. Für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir alles auf einem Kissen überreicht ...“ „Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen ...“ „Die Welt ist eng, der Menschen Wesen ist kümmerlich, und man ist beschämt, wie man vor so vielen Tausenden begünstigt ist. Man hört immer sagen, wie arm ein Land ist, und ärmer wird, teils denkt man sich es nicht richtig, teils schlägt man es sich aus dem Sinn — wenn man denn einmal die Sache mit offenen Augen sieht, und sieht das Unheilbare, und wie doch immer gepfuscht wird!“ Und wieder die alte Sehnsucht: „Wieviel wohler wäre mir's, wenn ich von dem Streit der politischen Elemente abgesondert in deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte.“ So geht es weiter, die Jahre hindurch: „Zahlen und

Akten, Conseil", dazwischen das erstaunliche Erkennen: „Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren", „unangenehme Händel", „Entschließungen, deren Folgen sich nicht übersehen lassen", Verwunderung, „wie mich, der recht zu einem Privatmenschen erschaffen, das Schicksal hat in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie einflicken mögen". Eingesperrt sein in einem Zimmer voll unnützer Langeweile, denn „fünf Herzöge zu Sachsen machen nicht die beste Konversation", Losreißen vom Aristoteles „um zu Pachtsachen und Triftangelegenheiten überzugehn", Losreißen vom Wilhelm, „um meine andern Geschäfte zu treiben", dazwischen wieder ein: „O, liebe Lotte, wenn ich dich nicht hätte, ich ging' in die weite Welt!" „gesotten und gebraten von Arbeiten, umgeben von allerlei losgelassenen Geistern, die mich umsumsen; am schlimmsten plagt mich der Teufel des Unverstandes, des Unbegriffs, der Unanstelligkeit von manchen Menschen", „angedampft vom Sirokko von Unzufriedenheit, Widerwillen, Lässigkeit und Prätension", „fleißig und bekümmert um irdische Dinge um der Irdischen willen — mein inneres Leben ist bei dir und mein Reich nicht von dieser Welt . . ." „angefüttert mit Steinen", die ihm „wie die Kiesel dem Auerhahn, zur Verdauung meiner übrigen schweren Winterspeise helfen sollen", flehend um „ein Wort von dir, damit es mir wie ein Salzkörnchen den ganzen Akten- und Rechnungsbrei durchsalze und schmackhaft mache". Und immer wieder von neuem die Klage, als ein Verständiger eines Unverständigen Tollheiten zurechtlegen zu müssen, schon an sich ein aufreibendes

Wesen und Tun. So oft er auch anfängt: „Der Herzog ist recht wacker und man könnte ihn recht lieben", so oft folgt die Klage hinterher: „wie er durch seine Unarten das gesellige Leben gerinnen mache" und seine Freunde „durch unaufhaltsame Waghalsigkeit nötigt, über sein Wohl und Wehe gleichgültig zu werden . . ." „Es ist eine kuriose Empfindung, seines nächsten Freundes und Schicksalsverwandten Hals und Arme und Beine täglich als halb verloren anzusehen und sich darüber zu beruhigen, ohne gleichgültig zu werden. Vielleicht wird er alt und grau, indes viele Sorgliche abgehen . . ."

Diese Betrachtung schreibt er am Vorabend seines dreiunddreißigsten Geburtstages.

Und wie im Anfang sein Zustand mit seiner Hilfe bei jener Großbrembacher Feuersbrunst vergleichbar ist, so weiterhin mit der Jenenser Wassersnot von 1784; denn es war ein Elementares, Unbezwingbares, mit dem er stritt und das er nicht, wie er gehofft und gewollt, in die segensreiche Kraft eines gebändigten Stromes lenken konnte. Er mußte froh sein, all diese nutzlos zerstiebende Gewalt in den notdürftigen Ufern eines nie gezähmten Gewässers zu erhalten — „Der Menschen Wesen ist gar brüchig".

Dennoch: „Ich bin nicht ganz unnütze hier, drum will ich bleiben. Du bist meine Begleiterin auf Wassern und Eise. An einigen Orten der Vorstadt ist das Übel groß und in einer allgemeinen Not auch ein gemeiner Verstand nütze, wenn er Gewalt hat.

„Drum will ich bleiben und alles in deinem Namen tun. Alles rennt durcheinander, die Vorgesetzten

sind auf keine außerordentlichen Fälle gefaßt, die Unglücklichen ohne Rat und die Verschonten untätig. Wenige einzelne brave Menschen zeichnen sich aus ... Liebe mich, du einziges, du fühlst doch, wie ich dein bin."

Auch hier wie in Faust der Weisheit letzter Schluß: „Der Mensch mag immer gerne mitwirken und der Gute gern ordnen, zurechtlegen und die stille Herrschaft des Rechten befördern."

* * *

Aber dieser menschlichen Aufgabe gegenüber steht die höhere, unausweichliche, streng fordernde; zwei Gewalten reißen ihn hin und her, die menschliche und die höhere Pflicht, und dazwischen reißt und zerrt Erde am Erdgebornen: „Sei gefühllos, ein leicht bewegter Sinn ist ein elend Gut auf der wankenden Erde!" hat er schon frühe sich selbst zugerufen. „Hätte ich Sie nicht, ich würde zu Stein." „Wenn du nicht wärst, so versteinerte ich ganz und gar!" — die einzige Hilfe für ein großes und gefühlsstarkes Herz, wenn alles über ihm zusammenschlägt, alles auf ihn eindringt, der doch nicht helfen kann: sich zusammenziehen wie ein Igel, das Leben nach innen drängen wie ein eintrocknender Wurzelstock, ein Fakir oder ein Tier im Winterschlaf, und sie allein die Sonne, die mit mildem Zuspruch wieder Leben ruft und stärkt —

„Gewiß ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen,
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne.

Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt."

Aus „allerlei Arbeit" sein Aufschrei: „bleibe mir, bleibe mir!", aus „alten Akten" heraus, „aus denen ich zwar klüger aber nicht glücklicher werde" ein: „O, du Beste, um derentwillen ich gerne alles tue, leide und trage, die mir meinen gegenwärtigen Zustand glücklich macht und mir jeden allein glücklich machen würde!"

* * *

Im April 1782 schreibt er einmal der Stein: „Ich habe viel Sturm ausgestanden auf meinem Wege, doch es freut mich, daß ich gegen alle Unbequemlichkeit völlig gleichgültig bin, sobald es sein muß und das Unternehmen einen Zweck hat: Das Zwecklose macht mich rasend." Aber leider schien alle Arbeit zwecklos. „Hilf mir auch über den dürren Boden der Klarheit, da du mich durch das Land der Nebel begleitet hast," und wenn die Narrenrolle ausgespielt ist, kehrt er „mit Sehnsucht zu den Wohnungen der Weisheit und Güte zurück".

In jenem bedeutsamen März 1781, der ihm, durch „die Versicherung deiner Liebe soviel Glück gegeben hat", — auch hier erhellt wieder klar, daß jenes „Entscheidende" das Geständnis ihrer Gegenliebe war, — schreibt er ihr, sie sei ihm, was eine „Kaiserliche Kommission den Reichsfürsten sei". „Sie lehren mein überall verschuldetes Herz haushältischer werden, und in einer reinen Einnahme und Ausgabe sein

Glück finden. Nur unterscheiden Sie sich von allen Debit-Kommissarien, daß Sie mir eine reichlichere Kompetenz geben, als ich vorher im Vermögen gehabt. Setzen Sie Ihr gutes Werk fort, und lassen Sie mich jedes Band der Liebe, Freundschaft, Notwendigkeit, Leidenschaft und Gewohnheit mich täglich fester an Sie binden."

Eine kaiserliche Kommission an sein Herz — in der Tat, sie war ihr aufgetragen.

Ermißt man nun wohl auch ganz, was das bedeutet hat?

Nur die besonderen Verhältnisse des Steinschen Hauses konnten die äußeren Vorbedingungen überhaupt ermöglichen, nur der innere Auftrag, den die Seele — gefühlt, dem Verstand nicht erreichbar — auf sich gelegt weiß, die namenlose Hingebungsfähigkeit, die, bei geringer körperlicher Leistungsfähigkeit, zu jeder Stunde für Goethes Bedürfnis bereit ist, alle seine Klagen, Bitternisse, Verzweiflungen, Unbehaglichkeiten, großen und kleinen Leiden in ein immer gütiges, mildes, weises und maßvolles Herz aufnimmt und sie ihm geschlichtet zurückgibt, die seelischen erfüllen. Charlotte ist Goethes „Frau" gewesen im höchsten und adeligsten Sinn; seine Sehnsucht nimmt nie auch nur entfernt eine sinnliche Färbung an: „Sagen kann ich nicht, und darf's nicht begreifen, was deine Liebe für ein Umkehrens in meinem Innersten wirkt. Es ist ein Zustand, den ich, so alt ich bin, noch nicht kenne. Wer lernt aus in der Liebe." Die Tassoszene, „vor Monaten unmöglich", wie leicht wird sie ihm jetzt „aus dem Herzen fließen". Seine „Liebe

diese fünf Jahre her kommt mit dem schönen Reihen so vieler guten Empfindungen vor mir aufgezogen. O könnt' ich dir sagen, was ich dir schuldig bin." Auch seine Wünsche kommen daher wie in segensvoller Ehe, er selbst nennt sich einen „ehemännischen Liebhaber", weil er statt ihres Handschuhs lieber etwas Wärmendes von ihr mitgenommen hätte; von Kochberg aus, wo er während ihrer Abwesenheit die Kinder besucht, datiert er einmal einen Brief aus ihrem Schlafzimmer; der Brief ist ohne eine Spur von Leidenschaft, völlig unbefangen und fröhlich, und so rein und naturhaft hatte diese Liebe angefangen — wie kindlich drückt er es aus: „Wenn man Sie liebt, ist's, als wenn gesät würde, es keimt unbemerkt, schlägt auf und steht da — und Gott gebe seinen Segen dazu — Amen." Er „wünscht sie an seinen Arm", sie soll „zuerst" seine neuen Zimmer am Frauenplan betreten, er will seine „Bücher mitbringen und hofft seinen Sabbath in ihr", oder: „Wenn ich mich nicht schämte, brächt' ich meine Akten zu dir und brächte den ganzen Tag bei dir zu." „Warum kannst du nicht bei mir sitzen, wenn ich arbeite?"

Indem sie ihm dies alles gibt, ihm „Schätze gibt, daß wir Könige auskaufen können", ihr „Wesen und ihre Liebe" ihm sein läßt, „wie eine süße Melodie, die uns in die Höhe hebt", „seinen Sorgen und Schmerzen eine leichte Wolke unterbaut", — begreift man ganz, was sie tat, leistete, litt? Sie hat wohl gewußt, was sie meinte, wenn sie (von der Herzogin) schreibt: „Es ist von je mein Schicksal gewesen, daß die Freunde, die mich liebten, mir nie mit ihrer Liebe wohltätig

waren, sondern mich wirklich eher quälten — und so macht es noch jetzt die beste Freundin mit mir", und ein andermal erklärt sie Lolo, sie sei der Freund, der sie nie gequält habe. Ihre Leistung ist so übermenschlich, daß man ergriffen steht: die legitime Frau tut nicht Minderes, aber sie tut es zugleich für sich selbst oder für ihre Kinder, die Familie, das Geschlecht; Charlotte tat alles selbstlos, rechtlos, grundlos vor dem Verstand. Denn ihr Verstand mußte ihr sagen, daß sie die Kraft, die sie dem königlichen Bettler vor ihrer Schwelle gab, dem Mann, den Kindern, dem Hause entzog, daß sie an sich selbst zum Dieb wurde für jenen und gegen diese. Er selbst erkennt es recht wohl: „Es ist wahr, oft wünsch' ich Ihnen mehr Zeit der Sammlung, und mag doch nichts von dem Teil hergeben, den ich Ihnen raube ... ich nehm's an, weil ich glaube, daß es kein Opfer ist und nähm' es auch vielleicht, wenn es ein Opfer wäre ..." Es ist mit Absicht nicht vom Seelischen die Rede, denn ihre Seele war reich genug, und es ist die göttliche Natur der Seele, daß sie reicher wird vom Geben. Es soll nur vom Physischen gesprochen werden, von Zeit, von Körperkraft, persönlicher Leistung. Was ward ihr dafür? Nichts.

Goethe fühlt das tiefer und stärker als die Frau.

Eine der rührendsten Stellen des Briefwechsels ist diese: „An einem Strauß für Sie zieh' ich nun schon die ganze Woche." Der ganze Goethe in seiner herzlichsten Gestalt. Das war ihm nicht das Besondere, das ist das Selbstverständliche. Eine Woche Mühe, Sorgfalt, Schutz, Pflege, um das Gehegte in einem Augen-

blick verschwenden zu können — für ein Lächeln ihrer braunen Augen. Nie ist Goethe liebenswerter, als wenn das Fürsorgliche, Zärtliche, das sie in ihm geweckt hat — „ich habe gehausvatert, wie du mich haben willst", bisher hatte er meist andere für ihn selbst sorgen lassen — in die Erscheinung tritt. Mit jenem Kochberger Schreibtisch hat er sich ebenso unendlich gemüht, auf ihren sanften Vorhalt wegen der Kostbarkeit antwortet er ordentlich ein wenig gekränkt: „Glauben Sie mir, ich halt' ihn auch für k o st b ar und muß, denn seit Anfang dieses Jahrs" — sie erhielt ihn September 1779, nachdem er die Schweizerreise angetreten — „hab' ich mich beschäftigt, ihn zusammenzutreiben, alles selbst ausgesucht, aufgesucht, davon viel Anekdoten zu erzählen wären, bin oft vergnügt von Ihnen weg zum Tischler gegangen, weil etwas im Werk war, das Sie freuen sollte, das nicht auf der Messe erkauft, das von seinem ersten Entwurf meine Sorge, meine Puppe, meine Unterhaltung war." — Und dann jene Zeit, wo er ihr die Wohnung richtet, die Tapeten mit Grün und Grau wechseln läßt, doch das Besuchszimmer mit paille, weil's „freundlicher wirkt", und dann das rührende Briefchen aus der neuen Wohnung schreibt: „Liebste Frau, heut kommt Schuhmann aus dem neuen Haus, morgen Mittag ist alles gescheuert, hoff' ich. Der Windofen wird in der Kinderstube in wenigen Stunden stehn und das Küchelgen also zum Einräumen bereit sein. Den Herd lass' ich stehn, er hindert wenig. Machen Sie sich also zum Aufbruch bereit." Nun seine wohldurchdachten Vorschläge: „Ich dächte, Sie fingen heute gleich an,

eben den Vorrat und so weiter einzuräumen. Ließen heute Nacht Wenden drinne schlafen, daß er die Schlüssel zu sich nähme und, was transportiert wird, in Empfang nähme, führen morgen mit Einräumen in die Stuben, wie sie sauber werden, fort, und könnten also auf den Freitag selbst einziehen." Nachschrift: „Einen Windofen in Ihr grün Zimmergen können Sie immer noch haben." — Das ist die Hand, die das Parzenlied schreibt. —

Aber er weiß, die rührende Zartheit, die heut eine Blume, morgen eine Frucht — die selbst zu genießen und nicht wegzugeben sie öfter ermahnt wird — vor ihre Füße legt, ist nur ein Symbol, ein dürftiges und demütiges, seiner Liebe, seines Dankes; die Kommißbrote, die „Häsgen", Feldhühner, die „Phasanen", die „Köpfgen" oder Ziemer der „Schweingen" von der Hofjagd, die zu seinen amtlichen Bezügen gehören und die regelmäßig als ihr Deputat in ihren Haushalt wandern, sind bescheidene Erwiderungen ihrer täglichen Gastfreundschaft, und was er schließlich in seiner Stellung für sie und die Ihren hätte tun können, verbot ihm seine skrupulöse Rechtlichkeit. — Einmal hat er ihrer Mutter, der alten Hofmarschallin, Geld geliehen; der alte Schardt war noch sehr lebenslustig und verbrauchte, was die Frau zu Haus erdarbte. Nach seinem Tode muß sie ihr Haus verkaufen, seine Schulden zu decken. (Die zähe Energie, die sich bei ihm auf Albernheiten richtete — er ließ sich, wie Lyncker erzählt, die faltige Stirnhaut auf dem Schädel straff zusammenbinden, die Perücke darüber setzen, und mit dieser Tortur ging der Siebzig- und Achtzig-

jährige Tag für Tag runzellos an Hof — wandte sich bei der Tochter auf edlere Gegenstände.) — Was Goethe sonst nach dieser Richtung leistet, bleibt weit hinter dem Möglichen zurück, so zurückhaltend die Frau in dieser Hinsicht an sich ist. Ein- oder zweimal entschließt sie sich, von ihrer Familie gedrückt, für Bruder oder Schwester ein Wort einzulegen; zögernd, befangen, „kalt ministeriell" tut er das Wenige, was er tut; man hat den Eindruck, er würde für jeden andern besser eintreten als für einen ihr Nahestehenden. — Also auch hier keine letzte Abhängigkeit im sexuellen Sinn: das cherchez la femme, das so oft Unbegreiflichkeiten auch an sich ehrenhafter Männer erläutern muß, hat stets seine Wurzeln in geschlechtlicher Hörigkeit. — „Zwischen dem Minister und der Aufrichtigkeit der Freundschaft ist ein Abgrund gesetzt", schreibt Charlotte der von ihr so geliebten Schwägerin Sophie, die sich bitter über Zurücksetzung ihres Mannes beklagt und Weimar zu verlassen droht, und weiter: „Mündlich ist mit ihm darüber nicht zu sprechen, ohne daß wir beide uns wehe tun." Wer je in der Lage gewesen ist, mit besonders rechtschaffenen Männern von entsprechender Beamtenskrupulosität, trotz zufälliger persönlicher Freundschaft, geschäftiich verhandeln zu müssen, weiß, wie verletzend die ängstliche Betonung ihres Beamtenstandpunktes, dem ja niemand zu nahe treten will, wirken kann, so gut man anderseits das Mißtrauen eines zarten Gewissens gegen sich selbst, das sich jedem Einfluß des Persönlichen entziehen muß und will, zu begreifen vermag. Und diese Kontroverse fällt in eine Zeit, in der er

seiner „ängstlichen Sehnsucht“ nach ihr besonders ergreifende Worte gibt.

Wie hier seine Redlichkeit sich gegen die „Seelenführerin“ kehrt, so kommt sie ihr auch anderseits zugute. Es existiert kein Dokument dafür, aber es geht aus zahllosen Stellen klar und unzweideutig hervor, daß er, um alles das gutzumachen, was Frau von Stein durch ihn Mann und Kindern entziehen mußte, damit ihre „Liebe ihm alle Gegenstände mit dem Glanz der Kolibri-Hälsgen scheinen macht“, an eine Adoption Fritzens gedacht hat. Charlotte wird ihn gebeten haben, davon abzusehen, und es ist ein Übereinkommen getroffen worden, nach dem Goethe sich als Nächsten der Familie und Fritz, der ihm dann ja völlig übergeben wurde, als seinen Erben betrachtet hat. Bereits im Jahre 1783 (6. September) übergibt er ihr die Schlüssel seiner Schränke und Kästen mit dem Bemerken: „es ist alles dein“ — um ihre Briefe kann es sich nicht gehandelt haben, denn für diese hätte ein kleiner Behälter genügt; ebenso schreibt er ihr von Eisenach: „Es wird mir recht natürlich, Steinen gefällig zu sein und ihm leben zu helfen. Ich bin es dir schuldig, und was bin ich dir nicht jeden Tag und den Deinigen schuldig. Was hilft alle das Kreuzigen und Segnen der Liebe, wenn sie nicht tätig wird. Führe mich auf alles, was dir gefallen kann, ich bitte dich, denn ich fühl's nicht immer.“

Wer gern die Dinge auf die Spitze getrieben sieht, also zumeist jugendliche und sonst im Leben unerfahrene Menschen, mag wünschen, diese Dinge nicht so sehen zu müssen, weil sie vielleicht einen Schatten

von Egoismus auf die schöne Liebe der Frau sinken lassen. Indessen: war sie für die Unsumme an Geistes- und Seelenkraft, die sie jeden Tag königlich ins Meer dieser flutenden mächtigen Natur warf, den Ihren nichts schuldig? Wer es weiß, was die einteilende, erwägende, vorausrechnende, mit dem Gegebenen operierende geistige Arbeit auch der physisch nicht mitarbeitenden Frau im Hause bedeutet, der begreift, was die Freundschaft mit Goethe, was eine Freundschaft dieser aufreibenden und kräfteverzehrenden Art der Frau dem Steinschen Hause gekostet haben muß. Karl klagt in späteren Jahren gegen Fritz über die Art der Mutter, ängstlich zu rechnen, während „faule Schlingels und Knechte unsere Sachwalter waren", er sein „Quartal von sechzehn bis achtzehn Louis allemal mit Nota benes über meine Verschwendung erhielt, wo mein Vater zweitausend Reichstaler" (dies scheint mir übertrieben) „Besoldung zur Wirtschaft lieferte und für seine Person äußerst wenig brauchte, wo die Kornpreise die nämlichen waren und wo du wenig oder gar nichts erhieltest —"

Das war in den Jahren von Goethes Seelenbund mit der Mutter. Daß Stein für seine Person bedürfnislos war, steht fest, daß er aber mit den landwirtschaftlichen Experimenten viel verbrauchte und sich bestehlen und betrügen ließ, ist ebenso feststehend. Frau von Stein spricht in ihrem Testament davon, daß alle Einkünfte in das Gut gesteckt worden seien und während des Vaters Zeit „kein Wald geschlagen", — womit Karl die Einkünfte Kochbergs sehr verbesserte. Und des weiteren steht fest, daß eine nur für ihre Familie existie-

rende Frau von Charlottes Art das Krankhafte dieser Ideen und Versuche erkannt und zu paralysieren gewußt hätte. Auch Goethe schreibt von ihm, daß jemand, „der sein Leben am Spieltisch zugebracht“ — also im Hofdienst, denn Stein war kein Spieler — „nicht ein Bauer werden kann“. So sehr er bemüht ist, in Teilung ihrer Sorgen seine „Gedanken auf die Erdschollen zu konzentrieren“, so sehr überzeugt er sich: „Man muß ganz nah an der Erde geboren und erzogen sein, um ihr etwas abzugewinnen.“

Indem also nun Goethen in ihrer Liebe ist, „als ob ich nicht mehr in Zelten und Hütten wohnte, als wenn ich ein wohlgegründetes Haus zum Geschenk erhalten hätte, drinne zu leben und zu sterben und alle meine Besitztümer drinne zu bewahren“, nagen Zeit und Unglück an dem minder versorgten ihrer Kinder und drohen es zu untergraben. Wie hätte sie also ihr Gewissen den ihr physisch Nächsten gegenüber beruhigen sollen als mit der Annahme dessen, was Goethe ihr, von der sich zu ihm „ein Band geschlungen, wie es die Bande der Natur sind“, bot und ohne Schädigung für andere — denn Schlosser war ein reicher Mann und das väterlich Goethische Erbteil war Korneliens Kindern ungeschmälert zugefallen — bieten durfte? Es wäre verstiegen und gewissenlos gewesen, es abzuweisen.

Für sich selbst erhoffte sie dabei nichts als das, worüber sie noch im Alter weint: „Alle meine Träume, wie ich mit dir und dem Goethe einen Reichtum des Geistes in meinem Alter würde finden, sind Träume geblieben.“

— — — — — — — — — — — — — —

Darum die tiefe, schmerzvolle Bitterkeit, mit der sie in ihren Briefen an den Lieblingssohn wieder und wieder von Goethe spricht: „Wenn du noch soviel Vertrauen zu ihm hast" — „Du bist zwar früh von einem Freund hintergangen worden, es ist aber besser früh als spät, wo sich die Wunde nicht wieder auswächst ..." später abermals, nachdem sie ihn wie bei der letzterwähnten Stelle ermahnt hat, sein Herz nicht zu verschließen, denn: „es ist die schönste aller Empfindungen, lieben zu können; ich behaupte, schöner als geliebt zu werden, und hätte deine allzu frühzeitige Katastrophe darin vielleicht auf immer dein Herz verschließen können". Und brauchte sie nicht nur ein wenig in Goethes Briefen zu blättern, um Worte zu finden, wie: „Du glaubst nicht, wie lieb mir heute Fritzens Anblick war, wie ich dir ewig Treue in ihm zugesagt habe, als ich ihn zum Morgengruß an mich drückte ..."? Hatte er den Jungen nicht der Mutter in Frankfurt gebracht, nicht Frau Rat „ihren lieben Cherubin" mit offenen Armen aufgenommen, so herzlich und voll Liebe von ihm und an ihn geschrieben wie nur je später an des Sohnes Frau und Kind? Charlotte hat es ihr nie vergessen; das Bild Frau Rats hing noch in ihren letzten Lebensjahren über ihrem Schreibtisch.

— — — — — — — — — — — — — —

Es wäre erwünschter, diese Seite der Angelegenheit mit Schweigen übergehen zu können; sie zieht durch die reine Selbstlosigkeit der Frau etwas wie einen Faden von Interessiertheit. Aber es ist schon gesagt, wenn sie wichtige, ja vitale Pflichten der Mutter und

Gattin im wirtschaftlichen Sinne zeitweilig zurückdrängte und zurückdrängen mußte, konnte sie allein auf diese Weise Entschuldigung vor sich selbst finden, wie auch Goethe sich *so* allein vor Selbstvorwürfen zu bewahren vermochte. Er wußte, was er ihr gab und war; er konnte, als er sie zum letzten Male bat, sich nicht von ihm zu wenden, mit Nachdruck hinzufügen: „Ich sage das so gut in *deinem* als in meinem Sinn." Aber die ganze Fülle dessen, was aus seinem großen Herzen, aus seinem mächtigen Geist über sie hinquoll, gab er ihr *allein*, köstlichsten Besitz, doch vergänglich mit ihr. Nun, indem er Fritz als sein „Kind" annahm, macht er ihn beides teilhaftig, des Ideellen und des Realen; und beruhigt und auf sicher gegründetem Recht kann er nehmen, was *sie* ihm gibt.

Es gibt sicher auch Realpolitiker der greifbaren Pflicht, die, wie sie das seelische Verhältnis der Frau zu Goethe mit einem sinnfälligen aber schiefen Ausdruck „geistigen Ehebruch" nennen, es höchst unentschuldbar finden, daß sie überhaupt Goethe gegeben hat, was zunächst ihres Mannes, ihrer Kinder sein sollte. Man darf bei diesen Seelenrichtern nicht auf volles Verständnis hoffen, wenn man zur Verteidigung von Charlottens „kaiserlicher Kommission" an Goethes Seele etwas von höherem Auftrag zu sagen wagt. Ein Zeitalter, das die Luft voll weiß von geheimnisvollen Kräften, die keiner ahnt, die aber von den zitternden Antennen, die sich hier und da spannen, aufgefangen und begriffen werden, sollte das Höhere, für das dies Vergängliche ein Gleichnis ist, immer-

hin begreifen können, wenn es sich auch nicht mathematisch errechnen läßt. Die Berufung auf derlei ist abgeschmackt und frevelhaft, wo irgend eine Gans ihrem Gänser nachtrachtet, große Worte bemüht werden, wo im Grund doch nur „zwei Tiere einander suchen", aber in einem Fall wie diesem, aller Welt bekannten, sollte es gestattet sein, an die Stärke und Gewalt einer solchen Forderung zu glauben. Die Probe darauf ist sehr leicht zu machen in all diesen Fällen, wo der ringende Genius sich an eine Frau klammert — fast immer an eine ältere Frau —, ob sexuell verquickt oder nicht, denn nicht jede Frau hat die Unterstützung aller Verhältnisse, die Charlotte in diesem Kampf hatte: die Berufung war echt, wenn in der Frau durch sie die Mutter erwacht. Selbst jene geistesstarke, mit abstrakter Wissenschaft genährte Geliebte Voltaires findet da Schreie des Herzens: „Ich werde mein Dasein verbringen, ihn gegen sich selbst zu verteidigen, ohne ihn retten zu können, für ihn zu zittern, seine Unvorsichtigkeiten oder seine Abwesenheit zu beklagen — ich kann nicht umhin, über mein Los zu jammern, wenn ich sehe, wie wenig ich auf ein ruhiges Dasein zu rechnen habe.

„Immerhin: es ist mein Schicksal, und sowie es ist, ist es mir noch lieber als die glücklichsten. —"

* *
*

Es gehört zum Märtyrertum dieser unbegriffenen Seele, daß man beständig bereit steht, ihr vorzuwerfen, welche Seligkeiten ihr mit dem Sich-ihr-bedingungslos-übergeben des größten Menschen ihrer Zeit geschenkt

waren. Man sieht in Goethe den Olympier, göttlich prangend oder göttlich rasend in jedem Augenblick seines Lebens, man will nichts wissen von seiner menschlichen Bedürftigkeit, seinen Zweifeln, den dunklen Stunden seiner Seele, seinen „Dumpfheiten", seinen körperlichen Zuständen. In der Phantasie der meisten ist er für sein erstes Weimarer Jahrzehnt fertig und abgestempelt, Marke Götterjüngling; Frau von Stein die Omphale, die diesen jungen Herakles listig vor ihren Wocken bindet, die Egoistin, die Fülle um Fülle nimmt, Tropfen auf Tropfen trocken berechnend zumißt, Seligkeiten ihrer triumphierenden Herrschsucht genießt, indes der geknechtete Genius im verzauberten Joch stöhnt.

Dagegen ist seltsam zu lesen, wenn sie, die Schiller so innig achtete und liebte, bei einer schweren Erkrankung Lottes schreibt: „Wie leid täte sie mir, wenn sie stürbe. Und doch würde ihr wohler sein als in der immer angespannten unnatürlichen Existenz mit einem schönen Geist."

Ein herbes Wort, aber ein gemäßigtes. Angespannte Existenz.

Alle Frauen, die dem Genius gedient haben, werden gewußt haben, was sie meint. „Die schönen Geister trocknen einem das Leben aus" — wahr, nur allzu wahr. Das furchtbare Hebbelwort vom Menschenfressertum des Genius steht aufgerichtet am Weg dieser Frauen, denen die dunkle und furchtbare Gewalt, die in dem Menschen wühlt, den sie mit zitternden Händen am Abgrund halten, das Blut und die Seele aussaugt. „Ja, es ist eine Wut gegen sein eigen Fleisch, wenn

der Unglückliche sich Luft zu machen sucht dadurch, daß er sein Liebstes beleidigt. Und wenn's nur noch in Anfällen von Laune wäre und ich mir's bewußt sein könnte; aber so bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich selbst, indem ich die Zustände der andern wie mit einem hellfressenden Feuer verzehre ... Mir kommt's entsetzlich vor, die besten Stunden des Lebens, die Augenblicke des Zusammenseins verderben zu müssen, mit Ihnen, da ich mir gern jedes Haar einzeln vom Kopf zöge, wenn ich's in eine Gefälligkeit verwandeln könnte, und dann so blind, so verstockt zu sein. Haben Sie Mitleiden mit mir. Das alles kam zu dem Zustand meiner Seele, darin es aussah wie in einem Pandämonium von unsichtbaren Geistern angefüllt, das dem Zuschauer, so bang es ihm drin würde, doch nur ein unendlich leeres Gewölbe darstellte."

Und abermals: „Mir scheint, Sie haben mir noch nicht verziehen. Ob ich Vergebung verdiene, weiß ich nicht, Mitleiden gewiß. — So geht's aber dem, der still vor sich leidet und durch Klagen weder die Seinigen ängstigen noch sich erweichen mag; wenn er endlich aus gedrängter Seele Eli, Eli lama asabtani ruft, spricht das Volk: Du hast andern geholfen, hilf dir selber, und die Besten übersetzen's falsch und glauben, er rufe den Elias."

Dann wieder: „Behalten Sie den Anteil, den ich oft leider einen Augenblick nicht fühle, an dem, was mich angeht, und helfen mir leben."

Dies ist vor jenem März. Als er dann wirklich sein

Anrecht auf ihre Seele hat, welches Ruhen in ihrer Liebe, ihrer Gegenwart, welches ängstliche Anrufen, wenn sie sich psychisch oder physisch zu entfernen scheint, wenn Krankheit ihren Geist umfangen hält, welche Verzweiflungen, wenn sein Wesen „falsch“ an das ihre „anschlägt“, über jedes leiseste Mißverstehen: „Ich will abwarten, wo es hinaus will, mein ganzes Wesen ist in seinem Innersten angegriffen. So tief deine Liebe drang und mir wohl machte, so tief hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht mich in mir selbst zusammen. Ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin ...“ Oder: „Es wird, hoff' ich, werden, noch sitz' ich da und sehe vor mich hin, es ist mir so wie eine Leerheit in meinem ganzen Wesen. O Geliebte.“ Und wieder: „Wie ein vom Blitz Gestreifter fühl' ich eine kleine Lähmung, die wird aber bald verschwinden, wenn die einzige Arzenei angewendet wird. Wenn ich noch daran zurückdenke, so graust mich's wieder ...“ Und was ist es, das ihn so verletzt? Der tiefste und eigentliche Grund ist immer der, nicht im „Augenblick des Bedürfnisses ihre Gegenwart“ haben zu können, ohne die ihm ihre „Liebe so wenig hilft wie alles andere. Der Abwesende kömmt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist“. Er will sich aussprechen, ausrasen, ausweinen, es ist eine Katastrophe, wenn sie frisiert wird und den unverhofft Kommenden nicht mit aufgelösten Haaren empfangen will.

Wenn Lenz eine Kirsche als Gruß überbringen soll, sie verliert oder — wer kann wissen? auch Genies sind genäschig — aufißt, ertönt bewegliche Klage: „Ach,

Ihre Gesandten! Liebe Frau, Lenz hat die Kirsche verwahrlost! hat mir sie nicht gegeben, mir nicht den Kern, nicht den Stiel gegeben. Mir, der ich in all dem Taumel so oft an Sie gedacht habe. — Hat mir nichts davon gesagt bis heute. —" Dieser Jammer ist allerdings der Frühzeit angehörig. Ein andermal heißt es wieder: „Ich habe Launen, so scheint's, denn ich hab' Unrecht und hab' doch Picks und weiß, daß ich Unrecht habe. Aber es scheint mir, ich soll wieder einmal fühlen, daß ich Sie sehr lieb habe, und was ich Sie gekostet habe und so weiter. Dem sei wie's wolle, ich mag und kann Sie nicht sehn."

Daß sie „eine kleine Lust ohne ihn genießt", macht ihm „einen Tag üblen Humor", oder es verdrießt ihn, von fremden Leuten hören zu müssen, daß sie nach Gotha geht: „Ich habe mich lächerlich gemacht mit der gewissen Behauptung, Sie gingen nicht. Weil ich nun nichts auf Sie haben kann, wenn ich Sie sehe, will ich mich verstecken und Sie nicht sehen und Picks haben. — Ich seh' Sie wohl auf dem Paradeplatz jetzo mit der Herzogin stehn, aber ich will doch nicht hinauf gehn," setzt er noch verstockt hinzu. Ein Lebkuchenherz muß sie Knebeln durch ihn geben lassen, weil er sonst „einige Eifersucht gehabt", sorgsam wird auch und befriedigt festgestellt, daß Knebel das kleinere bekommen. Für gewöhnlich halten die „Picks" nicht lange an, wenn auch öfter, bezeichnenderweise in der ersten Zeit, eine Art kindliche Tücke zu fühlen ist. Meist kommt er bald wieder „wie Ihre Tauben zum gewohnten Futter geflogen", wenn es auch, wenn ihm wieder einmal etwas verboten wird, mit einiger Bitterkeit heißt:

„Weil wir doch am Abgewöhnen sind, so wollen wir auch das mit aufschreiben und am Ende von Tau leben wie die Heuschrecken."

Ein Mittagessen, das sie gibt und wozu sie ihn nicht bittet, läßt ihm, wiewohl er anderweit eingeladen ist, alles von der „ominosen und schlimmsten Seite" erscheinen ... „Adieu — wenn ich den dunklen Vorstellungen recht ihre Gewalt lasse, komme ich auch nach Tische nicht auf die Bahn" ... Doch tags darauf werden „nach ein Uhr" durch Verzehrung von „zwei gebratenen Feldhühnern" „Friede und Eintracht" wieder besiegelt. Wird er hingegen in größerer Gesellschaft geladen, so heißt es auch wieder: „Lassen Sie mich immer ausreiten, Sie wissen, daß ich unter wenigen selten was nutz bin, geschweige unter vielen", er wird krank, wenn sie sich herausnimmt, krank zu sein: „Wie kann ich leben, wenn du krank bist!" „Es ist nicht mehr Anteil, wenn du krank bist — ich bin selbst krank."

Welche Liebe — —

Und welche Last. Schwere Last, mit einer zarten Gesundheit, unter schweren Sorgen und Pflichten dreizehn Jahre mit jedem neuen Tag neu gehoben, getragen, weiter g e s ch l e p p t zu Zeiten — —

Wenn auch ihre wunden Füße auf Rosenblättern gehen, eine „Liebe und Leidenschaft ohne gleichen" sie einhüllt, sie hebt und trägt — eine schwere Last. Und wie schön getragen.

* *
*

Unbeschäftigte Frauen denken sich ein solches Los erhaben und überirdisch; das ist es nur in seltenen

Momenten, und sonst harte Arbeit in Glut und Staub der Erde. Alle Führerinnen der Geniusgeschlagenen gehen unter Märtyrerkronen. Die Nachwelt sieht nur ihren Schein, nur den göttergleichen Gefährten, wer nimmt sich die Mühe zu denken, was Gegenwart war. Schiller ist schon berühmt, und im übrigen sehnsuchtsvoller Hungerleider nach dem Unerreichbaren, von grotesker Erscheinung, als die Kalb sich seiner annimmt; Hebbel ein zynischer Egoist, und doch ahnt Elise den höheren Menschen in ihm; Wagner ist ein aufgeregter, sächselnder kleiner Spießbürger, dieweil schon der Tristan in ihm lebt und das ahnende Herz der Frau den Zukünftigen fühlt.

Auch Goethe war in Weimar nicht mehr der hinreißend Jünglinghafte der Frankfurter Zeit, der im grauen Biberfrack mit braunseidenem Halstuch „in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnend", „wie ein Bote durch Täler, Höhen, Wälder und Gefild, seltsame Hymnen leidenschaftlich vor sich hinsingend, zwischen Darmstadt und Frankfurt wandert", oder der „in herrlicher Bewegung auf dem bedeckenden Kristall des Mains über die weiten funkelnden überfrorenen Wiesen gleitet", der Mutter den Pelz abschmeichelt, der „purpurfarb", mit Zobel verbrämt, mit Gold geschnürt „zu der braunen Pelzmütze nicht übel kleidet". „Er schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Göttersohn auf dem Eis — Bettina, wenn du ihn gesehen hättest! So was Schönes gibt's nicht mehr; ich klatsche in die Hände vor Lust. Mein Lebtag seh' ich ihn noch, wie er den einen Brücken-

bogen hinaus und den andern wieder hereinlief und wie der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug — —“

Das war der Dichter des Werther, mit seinem schwarzen Augenpaar, zaubernden Augen mit Götterblicken, der angebetete, aufgesuchte, verhätschelte und verwöhnte Liebling der Götter, dem Schwestertreue beim Götz mit „Geist und Gemüt“ hilft, ihn „versteht und seine Grillen trägt“ und dem die Mutter jedes Steinchen aus dem Wege räumt. So kommt er nach Weimar, so sieht er sie in der bescheidenen und echten Würde ihrer Erscheinung, wie die Kalb sie schildert: der weißtaffetene Reifrock mit den breiten Blondenvolants der Zeit, die Schnebbentaille mit dem viereckigen Ausschnitt, das braune Haar hochgenommen und mit dem modischen Spitzenaufbau, den eine dunkle Rose rafft, gekrönt, die seidenen Schuhe von der Farbe der Rose — „und so gedenk' ich noch, wie wir alle uns rosenrote Schuhe machen ließen, weil sie ihr so wohl gekleidet . . .“

Indessen war Weimar nicht Frankfurt. Soviel natürliche Hoheit in Goethes Wesen zuzeiten gelegen haben wird, so wenig lag ihm gesellschaftliche Eleganz. Das Haus der Eltern gehört, trotz der hohen Stellung des Großvaters Textor, nicht zur ersten Gesellschaft, erst die Kinder bringen einen Kreis zusammen. Zuvor lebt man abgesondert, der Zuschnitt ist gutbürgerlich, man war nicht vom Patriziat. Man merkt den Unterschied, wenn man an das Widerstreben der Eltern gegen die „Staatsdame“ Lili denkt; die Verhältnisse, aus denen sie kam, waren ihnen zu groß; schon in

jenem Kreis spielt Goethe nicht die Figur der beherrschenden Persönlichkeit. Im Gegenteil.

Die „arme Kunst, sich künstlich zu betragen" hatte ihm „ein Gott versagt"; wie er sie zu ersetzen vermöge, war ihm ein Gegenstand manchen Nachdenkens. Je geistiger und vom Geistigen beherrschter ein Mensch ist, desto weniger Kraft und Zeit wird er für die Erlernung der Äußerlichkeiten übrig haben — „bei seinen tausend Gedanken zum Kind herabgesetzt" — daher das Unersetzliche der „guten Kinderstube", der in Fleisch und Blut übergegangenen guten Haltung. Des Vaters Wesen gab den Kindern zuviel Zwang, das der Mutter zuviel Freiheit, der Erwachsene fuhr in den bequemen und modischen Kittel der Genialischen, der so ziemlich alles erlaubte. Wir wissen aus zahlreichen zeitgenössischen Briefen, daß er „bei jeder Störung mit den Zähnen zu knirschen, mit den Füßen zu stampfen liebte", bei freudigen Überraschungen „sehr laut wie ein Hahn zu krähen" pflegte, mit „Wettern, Fluchen, Türenschlagen, Schimpfen und Toben" seinen Gefühlen Luft machte — Anna Amalia schreibt der Frau Rat auf die Bemerkung, daß „Doktor Wolf nach seiner sonst löblichen Gewohnheit" bei einer bestimmten Nachricht „mit den Zähnen knirschen" werde, er täte es nicht mehr, weil ihn „das Hofleben gar gesittet gemacht". Karl von Lyncker berichtet, welches Erstaunen es erregt habe, daß Goethe kein richtiges „Compliment" zu machen verstand, sondern bei Hofe mit einem leichten Kopfnicken auszukommen suchte; noch zehn Jahre später erzählt der Dichter selbst, eine fremde Dame habe erklärt, er sei jetzt nicht nur

présentable, was er früher nicht gewesen, sondern sogar aimable.

Kleinlichkeiten, Erbärmlichkeiten und Äußerlichkeiten — aber für den, der inmitten einer Atmosphäre von Äußerlichkeiten leben muß, ungefähr das, was die Ruder für einen im Kahn auf unruhigem Wasser Fahrenden: das Unentbehrliche. Die Stolbergs, der Herzog hatten auch die kraftgenialischen Allüren, aber sie wußten sie im rechten Augenblick fallen zu lassen und standen dann „mit Degen und Hofkleid" da. Goethe, je kindhafter, je erhöhter über dem Alltag er war, je mehr ihm jenes fast allen genialen Menschen eigene gelegentliche Betroffensein und Sich-schwer-zurechtfinden anhaftete, das Schopenhauer für ein Anzeichen edelgeborner Naturen hält, desto mehr mußte er fühlen, wie erbärmlich und wie wichtig zugleich diese vernachlässigten Dinge waren, desto unwilliger auch die schweigende Kritik empfinden, die dem Auftreten und Sichgeben des bürgerlichen Eindringlings folgte. Der Weimarer Goethe, so leuchtend in bestimmten Augenblicken der höhere Mensch in ihm in Erscheinung getreten sein wird, so bezaubernd er in Stunden der Stimmung und des Glücks gewesen sein mag, unter dem Druck der ersten Weimarer Jahre ist er alles andere, da ist er „elend, genagt, gedrückt, verstümmelt — wie Sie wollen". Die Stein verstand ihn; ohne daß er ihr d e n Grund angibt, schreibt sie: „Gewiß sind dies seine Neigungen nicht, aber eine Weile muß er's so treiben, um den Herzog zu gewinnen und dann Gutes zu stiften, s o d e n k' i c h d a v o n." Sie spricht vorher von seinem „wilden Wesen", von dem

sie wünscht, daß er es ablegen möge, „darum ihn die Leut hier so schief beurteilen“, daß „im Grund zwar nichts ist, als daß er jagt, scharf reitet, mit der großen Peitsche klatscht, alles in Gesellschaft des Herzogs“. Darauf folgt dann die Klage über „sein beständiges Pasquillieren und unanständiges Betragen mit Fluchen und pöbelhaften niedern Ausdrücken“, das gleichwohl auf „sein moralisches, sobald es aufs Handeln ankommt, keinen Einfluß“ haben werde. Es ist also kaum aufrecht zu erhalten, daß die herrschsüchtige und eitle Stallmeisterin diesen „Göttersohn“ als besonderes Renommierpferd vor ihren Triumphwagen hat spannen wollen, — das, womit eine Frau ihrer Art an einem Verehrer wohl hätte renommieren können, wenn sie das mochte, besaß er wohl gerüttelt und geschüttelt, aber es war den Augen des „großen Haufens“ verborgen, sie wird im Gegenteil manche Bemerkung über diesen Doktor Goethe haben überhören müssen. Schon im zweiten Jahr muß er ihr feierlich „das unüberwindliche Gelüst, mich zu schelten“, „gewähren“, schon vorher bekennt er: „Solang ich im Druck lebte, solang niemand für das, was in mir auf- und abstieg, einig Gefühl hatte, vielmehr, wie's geschieht, die Menschen erst mich nicht achteten, dann wegen einiger widerrennender Sonderbarkeiten scheel ansahen, hatte ich mit aller Lauterkeit meines Herzens eine Menge falscher, schiefer Prätensionen — jetzt ist's kurios, besonders die Tage her in der freiwilligen Entäußerung, was da für Lieblichkeit, für Glück drinne steckt ...“ und wiederholt kehrt das Bild wieder, ihm sei wie einem Vogel, ins Wasser geworfen, den die

Fische ringsum mit neugierigen Augen ansehen und dem die Götter im Augenblick des „Ersaufens“ statt der Federn Kiemen und Flossen wachsen lassen, ... wiederholt auch, daß „die Stein mich wie ein Korkwams über dem Wasser hält“.

— — — — — — — — — — — — — —

Dazu kommt das unendliche Heer der Nervenleiden, die diesen sensitiven Organismus, von dessen „herrlicher Gesundheit“ man immer fabeln hört, in Zähnen, Kopf und Magen quälen; der Hang, den er mit Friedrich dem Großen, Luther, Bismarck und andern ungeheure Probleme wälzenden Menschen teilt, bei gutem Essen des Guten zuviel zu tun — einmal bittet er sie ausdrücklich, acht zu geben, daß er nicht zu viel ißt, nach großen Diners ist er fast regelmäßig krank —, die unendlichen Erkältungen, die er der „Nebelluft“ des feuchten Tals, des nassen Thüringer Winters dankt. „Ich bin der dezidierteste Barometer, der existiert, — die Witterung hat den immediatsten Einfluß auf mich — das Wetter hält uns alle gefangen mit Katarrhen, Zahnweh und Unbehaglichkeit“ — von dem „Geschwürchen“, das Engelhardt geöffnet hat und hinter dem sich ein Weisheitszahn ankündigt, ist breit und lang die Rede, daß er „eingenommen“ hat und daher erst dann oder dann kommen kann — dies besonders häufig —, von „Zahnfluß“ und „dicken Backen“, oder daß „allerlei im Körper steckt, das nicht weiß, wohin es sich resolvieren soll“, daß er „durch deine Vorsorge“ zwar bald eingeschlafen, aber doch „etlichmal durch den Schmerz aufgeweckt“ sei. „Heut früh hat sich's in den Rücken gezogen, ich will sehen, was der

Trank tut" — daß er seine „Glieder in Stern geschleppt", ein Mittel gegen die wunde Lippe bedürfe, daß er „große Picks auf sie gehabt", daß „das trübe Wetter ihm allen Rauch in die Stube druckt und er gar übel dran", oder er dankt, daß sie „sich seiner Augen angenommen", und zwei Tage später sind die Augen leidlich, der Zug aber in den Schenkeln und Seiten fatal, der Wind gar leidig, und zudem hat er aufstehend „allerlei Affereien im Kopf gehabt", der Regen macht ihn toll und so weiter.

Ebensowenig macht er ein Hehl aus seinen Liebeszuständen. — Corona: „Ach, wenn mir doch Gott wollte solch Weib bescheren, daß ich Euch könnte in Frieden lassen, — doch sieht sie dir nicht ähnlich genug. Wenn die nur ein halb Jahr sollte um Sie sein, beste Frau, was sollte aus der werden!" Aber auch die gröberen, Christel von Artern, von der sein „dumpfer, düstrer Sinn und schweres Blut" wieder „gut" werden, mit all ihren Rundungen: „Ich bin so schwach, ich bin so stark, mir ist so wohl, so weh!" — Charlotte hört es sich an, weil er „einmal die Schwachheit für die Weiber haben muß", sie zuckt nicht einmal bei den Deutlichkeiten des Johann Secundus-Gedichts von der „Holden, die in voller ringsumfangender Liebe mehr möcht' haben von mir und möchte mich Ganzen ganz erküssen —" sie sieht nachsichtig weg über die „liederliche Wirtschaft" mit den Stützerbacher „Bauernmädels", bis das Schicksal selbst eingreift mit Hilfe eines der berühmten „dicken Backen", so daß er „sitzen muß und warme Kräutermilch im Mund haben und kann nicht auf Misels ausgehen und wird ein verfluchter Streich

sein, wenn ich mit verzogenem Gesicht soll die Mädels belügen". Sie hat die Weisheit der Natur, schweigt und wartet auf ihre Stunde, läßt die Kinderkrankheit austoben, sie weiß, „meine kleinen Leidenschaften, Zeitvertreibe, Miseleien hängen sich nur so an dem Faden der Liebe zu Ihnen an, der mich durch mein jetzig Leben durchziehen hilft", sie läßt geschehen, was sie nicht ändern kann, — aber in dem Augenblick, wie der große Ekel kommt, der dégout, der moralische Kater, wird sie zufassen — fest und ruhig —.

Es ist nichts, was er ihr nicht sagen und schreiben dürfte, „eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit geworden", „vom Höchsten bis zum Tiefsten, hier send' ich eine Hymne und einen Schweinestall". Und wenn er von all den allzumenschlichen Menschlichkeiten berichtet, für die „die Medizin als Schlotfeger dienen" soll, so steht nicht weit davon, wie er, den Geist voll von Iphigenie, „ein Quatro neben in der grünen Stube" sitzt und die fernen Gestalten leise herüber ruft und seine Seele sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten löst.

Über alles wird berichtet, Trost begehrt, Mittel erbeten: „Ich habe nur zwei Götter, dich und den Schlaf, Ihr heilet alles an mir, was zu heilen ist, und seid die wechselsweisen Mittel gegen die bösen Geister", bekennt er einmal; „mein lieber Schutzgeist!" wird sie angerufen ... „Ein liebender Freund oder Freundin sind mehr Schutzgeist, als sie selbst es wissen", sagt sie später einmal; bald scheltend, bald lächelnd führt sie ihn ein Stückchen weiter, bald „gütig zuredend"

für die Arbeit am Tasso, bald beichtehörend, wie er gestern wieder „unmenschlich grob“ gewesen, bald ihn auf die Erde zurückrufend — „daß ich halb unklug vom Zeichnen und aller möglichen Nachahmung der Natur sei, wird Frau von Stein sagen“, schreibt er noch aus Italien an den Herzog — bald seine überfliegenden Phantasien mit der gewissen trockenen Schelmerei, die ihr gelegentlich zu Gebote stand, abdämpfend. Bei der Brockenfahrt preist er die unsäglichen Vorteile, die ihm das Stück Papier, in die sie „die Zwiebacke eingewickelt“, gewährt habe, und fährt dann plötzlich fort: „Es kann nicht fehlen, daß Sie hier nicht lachen und sagen: Schließlich wird's also den Weg alles Papiers gehen!“ Jegliche mütterliche Fürsorge ist ihm geworden, wie ihr jede ritterliche von ihm, er war damals schwächlich, er spricht von seiner „schwanken Figur“, von einem „Monster von dickem Backen ganz wider allen Sinn meiner d ü r r e n C o n s t i t u t i o n“ — in Sesenheim fand man, er sei „jünger geworden“, also schmächtiger, schmäler, dabei sicher auch seelisch verändert.

Also Eitelkeit auf den stattlichen Anbeter wird man ihr nicht zum Vorwurf machen, wenn man das Verhältnis einmal spießbürgerlich beurteilen will; er bittet sie selbst, „diese Rose von einem B ä r e n anzunehmen; gehört er nicht unter die feinen, gehört er doch unter die treuen Tiere“.

* * *

Bleibt noch das mangelnde Interesse an Goethes Produktion, das ihr von denen am erbittertsten vor-

geworfen wird, die von Christianens beseelendem Anteil an Goethes Werk Märchen erzählen. Daß Goethe mit Christiane in eifriger Mitteilung über den Fortgang seiner Arbeiten blieb und daß sie diesem Fortgang hohes Interesse entgegenbrachte, ist nicht zu leugnen, die tieferen Gründe dafür sollen am gegebenen Ort keineswegs unterschlagen werden. Auch Frau von Stein wird immer nur kurz über den Fortgang der Dichtungen auf dem Laufenden gehalten, aber hier ist ein Unterschied: diese Zettelchen schickte er über die Straße, er arbeitete sozusagen unter ihren Augen, „nur die liebe freie Luft zwischen Ihnen und mir", in der nächsten Stunde schon sprach er sie, denn alle freie Zeit war er bei ihr. Warum also in den Pausen erhabenster schöpferischer Tätigkeit diese Tätigkeit analysieren?

Unter Einem Dach mit Christiane aber konnte er nicht arbeiten, er floh dann nach Jena, es heißt: „du weißt, daß ich zu Haus keine Sammlung für meine schwere Arbeit finden kann" und so weiter. Mit ihr konnte er nicht über sein Schaffen sprechen, ihr nicht lesen, was ihm geworden war, dennoch nur knappste Angaben: „Ich bin am Götz, und wenn ich noch vierzehn Tage fortfahre, so kann ich damit zu Stande kommen", oder „Meine Arbeiten gehen gut von Statten", oder „Ich habe zwar manches gearbeitet, nur gerade das nicht, was ich wünschte" und so weiter.

Was ist dies gegen die wenigen und vorbereitenden Worte, die ihm der Stein gegenüber in die Feder kommen, Worte, über die Straße gerufen — das Wesentliche wird man in Ruhe nachher sagen — und

doch aus welcher Herzenstiefe herauf! „Ihr Geist ist bei mir und hilft mir schaffen, hilft mir Ihre Liebe verdienen.“ „Vor Monaten war mir die nächste (Tasso-) Szene unmöglich, wie leicht wird sie mir jetzt aus dem Herzen fließen. Merken Sie aber nicht, wie die Liebe für Ihren Dichter sorgt?“ „Da Sie sich alles zueignen wollen, was Tasso sagt, so hab ich heut schon soviel an Sie geschrieben, daß ich nicht weiter und nicht drüber kann.“ „Ich habe gleich am Tasso schreibend dich angebetet. Meine ganze Seele ist bei dir.“ „Diesen Morgen ward's mir so wohl, daß mich ein Regen zum Tasso weckte. Als Anrufung an dich ist gewiß gut, was ich geschrieben habe.“ „Heut haben mich die Geister an mein neues Stück geführt, die zweite Szene wird heut wohl fertig.“ „Die ewigen Stoppeln (auf einer Wagenfahrt) machten Fritzen Langeweile, indessen ich“ (wie ganz Goethisch!) „an einigen Gedichten sinnend mich ergötzte, die ich in das Tiefurter Journal schicke, von da aus sie erst meiner Besten die Cour machen sollen.“ Er hat einen neuen Roman über das Weltall durchgedacht und wünscht, daß er ihn ihr diktieren könne, oder er schickt die italienische Übersetzung des Werther: „Wir wollen die Briefe zusammen durchgehen.“ „Herders ‚Gespräche über die Seelenwanderung‘ sind sehr schön und werden dich freuen, denn es sind d e i n e H o f f n u n g e n u n d G e s i n n u n g e n“ — sie hat also auch auf Herder gewirkt und nicht etwa ihm jene öfter von ihr geäußerten Auffassungen nachgebetet — oder er geht „in den schönen Mondschein hinaus und fand dein liebliches

Wort, wofür ich dir danke. Psyche war nicht stumm, du Liebe!“ (Wahrscheinlich war ihr Briefchen mit der Psyche-Gemme, die er ihr geschenkt, gesiegelt.) „Mein Mieding ist fertig, ich hoffe ihn dir vorzulesen“, „nun will ich über den Egmont und hoff' ihn endlich zu zwingen“. „Nachdem ich heute früh das dritte Buch meines Wilhelm glücklich beschlossen, grüße ich dich, meine Liebe, mit der Versicherung, daß meine größte Freude dabei ist, es dir vorzulesen und deinen Beifall zu haben“ —. Die Reihe ließe sich ins Unendliche fortsetzen. Man hat behauptet, ihre Antworten auf diese Mitteilungen müßten völlig leer von eigenen Ideen gewesen sein, sonst würden sich neue Anknüpfungen finden. Wozu soll sie denn Abhandlungen schreiben? Sie wußte ja zunächst nichts Näheres, er las in beseligender Gegenwart von ihren Lippen, was sie dachte und empfand — wozu die literarische Korrespondenz? Bei Schiller ist es ein anderes: Schiller war Fachmann, von ihm erwartete Goethe Kunsturteile des gleichstrebenden Freundes. Von der Geliebten nicht.

Und wer darf sagen, daß Briefe inhaltlos wären, von deren lieblichem Wort Goethe mit so viel Herzenswärme ruft: „Psyche war nicht stumm, du Liebe!“ oder auf die als Antwort ein „Zettelgen“ kommt: „Dieses zum Dank für Ihren Brief und statt alles andern, was ich von heut zu sagen hätte.“ Daneben liegt das Gedicht:

„Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein ...“

— — — — — — — — — — — — — —

Ein andermal heißt es, ihr Wort sei „immer lindernder als Cremor Tartari“ (sehr ernst gemeint und in seiner leichten Abgeschmacktheit seltsam Kleists Gedicht: „Du bist mir die Kamille“ verwandt), oder er findet sich „gedemütigt“ durch eine Antwort über eine Ansicht von sich selbst, dennoch ist ihr „Plagen“ ein „Sommerregen der Liebe“. Als er einmal im Schreiben ‚Herz‘ und ‚Witz‘ verwechselt, wird unten angemerkt: „Sie haben hier wieder ein weites Feld, mich zu necken, daß ich in den Fall komme, Herz in Witz zu korrigieren“, sie soll „viel“ schreiben, auf einige besonders liebe Zeilen hin heißt es: „So ein süßes Gericht hofft' ich mir nicht zum Desert.“ Er rühmt „den Glanz von Liebe und Treue“, den ihre Briefe haben, und wie er durch sie ihr „Herz so sacht und schön geöffnet sehe“. Aber selbst wenn ihr nicht, oder doch vielleicht nur selten gegeben war, ihr Tiefstes — wir sehen es aus ihren eigenen dichterischen Versuchen — schön auszudrücken: sind die Cordelien, die „ihr Herz nicht auf die Lippe heben“ können, die wertlosesten unter dem allzu beredten Geschlecht? Zudem wie unbedacht. Bei Goethes so unendlich zartnerviger seelischer Struktur, bei der „nur ein Laut, nur ein Hauch, der nicht stimmend von dir zu mir herüber kommt, die ganze Atmosphäre um mich verändert“, konnte jeder Widerspruch, jede Kritik am Werdenden verhängnisvoll werden. Welche Zugeschlossenheit vor dem zarten und geheimnisvollen Wachstum dichterischen Lebens, anzunehmen, Goethe hätte einer klug-redenden Freundin bedurft, die mit der sengenden Flamme des Verstandes, wie Hebbel

einmal ähnlich sagt, die zarten, kühlen, betauten, in einander geschmiegten Blätter einer knospenden Lilie bestarrt. Welcher Unsinn auch, „treiben“ zu wollen. Den Entschluß zum Werk, zum Beginn mag man dem Zögernden und unwillkürlich Zurückziehenden erleichtern, w a ch s e n kann nichts unter eiserndem Antrieb. Handwerkerarbeit wird so getan, nicht Lebendiges und Fortwirkendes gezeugt.

Und wie unendlich ihr Bemühen, mit Goethe geistig zu leben, ihm Freund und Gefährte zu sein! Sie zeichnen zusammen, sie lesen zusammen, ihr teilt er als erster seine große Entdeckung des Zwischenkiefers mit: „ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen“, und sie schreibt dann an Knebel, Goethe „grüble gar denkreich in naturwissenschaftlichen Dingen, alles, was durch seine Vorstellung gegangen, werde äußerst interessant, wie es sogar die gehässigen Knochen und das Steinreich geworden“. Mit ihm betrachtet sie die Sterne, ihr weist er seine Präparate, sie hat „unendliche Freude“, die Infusions-Tierchen durch das Mikroskop zu sehen, eine Freude, die mit anzusehen wieder ihn erfreut, er „seziert Kokosnüsse“, um seine Auffassung zu befestigen, es wird sie vergnügen, schreibt er, zu hören, daß eins zum andern stimmt. Und dann diese Abende am Kamin, wo der Kessel auf dem Tischchen mit den blauen Fliesen summt, sie „zusammen in ferne Länder“ gehen, oder „wieder reisen und die vulkanischen Gebirge besuchen“, den geliebten Spinoza auch zur Abwechselung auf lateinisch lesen „weil alles viel deutlicher und schöner ist“ — das heißt er

übersetzt, Charlotte konnte kein Latein, und auch das stimmt schön zu ihrem Wesen. Für den allgemeinen damaligen Bildungszustand war Latein für eine Frau schon Gelehrsamkeit, und „ein Weib soll ihre Weiblichkeit nicht ausziehen wollen", — so ist sie nicht gelehrt, aber unterrichtet und aufnahme- und verarbeitungsfähig; ihr Schülertum auf diesen Gebieten gibt Goethen in dem doch mannigfach verschobenen Verhältnis jene kleine männliche Genugtuung ihr gegenüber, die so hübsch und menschlich ist, bewahrt sie davor, als die ewige Gouvernante zu erscheinen; die Bescheidenheit und Anmut, mit der sie lernt und ihrer Lücken bewußt mitarbeitet, gibt ihr die süße Schelmerei, die jede Überheblichkeit entfernt, das Kindliche, das alle Frauen haben, die Goethe geliebt hat, von Friederike und Lili bis zu Charlotte Buff und Minchen und Ulrike, — ja auch in Christianen war das Kindhafte ihr höchster Zauber so gut wie an Mariannen, — und von dem die intellektuelle Frau so leicht sich entfernt, das sie so schwer sich bewahrt:

„Wo du auch bist, sei alles immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich" —

was natürlich mit jenem geziert kindlichen Wesen, in dem frühere Frauen sich zuweilen gefielen, nichts zu schaffen hat.

Man hat, aus sehr falschen Prämissen heraus, gesagt, sie habe ohne zulängliches Gefühl für seine einzige Größe vor ihm gestanden, sonst hätte sie „einen ehrlich bescheideneren Ton" gefunden. Sie hätte kein Gefühl für seine Größe gehabt? Er, der ihr der Einzige

war? „Der Einzige, Lida, den du lieben kannst?“ Und sodann — was war ihr schließlich der Dichter? Er empfing sein Werk von höherer Gewalt, er stand entrückt über Menschenhände. Was ihrer bedurfte, war der Mensch, dem sie „leben“ half, die Seele, die ihren Beistand suchte, „um Anteil sie anfleht“, jenes Herrlichste, dem fremd und fremder Stoff sich andrängt. Was soll da müßiges Verhimmeln? „Die den reinsten meiner Triebe mir noch reiner widergibt —“ dies sollte genügen. „Ohne dich habe ich selbst an meinen Lieblingsideen keine Freude.“ — „Wir lesen diesen Abend in denen Geheimnissen fort, die mit deinem Gemüt soviel Verwandtschaft haben.“ — „An Wilhelm ist noch nichts geschrieben, aber korrigiert habe ich in dem fertigen. Mit großer Sorgfalt habe ich es durchgegangen und finde doch, daß man es noch besser machen könnte. Will's Gott sollen die folgenden Bücher von meinen Studien zeugen.“ — „Ich ließ den ganzen Detail in mir entstehen und fing zuletzt so bitterlich zu weinen an, daß ich eben zeitig genug nach Gotha kam ... (Unterwegs auf dem Ritt von Kochberg über Erfurt nach Gotha.) ... Zwischen so einer Stunde, wo die Dinge so lebendig in mir werden, und meinem Zustand in diesem Augenblick, wo ich jetzt schreibe, ist ein Unterschied wie Traum und Wachen ...“ Und diese inneren Erlebnisse, keusch bewahrt wie jenes höchste der Brockenfahrt — „wär's nicht an Sie, so wär's gewiß Sünde, davon zu schreiben“ — jahraus, jahrein an eine Frau geschrieben, die ihm mit nichtssagenden Bemerkungen geantwortet hätte, ihm mit Unbescheidenheit, dem

Brandmal niederer Naturen, gegenüber gestanden? Er, der Sensitivste, der Empfindungszarteste, den schon „ein Hauch, ein Laut, der nicht rein von dir zu mir kommt, verstimmt“, dem nichts furchtbarer, als „wenn mein Wesen falsch an das deine anschlägt“?

Ob sie nun Englisch lernen, Astronomie treiben, Abhandlungen über das griechische Epigramm, Herders „Ideen“, die „Natural history of the human teeth“ von Hunter oder wiederum die Ethik „unseres Heiligen“ studieren, ob er ihr zu einem andern „metaphysischen Leibgericht“ verhilft, ob sie zeichnen oder Kupfer betrachten oder den „Hamlet durchgehen“, damit ihm die Freude bevorsteht, ihr „auszulegen, was du lange besser weißt“, Botanika traktieren in Belvedere, oder er sie mit Herders „auf mikroskopische Betrachtungen“ einlädt, oder er ihr seinen „großen Verdruß“ über den Theateralmanach klagt — immer und zu allen Zeiten welche Hingabe, welcher Anteil, welches geöffnete Herz in der über Vierzigjährigen, „sitzend still zu seinen Füßen“, wie er später von Marianne-Suleika sagt ... Ich glaube nicht, daß eine Frau, in der Herrschsucht war, so kindlich, so rührend aufgeschlossen lernt.

„Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und Brutus ist ein ehrenwerter Mann.“

Es ist nämlich Zeit, zu den Anklagen der männlichen und weiblichen Brutusse zu kommen, die gerade auf diesem Gebiet die sonderbarsten Vorwürfe erheben und unterschiedliche Schandtaten Frau von Steins vorbringen, um zu beweisen, daß sie unfähig war, Goethe zu verstehen, ihn nie verstanden hat und nur Sinn für das Platte hatte.

Daß sie nicht vom künstlerischen sondern vom ethischen Standpunkt aus urteilt, ist nicht zu leugnen, daß aber tiefstes Empfinden für wahre Schönheit, Intuition, zartestes Gefühl für das Dichterische in ihr war, wer kann das nach all jenen Briefstellen Goethes leugnen? Unter dem segnenden Blick ihrer Augen entsteht das Heiligste und Schönste, was Goethe geschaffen hat, unzählige Mal ist die Iphigenie, ist der Tasso, „sein geliebtes dramatisches Ebenbild", ist der Wilhelm Meister zwischen ihren Häusern hin und her gewandert; trotzdem hat einer ihrer Richter die Stirn, zu behaupten, ihr eigentlicher Klassiker sei Kotzebue gewesen! Weil sie die Anmaßung hat, Tasso und Iphigenie für etwas Höheres zu halten als die Römischen Elegien, die Venezianischen Epigramme und den Groß-Cophta, behauptet man, ihre „frühere Teilnahme an seiner Dichtung, an großer Dichtung überhaupt, sei nur Schein gewesen".

Ihre Untaten hinsichtlich Kotzebues sind einige ahnungslose Briefstellen: „Ich habe leider den Geschmack des Publikums, also den gemeinen, d e n n ich kann die Kotzebueschen Stücke nicht so übel finden", schreibt sie einmal halb entschuldigend an Fritz. Bei allem selbstverständlichen Unwert seiner Stücke wird den Kotzebueschen Dramen immerhin doch Frische und Beobachtungsvermögen nachgerühmt, sie beherrschten die Bühne. Man kann nicht immer große Kunst ertragen, man braucht zuweilen eine harmlose Zerstreuung, es gibt Menschen von sehr hohem geistigen Rang, die gelegentlich eine Eisenbahnfahrt in öder Gegend mit einem „Schmöker" totschlagen und sich

damit ganz nett unterhalten. Wenn sie etwas „so übel nicht findet“ — vielleicht im Widerspruch gegen die Weimarer „Schöngeister“, die gern zu den Diners des Herrn von Kotzebue gingen und nachher schimpften, — erhöht sie den Autor zu „ihrem Klassiker“? Über eines seiner Stücke, „Pachter Feldkümmel“, ärgert sie sich wegen seiner „Plattheit“, sonst wird selten eins seiner Stücke genannt, außer einem allgemeinen findet sich weder günstiges Urteil noch Erwähnung. Wenn sie ferner „Die beiden Klingsberg“ „ein Stück zum totlachen“ nennt, so hat die Zeit ihr Recht gegeben, es ist eins der wenigen Kotzebueschen Stücke, die noch heute gegeben und anerkannt werden; die allgemeine Abneigung gegen die Schlegels ist der Grund, daß sie bedauert, Kotzebues „Hyperboreischen Esel“, eine Persiflage der romantischen Brüder, nicht aufgeführt zu sehen; übrigens hat sie auch sein Buch „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“ mit großem Anteil gelesen; er selbst war ihr nicht sympathisch, er erschien ihr „leichtsinnig und unzuverlässig“, doch nahm sie Interesse an ihm, weil seine Mutter, die alte Staatsrätin Kotzebue, eine intime Freundin der ihrigen war; von seinen „Hussiten“ sagt sie, sie hätten sie „nicht angezogen“, sie sah sie mit ihrem Fritz in Breslau, und wieder einmal bemerkt sie mit Bezug auf Chörilos, der an Ohrfeigen wegen seiner schlechten Verse gestorben sei: „so wird's Kotzebue endlich auch gehen“, sein „Don Ranudo“ „langweilt“ sie. Das letzte Mal, das sie von Kotzebue als Autor spricht, ist im Jahre 1812, sie erwähnt damals, seine „Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel“

und bemerkt dazu: „Kotzebues Reisen nach Italien sind sehr unterhaltend. Alle so oft wiederholte italienische Reisebeschreibungen haben mich ennuyiert, diese aber nicht.“ Der betreffende Autor vermerkt das als Ausspielen Kotzebues gegen Goethe, als ob sie dieser Reise aus Livland gegenüber Goethes „Italienische Reise“ hätte herabsetzen wollen. Die erstere erschien 1805, Goethes 1816, sie müßte also bei „alle so oft wiederholte“ an die Privatbriefe Goethes aus Italien gedacht, die sie damals noch besaß, und sie mit den zahlreichen langweiligen Reisewerken der Zeit in eine Reihe gestellt haben. Der gleiche Autor vermerkt des weiteren: diese Vorliebe leite sich von den Anekdötchen und Zötchen her, die der angenehme Schwerenöter Kotzebue einstreue. Es wäre interessant zu erfahren, auf welche Überlieferungen oder psychologische Feststellungen sich dies Urteil gründet; einstweilen will ich lieber Goethes Urteil vertrauen: „Ich wollte, Sie könnten an Platitüden so eine Freude haben wie ich.“

Im übrigen hat Goethe es bekanntlich nicht für unter seiner Würde gehalten, Kotzebuesche Werke für die Bühne einzurichten.

Daß sie nach dem Bruch mit besonderer Angst darauf warten mußte, ob Goethes Dichtung das bleiben werde, was sie war, ist bei der Stellung zu seinem Schaffen, die sie bisher hatte, und bei ihrer Auffassung selbstverständlich. Da sie glaubte, daß „gewisse notwendige Gesetze in der moralischen Natur so gut als in der psychischen mit denen Dingen verknüpft sind“, so konnte sie nicht wohl an eine Höher-

entwicklung — die wohl kaum denkbar war, denn konnte er die Konzeptionen jener Jahre übertreffen? — man muß lieber sagen: an ein Erhalten auf seinem erhabenen Niveau nicht glauben. Es mußte ihr sogar eine Art schmerzvoller Genugtuung gewähren, daß sie darin Recht behielt. Wie edel und gelassen unterdrückt sie aber jede derartige Äußerung.

Von den ersten Früchten der neuen Epoche, den Elegien, hörte sie zunächst nur, der Herzog habe widerraten, sie drucken zu lassen, und da zu den Fehlern des gnädigsten Herrn zu keiner Zeit eine „pedantische Sittlichkeit", wie sie es nennt, gehörte, so gab diese Tatsache schon seltsamen Schlüssen im Publikum Raum. Endlich erscheinen sie in den Horen, Schillers Frau will Charlottens Urteil hören. Sie weicht aus, ihr Urteil sei zu unbedeutend, sie habe für diese Art Gedichte keinen Sinn. Sie hätte in der Tat ihre Vergangenheit und Gegenwart, ihr Leben und ihre Anschauung der Welt verleugnen müssen, wenn sie Sympathie für die beglückte Schilderung handgreiflicher Liebesfreuden und den Lobpreis der kupplerischen Göttin Gelegenheit des Vierzigjährigen, der als Dreißiger ein Befreiter von niederer Erotik gewesen, hätte empfinden können. Die Schönheit erkennt sie — „sie thun mir aber nicht wohl". Kann sie sich wahrhaftiger und schonender ausdrücken? Und wie zart, wie liebreich für die „zum Ding herabgedrückte" Schwester, wie menschlich ihr Wort, daß innigeres Gefühl nur in der sechsten sei, in jener, wo Christiane weinend auf seine Vorwürfe wegen Untreue sich verteidigt. Trotz der Verquickung mit römischen Remini-

szenzen fühlt sie mit der gleichen Intuition, die im Clavigo das Abbild des unbekannten Goethe, in den Bekenntnissen der schönen Seele den fremden Stil und Anschauungswinkel, in den Nibelungen mit ihm „das eigentliche Heidentum“ durch „die kirchlichen Gebräuche“ hindurch erkennt, die reale Keimzelle hindurch; ebenso fühlt sie mit richtiger Empfindung, daß der griechische Hexameter nicht zu dem urdeutschen Stoff des Reineke Fuchs passe — auch diesen hatte sie „in alten Zeiten“ mit Goethe im Original gelesen. Mit welcher Unbefangenheit und Offenheit gesteht sie, daß Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, die neben den „leichtfertigen“ Elegien einen sonderbaren Kontrast machen mußten und ihr auch machten, ihr „schwer“ seien. Mit der gleichen Offenheit äußert sie sich über den Meister, und hier kommt man zu ihrem Hauptverbrechen, durch das sie „körperlichen Ekel“ erregen soll.

Sie erhielt den Meister, über dessen Entstehung ihr Geist gewaltet, jetzt von Goethe, der sich durch Schillers wieder zu nähern begann, in Teilen, wie er eben fertig wurde. Der Roman war in vielem verändert, ihr mußte das weh tun, doch erkennt sie die hohe Formvollendung an, während Herder den neuen ersten Teil für unsittlich hielt und die erste alte Form aus Charlottens Zeit für viel schöner. Sie konnte die Anlage also nicht überschauen, fragte ihn danach; sie sei neugierig auf das Ende seiner Personen, sagte sie ihm. Er antwortet, im Leben brauche man nicht konsequent zu sein, im Roman freilich verlange man es; sie stutzt, daß „er das Herz ge-

habt, ihr dies zu sagen". Damit ist die Unterhaltung zu Ende.

Daß sie, mit der weiteren Entwicklung des Werkes unbekannt, die Klettenbergschen Bekenntnisse als Fremdkörper empfand, ist wohl verständlich. Daß Goethe damals im wahrsten Sinn des Worts um Geld schrieb, wie seine Briefe vielfältig beweisen, wußte sie durch Schiller. Der seltsame Haushalt und Christianens Aushäusigkeit kosteten viel, er, der früher in jenem Scherzgedichte stolz erklärt hatte: „Ich schreibe nicht um Porzellan und Brot" wird jetzt auf Schillers Rat durch Cotta auf dem Wege „anlockender Offerten" zu erneuter Produktion gebracht. Die Tatsache ist nicht zu leugnen: Goethe, der kurz vorher an Schiller auf dessen Anregung schreibt, „er fühle keinen Mut", den Faust, dessen Konzept er „nicht einmal aufzuschnüren wagte, auszuarbeiten", verzeichnet: „Brief von Cotta" (der mit der „anlockenden Offerte"); „Faust angesehen".

Da Frau von Stein nun von Schillers weiß, daß er, der dem literarischen Erwerb früher als etwas völlig Nebensächlichem gegenüberstand, jetzt schreiben will, um Geld zu verdienen, erklärt sie sich die Aufnahme der Erinnerungen in den Meister damit, er habe sie einbezogen, „weil die Bogen auch bezahlt würden", da er „wie die Schnecke in ihr Haus alles um sich sich zum Nutzen ziehe". Sie meint den Vergleich wörtlich, im übertragenen Sinn ist er kein schlechtes Bild für jene wohlbekannte „konsumierende", auch Menschen verbrauchende unheimliche Natur des Genius, die man fälschlich vampyrhaft genannt hat, während

sie vielleicht eher der eines großen, starken, hochaufragenden Baumes zu vergleichen ist, der mit tiefen Wurzeln und unzähligen Saugarmen an sich zieht, was ihm erreichbar ist. Sie selbst hatte es erfahren — und wie erfahren. Zugegeben: es liegt Bitterkeit darin, aber wie die Umstände lagen, keinerlei hämische Niedrigkeit. Er, der einst für das Höchste schaffte, dessen Verzweiflungen um „Zeit, Zeit, Zeit!" sie aufreibend mit durchkämpft hat, vollendet jetzt, was einst um nichts als den inneren Drang und „den Beifall" der Geliebten begonnen war, für die Ansprüche der sorglosen Mamsell Vulpius.

— — — — — — — — — — — — — —

Schon früher war sie unwillig, Goethe durch seine „Unterhaltungen" in den Horen schlecht vertreten zu sehen; Schiller und viele Leser waren das übrigens auch. Den noch stets Geliebten sich „prostituieren" zu sehen, schmerzt sie jederzeit.

— — — — — — — — — — — — — —

Dann erscheint der letzte Band. Er fängt „mit einem Gefühl an, das ich Goethen als völligem Erdensohn gar nicht zugetraut. Auch glaube ich, es ist aus alten Zeiten". (Worin sie auch Recht hat.) Sie sinnt nach: was ist aus ihrer süßen Mignon geworden? Dies und jenes taucht wieder auf, sie vergleicht — keine makellose Frau ist dem Werk geblieben — „seine Frauen drin sind alle von unschicklichem Betragen" — man darf Frau von Steins guten Geschmack, in alltäglichen Briefen keine großen Ausdrücke zu gebrauchen, nicht für Unvermögen halten; sie weiß ganz gut, was sie meint, wenn sie auch Worte wie Reinheit, Keusch-

heit, Unberührtheit nicht in den Mund nimmt — „und wo er edle Gefühle in der Menschennatur dann und wann in Erfahrung gebracht, die hat er alle mit ein bißchen Kot beklebt, um ja in der menschlichen Natur nichts Himmlisches zu lassen. Es ist immer, als wenn der Teufel einen zurechtweise, daß man sich ja nicht etwa in seinen Gefühlen irre und sie für etwas Besseres halte, als sie wären". Das gleiche schmerzt sie am „Groß-Cophta": „Nicht einmal den Ritter läßt er ganz rein."

Mephistopheles — die Vernunft, die nicht an das „Himmlische" in der menschlichen Natur zu glauben vermag.

Aber *sie* hatte daran geglaubt und rang weiter um diesen Glauben. Auch der Roman „Menander und Glycerion", den sein siebzigjähriger Verfasser Wieland „ein leichtfertiges Produkt" nennt, gefiel ihr nicht, so lieb sie Wieland hatte: „er hat nichts Geisterhebendes", und hier bestimmt doch keinerlei „Haß" ihr Urteil.

Daß ihr die Xenien nicht recht waren, kann man ihr nicht verdenken; daß Goethe der Vater des Gedankens, fühlt sie wieder heraus. Sein Undank gegen Stolbergs, die ihn doch so herzlich liebten, wie sie am besten wußte, tat ihr weh, sie war auch voll Sorge, Schiller würde sich „im Holsteinischen" — bei seinen dortigen Wohltätern — schaden, wie es in der Tat geschah. Wenn sie berichtet: „Herzog und Herzogin und so wir alle finden's nicht Unrecht, daß man den zwei Herren, welche glaubten, allein auf dem Parnaß zu befehlen, in ihrer Manier antwortet," so spricht daraus

ihr Verdruß, welche Not ihrer lieben Lolo bei den unsicheren Verhältnissen Schillers aus dieser Kontroverse erwachsen werde, und so setzt sie auch hinzu, Schillers Verbindung mit Goethe werde Schiller nicht besser noch glücklicher machen. Wir sehen die Sache natürlich anders, aber damals erregte die Herausforderung der beiden Großen den Unwillen auch der Urteilsfähigen. Sie fand manche der Entgegnungen „treffend", zumal wohl die, die auf Goethes häusliches Verhältnis eingingen; selbst Wieland war unter den Gegnern. Allmählich mochte sie aber nichts mehr davon sehen und freut sich, daß Goethe mit der „poetisch schönen" Elegie zu Hermann und Dorothea das Publikum wegen der Xenien „versöhnen" werde. Sie meint, sie sei, „wie Anakreon gedichtet haben würde", ich weiß nicht recht, warum; wegen dieser Verwechslung braucht man aber einer Frau ihrer Zeit noch nicht „Unbildung" vorzuwerfen. Der „Cid" entzückte sie, an „Hamlet" kann sie sich „nicht satt sehen".

Ebenso haben ihr Goethes Distichen „Einer" „sehr wohl gefallen"; von Wallenstein zu hören, kann sie „gar nicht erwarten". Über Jean Pauls Eigenart, die ihm „etwas Karikaturenhaftes, Ungraziöses, ja sogar etwas Verrücktes gibt, persönlich wie dem Charakter seiner Schriften und dort mit den sublimsten Ideen vermischt," urteilt sie treffend, seine Werke mochte sie „immer wieder lesen". Für ein sehr feines poetisches Gefühl zeugt auch die Bemerkung, Schillers Werke (Piccolomini) müßten „mit dem Verstand begriffen werden", doch sah sie die Aufführung „mit dem größten Interesse", und ihr tut leid, als der Vorhang

fällt. „Paläophron und Neoterpe“ erscheint ihr „sehr schön“, die „Jungfrau“ schön und dichterisch, wiewohl für die Bühne zu lang. Eine ungezogene Beurteilung Wielands, Goethes und Schillers in einem Literaturblatt entlockt ihr die Bemerkung, wie „das junge Dichter- und Rezensentenvolk sich doch mausig mache“, indes „hätten die alten Herren es wohl auch so getrieben und wollten immer herrschen“. Die Iphigenie ließ sie in ihrem Haus durch verwandte und befreundete Jugend aufführen, die Braut von Messina traf sie in großem Leid um ihren im Duell verwundeten Fritz, sie berichtet, man tadle das Stück sehr, sie unterstehe sich nicht, darüber zu urteilen. „Mir ist unter den Dingen, die mir auf dieser Erde abfallen, auch die Illusion der Poesie vergangen. Der Gegenstand ist für eine Mutter zerreißend, und ich weiß nicht, warum man sich mit poetisierten Leiden noch plagen soll, da man in der Wirklichkeit schon davon genug hat.“ In der gleichen müden Stimmung las sie die Natürliche Tochter, bei der sie „die Jamben drücken“. In der Tat wäre für dies der Zeit nahe Werk Prosa vielleicht geeigneter gewesen. Sie nennt es für ihren „schwachen Kopf und weiches Herz zu erhaben, zu rührend. Ich bin heute krank, mein Kopf thut mir weh, aber ich möchte alles draus auswendig können; das poetische Unglück hat mich sehr angegriffen“. Die „Huldigung der Künste“ trifft sie frischer an, sie liest „diese liebliche Begrüßung, die Wahrheit, Natur und Kunst recht bezaubernd zusammengestellt, mit Rührung und Ergötzung“ und dankt „tausendmal“ dafür, Stellas neuer Schluß dagegen wird getadelt, der Dichter hätte

Stella sterben lassen sollen, da man „mit dem Betrüger Fernando, auch wenn er sich erschieße, kein Mitleid haben könne“. Daß sie Goethen durch dies ihm freimütig geäußerte Urteil verletzte, ist aus mehr als einer Hinsicht sehr zu verstehen. Die Gedichte der unglücklichen Günderode „erstaunen“ sie durch die „tiefen Gefühle und den Reichtum der Gedanken“ so, daß sie ihr schreiben wollte; auch Goethe bewunderte sie. Ihrem Herzen am teuersten blieb neben Iphigenie der Tasso; „lies einmal den Tasso wieder,“ schreibt sie ihrem Fritz, „es ist jede Zeile Goldes wert. Er ist mir nie s o in die Seele übergegangen“ (nach einer besonders guten Aufführung, bei der Wolff den Tasso spielt). Über den Stil der Farbenlehre sagt sie sehr richtig, wenn auch etwas unbeholfen im Ausdruck, wie nicht ein Wort zuviel darin, ohne doch der Deutlichkeit zu schaden: „Wenn man kann nachfühlen, wie jemand sich so etwas auseinandergesetzt hat, so ist einem diese Klarheit eine wohlthuende Empfindung.“ Den Faust konnte sie großenteils auswendig, zitiert ihn auch gelegentlich, ebenso Achilleis und Pandora. Den Vorlesungen der neuen Faustszenen, des „genialischen Stückes, das in Wahrheit vom Himmel in die Hölle führt“, sah sie mit größter Freude entgegen, die Novellen der „Wanderjahre“ sind „sehr gut“ und machen ih. Goethe auf eine neue Art interessant, zwei davon las er bei ihr im vertrauten Kreise. Vollends begeistert ist sie von den „Wahlverwandtschaften“, durch die sie „in eine idealistische Welt kommt“. „Wieviel Kenntnis des menschlichen Herzens, was für feine Gefühle, wie viel Sittlichkeit, Verstand und An-

stand darin, kann ich dir nicht genug sagen. Der Himmel gebe, daß er ihn vollenden kann." Über Hermann und Dorothea besitzen wir leider kein Urteil von ihr. Auch Dichtung und Wahrheit machen ihr Freude, nur meinte sie, sie könnte an seiner Stelle gegen das Publikum nicht so offen sein; seine Gedichte auf die Kaiserin Ludovika schrieb sie sich ab, obwohl ihr „Kopfweh damals jede Zeile zur Qual" macht, den West-östlichen Divan liest die Neunundsiebzigjährige noch „mit großer Ergötzung". (Bezieht sich auf das Buch der Sprüche.)

Abgesehen von einigen zeitlich begrenzten Ansichten, wie Goethe sie auch gelegentlich geäußert hat, finden wir also fast durchweg ein gesund empfindendes, richtiges und gerechtes Urteil, frei von jeder Überspannung und frauenzimmerlichen Verhimmelung, und können wohl empfinden, was die Meinung einer so zart und naturhaft, nicht dem Verstand oder ästhetischen Auffassungen, sondern einem reinen, stillen und sichern Gefühl folgenden Wesenheit Goethen bedeutet haben mag ... Sie kannte ihren „Mangel an Enthusiasmus", den Knebel an ihr feststellt, der ihr gleichfalls „reines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser und leichter Disposition" nachrühmt, „ohne alle Prätention und Ziererei, gesund, grad, natürlich, frei"; oft mag sie Goethe darüber geklagt haben. Und wer hätte ihr besser darauf antworten können, wer, was ihr Miterleben seiner Dichtung ihm bedeutet hat, schöner und treffender auszusprechen vermocht als er in jenem Werk, das „als Anrufung an sie" geschrieben ist, seinem „geliebten dramatischen Eben-

bild". Im Tasso entwickelt er ihre Art der Auffassung — zu ihrem Trost, weil sie andere, die lebhafter fühlen, „oft um dieses Glück" beneidet hat ...

Denn, ruft er ihr zu, wo andere „das volle Herz" treibt, „sogleich zu sagen, was sie lebhaft fühlen":

„Du fühlst es besser, fühlst es tief und — schweigst.
Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,
Der Witz besticht dich nicht, die Schmeichelei
Schmiegt sich vergebens künstlich an dein Ohr:
Fest bleibt dein Sinn und richtig dein Geschmack,
Dein Urteil grad; stets ist dein Anteil groß
Am Großen, das du wie dich selbst erkennst."

* * *

Die Behauptung, Frau von Stein, „das wertlose Truggeschöpf", habe nur „dem Hausfreund zuliebe geschöngeistert", läßt sich am leichtesten widerlegen durch Anführung einiger Werke, die sie nach der Trennung von Goethe las oder durcharbeitete. Zunächst nach dem Bruch liest sie Äschylos und Sophokles, später Diderot: Oeuvres morales sur l'amitié et les passions; Kants kleinere Schriften; Ancillon: Sur les grands charactères; Geschichte der Vendée; Humboldts Ideen zu einer Geographie der Pflanzen (zu der Goethe eine Karte zeichnete); Woltmann: Geschichte des westfälischen Friedens, Memoiren der Markgräfin von Bayreuth; Vogt: System der Botanik; Sismondi: Histoire des républiques italiennes du moyen-âge; A. W. Schlegel: Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle de l'Euripide; Staël: De l'Allemagne; Chateaubriand: De Bonaparte et des

Bourbons; Goethes sämtliche wissenschaftliche Schriften; Buchholz: London und Rom oder über die Verfassung der nächsten Universalmonarchie. Auch Goethe traute ihr zu, wissenschaftliche Lektüre schwerer Art zu bewältigen. Noch in späteren Jahren, als er ihr (1804) „etwas sehr Gelehrtes" zuschickt, bemerkt er „das Ihnen aber zum Teil schon Bekanntes ausspricht". Von Schellings Rede „Über das Verhältnis der bildenden Kunst zur Natur" meinte er freilich, sie werde sie nicht ganz verstehen, womit er auch Recht behielt, doch machte ihr Spaß, „sie sich nach ihrer Art auszulegen". Johannes Müllers berühmte Rede auf Friedrich den Großen gefiel ihr sehr gut, doch ärgerte sie, eine Gedächtnisrede auf einen großen deutschen Mann französisch geschrieben zu sehen. Daß sie als hohe Siebzigerin noch Goethes „Zur Morphologie" las, ist erwähnt, noch bis in ihre letzten Monate empfing die Achtzigjährige Goethes Hefte über Kunst und Altertum, las astronomische Werke und saß „mit ihren schönen festen Zügen und anmutigem Wesen auf ihrem Lehnstuhl wie vor vierzig Jahren" oder an dem Schreibtisch, von dem sie, wie Lotte Schiller einst schrieb „ihren eigenen reifen Geist ihren abwesenden Freunden mitteilte und der wohl mehr Ideenreichtum in sich aufgenommen, als vielleicht mehrere Generationen in sich aufnehmen werden". Sie schrieb an dem Tisch, den er ihr geschenkt; der alte, plumpe, auf den er zweimal seinen Namen geschrieben, war in Kochberg geblieben.

* * *

Zu Lotte sagt sie einmal (im Anschluß an ihre Bemerkung, sie könne Kotzebues Stücke so übel nicht finden): „Wenn ich schreiben könnte, so würde vermutlich nichts Besseres herauskommen. Sollte es Schiller gelingen, mir den rechten Begriff beizubringen, so hoffe ich, wenn ich wieder auf die Welt komme, etwas der Kunst Gefälliges hervorzubringen. Jetzt wäre es zu spät; denn zu einem noch nie gehabten Begriff muß sich in uns erst ein Organ bilden, womit man ihn fassen kann, und im Winter der Jahre ist dieses, wie physisch, unmöglich."

Sie schreibt also in vollster Selbsterkenntnis von ihren kleinen Versuchen. Sie schrieb sie für sich allein, zu ihrer Erleichterung, einem unbewußten und unausgebildeten künstlerischen Drang folgend, sie denkt nicht daran, damit etwas vorstellen zu wollen. Trotzdem redet man von ihren „kläglichen Machwerken", wenn sie „An den Mond" „nach meiner Manier" umdichtet in ihrem Schmerz über Goethe, und hört nicht auf, ihre „Dido" zu verspotten. Auch ihre Briefe kritisiert man und rühmt gegen sie Christianens aus „größerer innerer Wahrhaftigkeit" entspringende Briefe. Wenn Wahrhaftigkeit ein unbekümmertes Hinausplaudern von allem ist, was einem durch den Kopf geht, so mag das gelten. Frau von Stein aber war ein erzogener Mensch, will andern nicht lästig werden — „ich bitte um Vergebung wegen vielem unnützen Zeug, das ich geschwätzt habe," heißt es — beherrscht ihr Gefühl, wählt unauffällige Ausdrücke: kein Wunder, wenn ihre Briefe nicht so bunt und lustig von Tatsächlichem blühen wie die eines Naturkindes. Wenn sie gesellschaftlich

wohlerzogen den Empfänger nicht mit Einzelheiten belästigend zum Beispiel schreibt, sie besorge viele häusliche Dinge, so ist das freilich nicht so bildhaft und vergnüglich, als wenn sie etwa voll Wichtigkeit erzählen würde: „heute sind die Stuben gescheuert, und die Stähle glühen schon zum Plätten, und morgen werden die Gardinen aufgesteckt, und in die große Porzellanvase sollen Feuerlilien kommen und so weiter“ — hier lähmt die damalige Auffassung des Schicklichen ihre Feder; der korrekte Brief der Zeit war abstrakt. In den vertrauten Schreiben finden sich allerlieblichste Stellen, zudem wenn ihr Herz übergeht von ihren Lieblingen, den Kindern, den Tieren und den Blumen. Wie viel sanfte Melodie über jener Schilderung aus Kösen, wo der Sechsundsiebzigjährigen (1818) die Sonne „heller scheint als in Weimar“ und der Mond, der Freund ihrer abendlichen Gänge mit dem Geliebten, „der alles herrlich macht“, „unbeschreiblich schön über den Berg kommt“ und sie an ihrem Fenster „begrüßt“ ... „Ein junges Mädchen wurde eben den Tag begraben, als ich ankam, und die flitternden Kränze auf dem Sarg, wo die Sonne dem Tod zum Trotz sehr glänzend lebendig daraufschien,“ machen ihr an dem blühenden Junitag einen „rührenden Anblick“ ... Wie schön ferner ist jener Brief an Knebel — sie schrieb ihn 1785, in der Zeit, als Goethes steigende Leidenschaftlichkeit sie beängstigen mußte — in welchem sie dem vertrauten Freunde gegenüber gleichsam selbst ihr Programm für den Geliebten zu eigenem Trost rekapituliert: „Goethe hat viele Freuden, ernste Freuden, welche die Welt nicht begreift. Überdies

geht unser Freund seinen ihm gehörigen Weg. Sie andere Philosophen wissen ja, daß gewisse notwendige Gesetze in der moralischen Natur so gut als in der physischen mit denen Dingen verknüpft sind. So kann ein Verständiger, Edler, Großmütiger, Wohltätiger, Uneigennütziger keinen vergnüglichen Teil mit dieser Welt haben; oder wenn er ihn genießen will, so muß er seinen Himmel verlassen. Nur ist es notwendig, daß, wenn einmal diese himmlischen Seelen durch Ämter mit den Menschenkindern gebunden sind, sie sich dieses recht deutlich machen und immer in ihrem Herzen wiederholen: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." Die Herzogin spricht von ihren „köstlichen Briefen", und wieviel Lieblichkeit, Wärme, Naturfreude findet sich auch in den Familienbriefen, die freilich auch durch viel Tatsächliches trocken werden. Aber der Empfänger brauchte das, er mußte auf dem Laufenden erhalten werden, er wollte hören, was passiert war, wie es Freunden und Bekannten ging, man mußte so schreiben in dem engeren Leben jener Zeiten. Alle Familienbriefe sind voll davon, meist in einem unerträglich blumigen affektierten Stil, während der ihrige jederzeit sachlich, unprätentiös und dem Gegenstand angemessen schmucklos ist.

Damit möge es genug sein, denn ich wüßte nicht, worauf es bei ihrem Bild weniger ankäme als auf die Behauptung, sie habe es Männern an Geist gleichtun wollen. Ein edles Streben hat stets in ihr gewohnt, und Karl August tut ihr Unrecht, wenn er sagt, sie sei eine gute Frau, aber eben kein großes Licht gewesen.

Sie wollte gewiß lieber gut als geistreich sein, sogenannten starkgeistigen Frauen ist Goethe wie alle rechten Männer stets ängstlich aus dem Wege gegangen. Wohl aber darf man sein Wort aus Wilhelm Meister auf sie anwenden: „Man hatte die gelehrten Frauen lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich, weil man für unhöflich hielt, so viel unwissende Männer beschämen zu lassen.“ Ein zu beherrschender Geist würde sogar die unendlich reine Linie ihres Weibtums umbiegen; wie sie ist, ist sie recht für eine Frau, für die immer noch das alte Wort des Apostels gilt: „Das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert.“

* * *

„Im Moralischen ist's wie mit einer Brunnen-Kur, alle Übel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung, und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander. Erst hier geht mir recht klar auf (in Zürich bei Lavater), in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammen leben und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist“, schreibt Goethe ihr im Jahr 1779.

Die Empfindung, wie not diese „Brunnen-Kur“ ihm sei, war tief lebendig in ihm, zuweilen umgibt ihn eine „solche Verklärung, daß die vergangene und zukünftige Not des Lebens und seine Mühe wie Schlacken uns zu Füßen lag und wir, noch im irdischen Gewand, schon die Leichtigkeit künftiger seliger Befiederung durch die noch stumpfen Kiele unserer

Fittige spürten", und im Tagebuch steht: „Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!"

Freilich ging die Kur nicht schmerzlos ab, „alle Übel, tiefe und flache, kommen in Bewegung, das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander". „Hab du nur Geduld, laß dich nicht irren, wenn mir's manchmal fatal wird," oder „Nur bitt' ich Sie, sich täglich zu sagen, daß alles, was Ihnen an mir unangenehm sein könnte, aus einer Quelle kommt, über die ich nicht Meister bin, dadurch erleichtern Sie mir viel." Sicherlich ist der zölibatäre Zustand, in dem er sich, es ist kein Zweifel, über sieben Jahr erhielt, der Grund heftigster Erregungszustände, wenn auch oft unbewußter, mit gewesen.

Das Gelübde war freiwillig gegeben, die Frau aber hat tausend Anfeindungen wegen ihrer herrschsüchtigen „Eifersucht" darum erfahren. Es ist bezeichnend, daß unserer Zeit nichts empörender scheint, als daß sie, die Goethen „ihren Besitz versagte", ihm boshaft und kleinlich anderweite „Befriedigung" mißgönnt habe. Es ist schwer, etwas dazu zu sagen.

In jenem März schreibt er ihr: „Ich habe mein Herz einem Raubschloß verglichen, das Sie nun in Besitz genommen haben, das Gesindel ist draus vertrieben, nun halten Sie es auch der Wache wert; nur durch Eifersucht auf den Besitz erhält man die Besitztümer. Machen Sie's gut mit mir und schaffen Sie gottselig den Grimmenstein in Friedenstein um. Sie haben

es weder durch Gewalt noch List, mit dem freiwillig sich Übergebenden muß man aufs edelste handlen und sein Zutraun belohnen."

Daß sie das tat, daß sie mit einer gewissen Strenge darauf hält, „es der Wache wert" zu halten, geht aus zahlreichen Stellen seiner Briefe hervor, in denen er unermüdlich versichert, keine „Miseleien" zu haben. Daß sie damit ein Opfer verlangte, steht fest, auf Grund aller vorliegenden Zeugnisse muß man aber bestreiten, daß sie es für sich verlangte, zum wenigsten aus einem menschlich und noch mehr frauenzimmerlich verständlichen Grunde wie Eifersucht im körperlichen Sinn. Von geistiger Eifersucht dagegen ist sie entschieden nicht frei.

Man muß sich wieder die Lage klarmachen. Die Lage ist so: „Ein Bauarbeiter," — ich bediene mich der Worte eines Modernen von sich selbst (Emil Gött, des tapferen Kämpfers und Überwinders) — „der mit dem Volleinsatz seiner Persönlichkeit furchtlos, wunschlos in blinder Treue über sein Gesicht hinaus sich einem Gestaltlosen, nur zu Empfindenden hingegeben hat und das Schicksal auf sich nimmt, dieses Riesenlebens voller Liebe und Stolz teilhaftig zu werden," hat den innigsten Wunsch, sich für seine Aufgabe zu läutern, reiner, besser, erdbefreiter zu werden. Die Helferin steht da, wie einst jene schöne Seele, vor der sich „gar leicht entwirrte, was uns andre Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie ins Labyrinth von oben

herabsah und nicht selbst darin befangen war", auch sie „wunschlos" — wenn auch nicht furchtlos — in blinder Treue über ihr Gesicht hinaus einem Gestaltlosen, nur zu Empfindenden hingegeben: ihrer Aufgabe an seiner Seele. Sie muß folglich tun und pflegen, was zu tun und zu pflegen die höhere Natur in ihm sie anfleht.

Frau von Stein konnte, weder ihrer eigenen Art noch auch jener „nur zu empfindenden" Forderung nach, weder Goethe die letzte Vereinigung heimlich geben — damit wäre das ganze Verhältnis zur Farce und Lächerlichkeit geworden: man kommt um Tugend willen zusammen und endet damit, wider die Tugend zu tun —, noch konnte sie sich nach achtzehnjähriger Ehe von ihrem ehrenwerten Mann scheiden lassen, um den neun Jahr jüngeren Goethe zu heiraten. Goethe hat das nie gewollt, seine Liebe war völlig anderer Art. Er erkennt zwar, „daß Sie mich schöner lieben, als wir gewöhnlich können", aber er bittet — wiederum in jenem entscheidungsvollen März — „die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt".

Und war es ein Unerhörtes, was sie fordert oder vielmehr fordern mußte? Auf sein eigenes dringendes Fordern hin? Wir wissen aus den Sokratischen Gesprächen, wie Kephalos erzählt, daß Sophokles sich glücklich gepriesen, der Herrschaft der Triebe ledig zu sein: „Wie gern bin ich davon losgekommen, als käme ich von einem tollen und wilden Herrn los," worauf auch jener, als Mensch des Durchschnitts, seine

durch das Alter erworbene „große Ruhe und Freiheit" preist. Denn „wenn die Begierden aufgehört haben zu treiben und nun nachlassen, so ist das auf alle Weise, wie es Sophokles ausdrückt: man wird gar vieler und toller Gebieter ledig" ... Das Heitere, Gelassene und Tiefbefriedigte gelehrter Priester und Mönche, die fern von der Versuchung der Sinne jenes von Goethe ersehnte Leben „der wahren Liebe, der Wohltätigkeit, der Wissenschaften" führen, in dem auf diesem beweglichen Erdball „einzig Freude und Ruhe" sei, gibt das gleiche Zeugnis. Große Gelehrte, Wohltäter der Menschen bleiben freiwillig ehelos; in der Auffassung fast aller Naturvölker, in denen die höhere Idee der Frau sich nicht hat entwickeln können, ist das Weib unrein, befleckt den Mann, scheidet ihn von Gott — dem Höheren. Familie macht selbstisch. Weib drängt auf falsche Fährte, gierig nach Tand, nach Glanz, nach Rang und Namen, nach Dingen der Welt; die großen Altruisten entsagen der Versuchung des Weibes, Tolstoi schreit in ihren Ketten in glücklicher Ehe. Unsere Zeit übersieht leicht diesen tiefen Zug, der in Goethe mit seinem andern Wesen stritt, sie weiß auch nichts mehr davon, ein wie großes Ding es um die Gewalt über das Sinnliche ist. Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet; die größte und dauerndste Organisation der Welt, die katholische Kirche, hat nie davon abgelassen, diese größte psychologische Waffe zu führen; auch Goethe hat tief erfahren, *was* sie bedeutete.

Daneben wird man zu bedenken haben, daß auch in seiner so sehr zusammengesetzten Blutmischung eine

Anlage zur Askese gelegen haben muß. Der Vater schon erscheint als eine herbe Natur und findet harte Worte über die Unsittlichkeit in Italien, Cornelia möchte der Bruder sich am liebsten als Oberste einer jungfräulichen Gemeinschaft denken und bemerkt, der Gedanke, sich einem Mann hinzugeben, sei ihr „widerwärtig" gewesen.

Schließlich hat keiner die tiefe menschliche Sehnsucht nach Reinheit schöner ausgedrückt als er:

> So laßt mich scheinen, bis ich werde,
> Zieht mir das weiße Kleid nicht aus —

bis zu dem ergreifenden und auf Mignon gar nicht passenden Schluß:

> Vor Kummer altert' ich zu frühe.

Vor Kummer altert' ich zu frühe. Das ist allerdings auch traurige Wahrheit. Die Bilder der Zeit zeigen einen Zug geheimen tiefen Leidens, der ins Herz schneidet, den ganzen Adel, aber auch die ganze Bitternis der Askese. Nachdem der erste Aufschwung, der immerhin Jahre anhielt, vorüber war, kommen jene Klagen über Körperliches, die er dem Herzog gegenüber später zu hüllenlos andeutet, um sie hier zu zitieren, die er Charlotten gegenüber unterdrückt und die sich, wie wir aus den Klöstern wissen, zu Qualen steigern können. Erst von Italien aus gesteht er: „Wie das Leben der letzten Jahre wollt' ich mir lieber den Tod gewünscht haben" und „Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angetan habe und antue und daß der Gedanke, dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde, ich mag's nehmen und stellen und legen,

wie ich will, aufreibt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu dir Formen geben, welche ich will, immer, immer — Verzeih mir!"

Die Katholiken rufen ein Geistiges an, die Himmelskönigin, Jungfrau und Mutter. Was Goethe anrief, beunruhigte ihn zugleich menschlich, ohne es zu wollen, mit den schwersten Versuchungen sehnsüchtigster Wünsche. Der Zustand mußte unhaltbar werden. Der Briefwechsel der letzten Jahre ist voll von erschütternden Bitten: nicht den Amor zu wecken, wenn der Unruhige ein Kissen gefunden und schlummert. Nein, hier sind die Positionen nicht gleich. Hier fordert die Frau nur, gibt keinen Gegenwert. Die Rechnung geht nicht auf.

Die nur sinnliche Neigung hat Vergänglichkeit in sich, die Ordnung der Welt bindet sie somit durch Ehe, wo sie durch ihre Vergänglichkeit Jammer genug stiftet. Die seelische — höhere — Liebe muß die rohe Begier heiligen, auch sie wird aber, indem der Mensch eine Einheit von zwei Gegensätzen ist, mit der Zeit zu jenem Sehnen nach Besitz und Vereinigung führen, das das höchste irdische Glück des natürlichen Menschen begründen soll: die höhere Ehe. Auch Goethes Gefühl wird nicht Freundschaft, sondern leidenschaftliche Neigung, wie alles, was auf Ergänzung beruht. Eine leidenschaftliche Neigung kann sich nie auf geistige Interessengemeinschaft gründen, so sehr eine solche ein dauerndes Freundschaftsgefühl unterstützen wird. Eine solche Neigung entsteht nur aus dem geheimnisvollen Zug und Gegenzug sich kreuzender Strömungen, Sehnsucht, die aufwühlt

und erfüllt, der der traurige Schluß und Endpunkt eines sexuellen Verhältnisses erspart bleiben muß. Sie mit ihrer geistigen Zerfaserung, spröden Kühle und Neigung zur Kritik liebt in ihm alles, was nicht ihres ist: das Reiche, Quellende, naturvoll Strömende, göttlich Lebenschaffende, das im schönen Sinn Erdhafte, Fülle des Seienden — alles, was wir Abgeschnürten mit gesteigerter Sehnsucht in der Natur lieben, in Gegend, Pflanze und Tier ... was selten im Menschen zu finden uns gegönnt ist ...

Er, der Erdgebundene, im Bann des Natürlichen Eingekreiste, in Fesseln der Sinne Ringende liebt in ihr, was nicht seins ist: Herrschaft über die Gewalt des Sinnlichen, Reinheit der Ideenwelt, Erhebung über den Staub, der golden und sonnenfunkelnd seine Sechsundzwanzig umtanzt und doch schwer und erstickend auf den feinen Organen liegt, mit denen seine Seele atmet ...

Einer liebt im andern die tiefste Sehnsucht seiner Seele, das, wozu wohl die beglückenden Ansätze in ihm vorhanden sind, doch nicht die volle beglückende Schwere der Erfüllung, denn was uns wesensfremd ist, dessen Besitz lieben wir nicht in der andern Seele. Für die Frau kommt noch ein weiteres dazu: der geistige Hunger, den weder Lektüre noch Umgebung ihrem suchenden Geist haben stillen können, — hier flutet auch für ihn Erfüllung, Sättigung gerüttelt und überfließend Maß.

Auch in ihm ist Hunger. Je wesenhafter, je lieblicher, je befreiter von lehrhafter Pedanterie ihre beseelte Ethik sich in holdes Leben umsetzt, Gestalt

und Körper wird, je gesättigter seine Seele wird in ihr, desto mehr muß Hunger in ihm sein, Sehnsucht, aufwühlend und unerfüllt. Die Positionen sind nicht gleich. In ihr ist der Körper still. Nie ist er laut gewesen, weder Begier noch Verlangen hat diese Seele befleckt, Mutterschaft hat sie geheiligt: am Herzen der Natur zitternd fühlt sie in der Süße der Umarmung schon die Krallen der großen Sphinx — sie kann nicht anders, als die Verführung der holden Erde mit der abwehrenden Skepsis einer Heiligen betrachten, Tochter der Diana und Opfer der Hera, wissend und abgewandt vom verbuhlten Lächeln der goldenen Aphrodite.

Und er dagegen, sechsundzwanzig, dreißig und fünfunddreißig, — einmal hat er in den Armen gehalten, was seine Seele liebt, und diese Liebe war Schuld — sonst nichts als Fraß für den Körper, und nun Sehnsucht, aufwühlend und unerfüllt, nie erfüllt —.

Sechsundzwanzig und dreißig, und dreiunddreißig und achtunddreißig — tropfende Jahre, schwer und köstlich und unwiederbringlich ...

Nein, die Positionen sind ungleich.

Und in wem Durst so vieler Jahre ist, der wird zuletzt aus jedem Brunnen trinken. Das hatte sie nicht bedacht. Das nicht. Sie *glaubte*.

In der unbewußten hochmütigen Überheblichkeit, in dem Rausch, der ihre Seele gepackt haben muß, als sie Natur in ihren Ketten knirschen hörte, machtlos und gebändigt durch Seele, in dem Gefühl von Gottähnlichkeit, das sie beseligend und gefährlich

geschlagen haben muß wie ein verbannter Engel, vergaß sie, was der Gebändigte „Grenzen der Menschheit“ genannt hat. Sie wurde sicher und wurde läßlich.

Sie vergaß sie in der Sicherheit seiner Anwesenheit. Aber sie begreift sofort, hellsichtig, unvermittelt, als sie erkennt, daß er fort ist. Allzu oft, allzu überzeugend hatte er ihrem Verstand eingehämmert, was Gegenwart ist und daß die Abwesenden sind „wie Tote, fern und ohne Gewalt ...“ Aus dem Eigenen hätte sie das nicht gewußt, denn in ihr war Treue. Noch zwanzig Jahre später begreift sie es nicht und sinnt darüber nach. Aber was sie aus eigener Erfahrung nicht verstanden hatte, das unterstützt der Instinkt ... Und im Augenblick, blitzhaft, schreckensvoll erhellt, weiß sie: das ist das Ende.

Und welch ein Ende. Nicht ein Ende eines Verhältnisses zwischen Mann und Frau, wie Millionen über die Erde gingen. Ende von etwas Köstlichem, unbegreiflich Hohem, von fernem Abglanz Umwitterten, wie die blutdampfende Erde es selten trägt ... reinste aller Blumen und nun verblüht.

Viele Jahre später las sie mit lauterem Entzücken in jenem Kabinettchen, das Karls Teppich traulich machte und auf dessen Blumenstöcken die westlichen Vögel und der heimische „Papillon“ flatterten, Schillers „Spaziergang“. Ich kann mir denken, daß sie an der Stelle, wo Natur „einer Tigerin gleich, die das schützende Gitter durchbrochen und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt“, aufbrüllend und schrecklich schön über ihrem Opfer sich

aufrichtend die entgötterte Welt beherrscht, das zierliche Büchlein sinken lassend ihr feines gealtertes Antlitz im Tuch verbirgt und weint ...

Tränen um das Unterliegen im ruhmvollsten Kampf, den ein sterbliches Weib je gekämpft hat.

* * *

Was hat sie für Goethe bedeutet? Was ist ihre Liebe ihm gewesen? Von jenem wochenlang qualvoll leidenden preußischen jungen Offizier, den sie 1806 pflegte, sagt sie einmal: „Seine unendlichen Leiden haben mich so an ihn gebunden, als wäre er mein Kind." Und wie oft schreibt Goethe: „dein Mitleiden, dein Mit-mir-leiden". In fast allen Frauen ähnlicher Verhältnisse, alt oder jung, wandelt sich die Art der Liebe im Lauf der Zeiten, s i e allein vermag das fast Unfaßliche, sie rein zu bewahren: Mütterlichkeit, mater gloriosa.

Mater gloriosa — soviel warme Mütterlichkeit sie seinem irdischen Teil an äußeren Dingen gegeben hat, so völlig und ganz mater gloriosa im Geistigen. „Ich kann nicht instinktmäßig lieben, mich verlangt nach Vollkommenheit —." „Wenn wir jemand lieben, wollen wir immer die Person nach u n s e r e r Art glücklich wissen: das ist ein Irrtum", erkennt sie Jahre, nachdem sie ihn verloren hat. Als Zweiundsiebzigjährige, schwer leidend, schreibt sie noch: „Ich bin über das arge Taubsein ganz in mich gekehrt und spaziere in meinem ganzen vergangenen Leben herum, ob ich wohl Etwas in einer zukünftigen Existenz nach jetzigen Erfahrungen könnte besser machen?

Da kommen mir immer Abers dazwischen, die ich nicht fassen kann."

Sie hat Recht, wenn sie dem kopfschüttelnd nachsinnt. Ihr kam ein Aber dazwischen, das sie nicht „fassen" konnte.

— — — — — — — — — — — — — —

War nun dieser Wunsch, Goethe „nach ihrer Art glücklich zu wissen", falsch, trug er den Keim seines Schicksals in sich, war es ein beschränktes, unwahres, altjüngferliches Ideal, das ihr im Blut lebte? oder berührte sie sich in ihm mit den Edelsten des menschlichen Geschlechts?

Wir wissen, wie heiß Goethes eigene Sehnsucht nach einem „Höhern, Reinern, Unbekannten" diesem Ideal entgegenkam, wir wissen, daß oft dem erotischen Verlangen die entsagendsten Gedanken entsprießen, daß auch Sinnengier zu Gott führt, — Augustin und die Mehrzahl der Heiligen beginnen mit der niedern Liebe, durchlernen sie und sagen ihr dann Valet, wem schwebt nicht die Klage eines der Größten und Mannhaftesten vor Ohren, Michelangelos, des Höchsten und Herbsten neben Beethoven:

> Ins Göttliche sollt' ich den Geist versenken,
> Und all die Jahre, die vorbeigerauscht,
> Hab' ich den Fabeln dieser Welt gelauscht,
> Und folgte gern, wenn sie zu Lüsten lenkten.
> Le favole del mondo m'hanno tolto
> Il tempo, dato a contemplar' Iddio.

Das höchste Menschheitsideal heißt Askese. Die nicht negativ wirkt, die niedern Liebeswillen ins Höhere steigert. „Genialität", sagt ein deutscher Gelehrter,

„gedeiht nur auf dem Boden äußerster Tapferkeit." Alle genialen Werke Goethes sind Werke des Kämpfenden, mit seiner Natur Ringenden. Die aus dem irdischen Behagen herausgeborenen tragen den Stempel ihrer Herkunft an der Stirn, obwohl es genügt, daß sie Goethisch sind, um dennoch vor vielem unvergleichlich zu sein. — „Alles Genialische muß heroisch leben, wie Jesus, wie Sokrates, wie Luther, wie Schiller, wie Friedrich der Zweite ... Sie alle fragen nicht nach ihrem Glück, nicht nach Behagen, Genuß, Ruhe, Frieden: sie fragen nach ihrem Werk ..." Und jener im letzten Wort von ihm angerufene Geniale sagt an anderer Stelle: „Eine Ehe, eine Freundschaft sollte das Mittel sein, das seltene, unser eigenes Ideal durch ein anderes Ideal zu stärken."

Dies Seltene ist hier Wahrheit geworden. Aber Goethe hat unter diesem Verhältnis gelitten, sagt man. Er hat in der Tat gelitten und schwer gelitten, — was beweist das gegen die innere Größe des schwebenden Ziels? Nichts. Es gibt keine Höherentwicklung als durch Leiden.

Aber Goethes von der Mutter ererbte Leidensscheu ist die schwerste Hemmung, unter der der heilige Funke in ihm leidet. Endlich steht sein Blut auf wider ihr Blut. Die Toten, die in ihm sind, ringen gegen die Toten, die in ihr sind, die Menschen der Welt gegen die Menschen des Opfers für die Idee — und sie siegen zunächst, weil zunächst der Alltag immer stärker ist als das Ideal.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie kamen später wieder einander freundschaftlich nahe: ihre Seele gewann er nicht wieder. Der Abgrund riß zu tief zwischen ihnen auf, — nicht tief genug, sich nicht drüber weg die Hände reichen zu können —

Ja, ich liebte dich einst, dich, wie ich keine noch liebte,
Aber wir fanden uns nicht, finden uns ewig nicht mehr —

* * *

Doch dies ist nicht das Ende. Alles ist unsterblich, Gutes und Böses, lebt sein selbständiges Leben und beherrscht die Zeit. Was die Jahre mit seiner „Seele" ihm an Greifbarem gebracht haben, ist allen kund, es ist das Reinste, Edelste und Reifste seines erlauchten Werks; was sie „schweigend, unerkannt" in seiner Seele wirkten, wird noch zu suchen sein. Im Zenit seines Daseins, seinen schweren und leuchtenden Weg noch einmal überschauend, hat der Greis es ausgesprochen, was der Mann ihr dankt, sie und Shakespeare als Genien seines Lebens feiernd:

Euch verdank' ich, was ich bin.
Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Wertes Vollgewinn.

* * *

Die Selbsttäuschung über Frau von Stein hätte demnach ziemlich lange standgehalten.

* * *

Zehn Jahre nachdem sie Goethe verloren hatte, sah sie im Traum „ein dickes, schön gedrucktes und gebundenes Buch, das ich geschrieben hatte, und war mir doch gar nicht erinnerlich, daß ich diesen Reichtum hervorgebracht“. „Vorher hatte ich aber einen bösen Traum, nämlich, meine Gitarre war zerfallen.“

Eine schöne Symbolik ihrer Leistung, ihres Unglücks und ihres Ruhms.

Der Bruch

> Ach, wenn man wüßte, wie alles endet, wie würde man sich fürchten, anzufangen. Charlotte.

Aus einem Brief Goethes aus dem Jahr 1782 (8. November) geht hervor, daß Frau von Stein „das achte Jahr“ fürchtete. Dem alten Volksglauben entsprechend meinte sie, nach sieben Jahren ihres gemeinsamen Lebens würde in Goethe eine Veränderung vorgehen, vom Jahr seines Auftretens in Weimar an gerechnet. Sie rechnete falsch, denn sie hätte jenen März, in dem ihr Verhältnis grundlegende Fundamente gewann, als Basis ihrer besorgten Erwägungen nehmen müssen. Im Jahr 1781 beginnt das seelische Bündnis, gekräftigt und geweiht durch entscheidende Gelübde als ein Aufstieg zum Höheren, im Jahr 1788 schließt sich der Kreis. In den Herbst 1787 fällt schon der zweite Aufenthalt in Rom, während dessen die ludovisische Juno nicht mehr Frau von Steins „einzige Nebenbuhlerin“ war, — das sich bisher noch aufrecht haltende Rund seines Lebenskelches neigt sich, blättert ab, zerstiebt: die Erde hat ihn wieder.

* * *

Aus den Briefen erkennt man mit unzweifelhafter Sicherheit, daß sich Goethes in den letzten Jahren eine Art Furcht vor einer etwaigen Katastrophe bemächtigt

haben muß. „Leibeigener, als sich denken läßt," nennt er sich einmal, wir erleben das erschütternde und demütigende Schauspiel, wie aus den reinsten und seelenhaftesten Beziehungen die heißeste und irdischste Leidenschaft unaufhaltsam hervorschlägt, und nun mochte es an Frau von Stein sein, zu sagen:

> Ich brachte reines Feuer vom Altar,
> Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme,
> Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr.

Die Wirklichkeit ahnte sie kaum, Goethe beherrschte sich gut. Sieben Jahre hatte sie ihn zwischen Himmel und Hölle gehalten, er ging auf die Vierzig zu, sie glaubte die Gefahr für sich und ihn überwunden. Aus seiner feierlichen Anrufung: „Recht feierlich möcht' ich dich bitten, liebe Lotte, vermehre nicht täglich durch dein süßes Betragen meine Liebe zu dir. Ach, meine Beste, warum muß ich dir das sagen!" aus dem Umstand, daß sie ihm neben den bekannteren Liebeszeichen: Ring, Schleife, Locke, Handschuh usw. auch wohl ein von ihr getragenes intimeres Stück gegeben hat, — „seit Deianirens Zeiten ist wohl kein gefährlicher Gewand einem Geliebten gegeben worden, ich habe es in meine Brieftasche geschlossen, es hätte mich aufgezehrt. Liebe Lotte, wenn ich nach Eisenach gehe, so lasse mich ruhiger scheiden. Wenn doch der Mai ein Monat des Friedens für mich wäre . . ." hat man geschlossen, Frau von Stein habe über den weislich aufgerichteten hohen Zaun hinweg oder auch durch ein willkommenes Astloch hindurch den unglücklichen Jünger Platons ungerührt ein bißchen gereizt und gequält, so wie es

manchen Frauen wohl Freude macht, hinter starken Gittern ein furchtbares und gefährliches Tier gefahrlos zu necken. Indessen liegt dergleichen nicht in ihrer Natur, so herausfordernd für eine minder edle Anlage die Situation auch gewesen sein mag.

Aber davon abgesehen lagen derartige Gaben bekanntermaßen im Charakter der Zeit; der tugendhafteste aller Menschen, Lavater, bewahrte unter seinen Heiligtümern die Strumpfbänder seiner Seelenfreundin, der nicht minder tugendhaften Gemahlin des Erbprinzen von Braunschweig zur linken Hand; die Westen, die die Damen des achtzehnten Jahrhunderts mit Vorliebe befreundeten Herren stickten, wurden gern von ihnen vorher über Nacht angelegt, man nannte das „Transsubstantiieren" (Goethe möchte es auch gern bei einer der von der Stein geschenkten Westen, resigniert sich aber, da sie ja „kein Misel, sondern eine weise Frau sei".) Daß er sich von Lauchstädt Christianens durchgetanzte Schuhe schicken ließ, ist auch bekannt. Geschürt hat Frau von Stein die Flamme, die sie erschreckt hätte, wenn sie sie geahnt, also gewiß nicht mit Absicht, denn das wäre der sicherste Weg gewesen, ihn zu verlieren. Dazu ist sie in diesen Jahren — und hier liegt ein tief tragischer Zug — auch viel zu gequält und anderweit in Anspruch genommen. Karl leichtsinnig, Ernst beginnt zu kränkeln, ihr Vater quält die Mutter, Steins Projekte und Sorglosigkeiten fangen an beängstigend zu werden. Die Kochberger Wirtschaft verkommt durch einen schlechten Verwalter und fordert viele Wochen ihre Anwesenheit, sie selbst ist

siebenundvierzig, wie vielfach hervorgehoben ist, in einer der schwierigsten Zeiten weiblichen Lebens. „Die Welt ist auf gesunde Wesen kalkuliert." — „Ich bin gesund, das heißt, ich bin nicht krank", sagt die Prinzessin des Tasso. Dazu die sich immer steigernden Ansprüche Goethes — sie nahm jetzt sein ganzes Gefühlsleben restlos ein. Des Herzogs Entwicklung schlug Bahnen ein, die er nicht mehr zu lenken vermochte, von den Amtsgeschäften, die erdrückend auf ihm liegen, fühlt er mehr und mehr: „es ist ein sauer Stückchen Brot, wenn man darauf angenommen ist, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen. Das ganze Jahr sucht mich kein angenehmes Geschäft auf, man wird von Not und Ungeschick der Menschen immer hin- und hergezogen"; seine Produktion stockt, kein Gedanke als *sie* lebt in seinem Herzen, seine „Taciturnität" fällt auf. Das „Liedchen aus Mignon" ist nun „auch" sein: „Nur wer die Sehnsucht kennt —". „Ich habe nichts eigenes mehr. Manchmal wünsch' ich, es möchte anders sein, manchmal wünsch' ich meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Es ist und bleibt unmöglich" — „Eingewöhnt und verwöhnt, dir anzugehören, und auf diesem Punkt abgeschnitten, das heißt nach Lavaters Terminologie so gut wie wahnsinnig —" „Wie beneid' ich dich, daß du mich so viel ruhiger und glücklicher lieben kannst" — „Mich reißt jedes Fäserchen meines Wesens zu dir" — „Wenn nichts zu tun ist, hab' ich nichts, was ich zwischen mein Verlangen zu dir legen kann, als die liebe Kunst, die auch mir Armen in der bösen Zeit beisteht" — „Man sagt mir, ich könne in ein-

unddreißig Stunden in Frankfurt sein, und ich kann nicht den flüchtigsten Gedanken haben, dorthin zu gehen. So hast du meine Natur an dich gezogen, daß mir für meine übrigen Herzenspflichten keine Nerve übrig bleibt" — „Es ist nicht gut, daß du so lange außen" (in Kochberg) „bleibst, ich habe Mutter und Vaterland um deinetwillen zurückgesetzt, und nun muß ich diese Tage allein zubringen. Daraus kann nichts Gutes entstehen. Ohne dich ist mir das Leben nur eine Träumerei, und wenn ich dich missen sollte, müßte ich eine völlige Umkehrung meines Haushalts machen" — „Mein Wesen hält nicht mehr zusammen ... alles treibt, drängt, leitet mich zu dir hin" — „Jetzt wird mir erst deutlich, wie du meine eigne Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes, kein selbständiges Wesen. Alle meine Schwäche habe ich an dich angelehnt, meine weichen Seiten durch dich beschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt. Entfernt von dir, wird mein Zustand höchst seltsam. Auf der einen Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der andern wie ein rohes Ei, weil ich da versäumt habe, mich zu harnischen, wo du mir Schild und Schirm bist ..." Wie voll der Kranz ... und wie schwer.

* * *

Einmal vergleicht Goethe Charlotte mit der östlichen Prinzeß, die dem Sultan Märchen erzählt und von Nacht zu Nacht ihn weiter an ihre Lippen fesselt. Sie tat es um ihr Leben.

So tröstet, beschwichtigt, belebt, erquickt *sie* ihn Tag um Tag, lenkt ab, beruhigt, leitet weiter, ersinnt

Neues, sie singt ihr Lied an die Jungfrau im Märchen, leise, leise, daß der Drache nicht aufwacht. Verstummt sie, um Atem zu schöpfen, so regt er schon im Traum die schuppigen Glieder —.

Sieben Jahre reicht ihre Kraft, dann erlahmt sie. Zuviel hängt an ihr, zerrt an ihr, drückt auf sie, sie meint seiner sicher zu sein, die leidenschaftlichen Ausbrüche ist sie gewohnt, sie glaubt sich auf ihn stützen zu können, den sie bislang gestützt hat. Indessen nimmt das Verhängnis seinen Gang. „Der Fluß läuft sanft und sachte; je näher er ans Wehr kommt, je geschwinder zieht's."

* * *

Man macht ihr nun zum Vorwurf, sie hätte diese Leidenschaft ablenken, Goethe einer würdigen Gattin gönnen, den Übergang von der Geliebten zur Mutter findend ihn „verheiraten" müssen. Es gibt auch einen Traum Goethes, in dem er ähnliches durchlebt; im Traum schlug diese Ehe fehl. Abgesehen davon, daß Goethe sich wohl schwerlich hätte „verheiraten" lassen — sie konnte ihn mütterlich „verheiraten", wenn sie nur für sein Glück zu sorgen hatte. Indessen sorgt sie für etwas, das mehr ist als sein Glück, sie sorgt für sein Werk, für seine Seele, seine Entwicklung zum Höchsten — und sie kennt seine Schwächen, die Stellen, wo er weich ist, wie „ein rohes Ei". Und, indem sie um sich blickte, wo fand sie die, die das war, was sie war, und die ihm das sein würde, was sie ihm war? —

„Ein Weib soll ihre Weiblichkeit nicht ausziehen

wollen“, sagt Goethe von der Fürstin Gallizin; auch Charlotten steht ein Rest von zitterndem Weibtum süßer als ihr adliges und erhöhtes Menschentum allein. Scheinbar stand sie auf ihrem Postament, unsere liebe Frau, Symbol der Maria wie die Muttergottesbilder der alten Kirche, umblüht von seiner Liebe, seine heiße Stirn an den kühlen Sockel gepreßt. Dennoch welch zartes, unbewußtes Zu-ihm-Hinneigen — sanft und kaum gemerkt und doch unter einem gewaltigen geheimnisvollen und naturhaften Zug —

> Warum ziehst du mich unwiderstehlich,
> Ach! in jene Pracht — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Aber, so hoch erhöht über Erde und Irdisches — ist *sie* nicht die Gefesselte, rechtlos und wehrlos? Die Frau, die ihren Leib gab, darf fordern, sie hat aufzuzeigen; die Frau, die ihre Seele gab, hat nichts.

Darum dieser Schmerz, ihn mit andern zu wissen, diese Unfähigkeit, Corona Schröter in der griechischen Anmut ihrer großen Gebärde in der Rolle *ihrer* Seele, der Iphigenie, *diesem* Orest gegenüber zu sehn, darum seine Beruhigungen in Fällen, wo die Integrität der Frauen, mit denen er zusammen ist, außer allem Zweifel steht, dieser Unterton menschlicher Angst im Widerhall, der grade bei ihr, der Beherrschten und Gerechten, so ergreifend ist. Eine andere, die nicht um seine Seele gerungen, würde ihn besitzen, eine andere, die nicht um ihn gelitten, frohlockend die Früchte dieses grenzenlosen Daseins sich in den

Schoß sammeln, vielleicht — denn wem war die Beeinflußbarkeit seines Wesens tiefer kund als ihr — seinem Leben neue Richtungen geben, andere Richtungen. —

Wenn dies im Untergründigen ihres Wesens lebte, dann wurde sie schwer bestraft. Zu schwer, sollte man meinen.

Ja, eine andere gab seinem Leben die Richtung, neue Richtung, Jahre lang. —

Der, den an die Frau ihrer Art zu verlieren sie gebebt hatte, er fiel der niederen anheim.

* * *

Indessen haben wir keine vollgültigen Beweise dafür und eher einen dagegen.

Schon während der letzten Jahre zog sie das Geschöpf, das sie von allen Frauen am zärtlichsten geliebt hat, Lottchen Lengefeld, in ihre Nähe. Schillers Frau hat den einen oder andern klein-residenzlichen Zug, zumal in höherem Alter, dennoch hat sie, angestrahlt von Schillers Wesen und Sein, nach seinem Tode einen der schönsten deutschen Frauenbriefe geschrieben, die wir besitzen. Eine große Verehrung Goethes, von Frau von Stein ihr eingepflanzt, blieb ihr immer eigen und auch unerschüttert während der Jahre, da die beiden Älteren stumm aneinander vorübergingen; und damals war sie blutjung, anschmiegend, bildungsfähig, ihr Wesen rein und anmutig, eine sehr erfreuliche Erscheinung, die schönste Entwicklung verhieß. Frau von Stein bestimmt sie einmal zur Schlittengefährtin Goethes an ihrer Statt,

und er läßt es sich gefallen: „hat diese doch den Namen“; ein andermal will sie Lottchen wohl zur Begleiterin an den Abenden im Gartenhaus erwählen, aber er wehrt ab, indem er fragt, wo „dein Fräulein“ bleiben würde, statt sie miteinzuladen. Freilich war Lottchen mit ihren achtzehn und zwanzig noch so kindlich, daß sie lieber mit Fritz Seifenblasen machte. Dies liebe Geschöpf, ihr aufs treueste und zärtlichste ergeben — vielleicht hat sie gedacht, es zu Goethes Gefährtin heranziehen zu können, allmählich und unspürbar mochte es ihm wohl ins Herz wachsen, und sie wäre dem neuen Hause Heilige und Schutzfrau geblieben. —

Dies ist Hypothese. Im Ernst konnte sie kaum hoffen, einen Mann, der ihr beständig schreibt: „Inbegriff meiner Freuden und Schmerzen . . . Da ich dich habe, was kann ich besitzen. Da du mein bist, was kann mir fehlen.“ „O komm wieder, damit ich mein Dasein fühle“, „Einzige Sicherheit meines Lebens!“ „Seit ich von dir bin, fühle ich keinen Zweck des Lebens.“ „Wer dich gefunden hat, weiß, warum er in der Welt ist.“ „Ich habe in der Nacht recht bitterlich geweint, da ich mir vorstellte, daß ich dich verlieren könnte. Gegen alles, was mir wahrscheinlich begegnen kann, hab' ich ein Gleichgewicht in mir selbst, gegen das *einzige* nicht“ — einer andern zuwenden zu können, und ich lasse auch dahingestellt, ob man derlei überhaupt fordern kann. Eine Frau, jahrelang nicht wie ein sterbliches Wesen, sondern wie eine Göttin geliebt und auf den Knien angebetet, eine geistige Gemeinschaft ohnegleichen — und das alles hingeben — wer sich bewußt ist, das Übermenschliche fordern zu dürfen,

der mag richten. Ich persönlich maße mir dies Recht nicht an, man kann nur schweigend die unlösbare Tragik der Dinge verehren.

* * *

Um den entscheidenden Schritt herbeizuführen, kam mancherlei zusammen. Goethe brauchte Charlotte während der letzten Jahre besonders, er stellte für den Verlag Göschen seine „Gesammelten Schriften" in acht Bänden zusammen, Werther bekam einen neuen Schluß, Iphigenie ward „in Verse geschnitten". Bei dem Nachlassen von Frau von Steins Aufnahmefähigkeit mag er sich oft genug zurückgesetzt vorgekommen sein, er spricht davon, er habe „mancherlei getragen". Aber die Frau hatte Sorgen, tagaus, tagein sah sie die Leiden ihres Ernst mit an, seit einiger Zeit war auch die Hoftafel für die herzoglichen Kavaliere und Chargen abgelöst, man meinte so sparsamer zu wirtschaften. Stein speiste zu Hause, bei dem ständigen Zusammensein mag ihr manches bestimmende Symptom aufgefallen sein, das sie mit neuer Sorge erfüllte, ohne daß sie mit jemand wegen der möglichen Gefährdung seiner Stellung davon zu sprechen wagte; sie war gewiß froh, ihren Fritz gut versorgt zu wissen. Man kann sich das Unbehagen dieser Mahlzeiten vorstellen, den leidenden Ernst, den arglosen Fritz, den Konversation machenden Stein, den verstimmten Goethe, dem sein Gedankenaustausch fehlt, und die Frau dazwischen. Es wäre kein Wunder, wenn ihre Nerven gerissen wären, sie war aber wohl zu beherrscht. Daß sie ihm gesagt hat, sie finde die Iphigenie

schön, wie sie war („J. ist hoffentlich nun auch denen zu Dank, die das Alte liebten", schreibt er), ist leicht möglich, er sprach fortan mit Herder über diese Dinge. Genug, er hat gefühlt: daß ihr „die Freude an seiner Liebe" zu verdorren anfing.

Bei ihm war es ganz anders, er liebte sie heißer und ausschließlicher als je.

Noch 1782 klagt er, seine Tugend verreise mit ihr und seitwärts fahre Lust auf ihrem Taubenwagen und setze sein Herz in Brand.

„Mein Schutzgeist, eil es ihr zu sagen ... Sie soll nicht schelten, soll den Freund beklagen. Und bitte sie zur Lindrung meiner Plagen Um das geheimnisvolle Band — Sie trägt's, und oft hat mir's ihr Blick versprochen" und so weiter — später ist es ausschließlich sie, die sein Herz erfüllt. Trotz ihrer Vorwürfe füllen Versicherungen seiner „monotonen Leidenschaft" die Billette, sie zwingt ihn, französisch zu schreiben, um ihm Haltung zu geben, auch hier bricht es unaufhaltsam durch: „Mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une maladie" — er sieht die Katastrophe näher rücken, die Penaten entweiht, die Vertrauensvolle, auf seine Ehre Trauende in seinen Armen. Alles drängt einer tassomäßigen Entladung entgegen, wie einst die Sache mit dem unglücklichen Lenz.

In solchen Lagen gibt es nur eine Tapferkeit: Flucht. „Wie das Leben der letzten Jahre wollt' ich mir lieber den Tod gewünscht haben."

* * *

Der Fehler Frau von Steins ist nicht der, das Unmögliche gefordert zu haben. Der Fehler liegt in mangelnder Erkenntnis von Goethes Natur. Die heroische Frau glaubt an den heroischen Mann. Indes Goethe in seiner unermeßlichen, strömenden, göttlichen Fülle war keine heroische Natur. Man fühlt das schon aus seinen Gestalten. Kein einziger Mann im eigentlichen Sinn ist ihm gelungen — schon Bismarck bemerkt es —, alle sind sie in hohem Grad abhängig von Einflüssen, hin- und hergerissen von fremden Gewalten in und außer ihnen, im Guten und Bösen — alle des Führers, der lenkenden Hand bedürftig. Aber die Frauen sind heldenhaft, wie die Stein heldenhaft war, die ihr Leben für Fremde, Schutzbedürftige aufs Spiel setzt: Iphigenie, die beherzt die Wahrheit ergreift, wo die Männer keinen Rat als Lüge sehen, Dorothea, die den Zug der Vertriebenen lenkt, Klärchen, die das Volk für den Geliebten erregt, Gretchen, die aus einem geängstigten und von wahnsinniger Furcht ins Verbrechen getriebenen Geschöpf zur höchsten Tragik emporwächst, indem sie freiwillig die Sühne ihrer Schuld auf sich nimmt, im kritischen Augenblick beherzt das Gute ergreifend, das Böse von sich stoßend, auch wenn der Weg zum Schafott führt.

Gegen seine Natur war er heroisch gewesen sieben Jahre lang. Man sagt, in sieben Jahren erneuere sich der Mensch; das Bild der abgestreiften Schlangenhaut gehörte wie zu Nietzsches zu Goethes Lieblingssymbolen. Weiterer Tapferkeit war seine Natur nicht fähig. Seine letzte Tapferkeit ist auch dies-

mal seine alte Hilfe: die Flucht. Er flieht wie vor Friederiken, vor Lili, nun vor ihr. Indessen werden unsere Entschlüsse selten nur von einer Triebfeder gelenkt.

Wie Charlotte litt auch Goethe schwer unter der Ungunst des Klimas und der Lage. „Wie freut es mich, daß Fritz Bäume gesehen hat, die sich vor der Last der Früchte zur Erde biegen", schreibt der Sohn einer glücklicheren Zone — obwohl beiderseitige Vorfahren aus Thüringen stammen —, nachdem der Kleine aus Frankfurt zurück ist. Dann seine Schilderung aus dem Elsaß Ende September: „Eine glückliche Gegend, noch alles grün, kaum hie und da ein Buchen- und Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder willkommner Atem durchs ganze Land. Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes Bauerhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer großen vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele. Wollte Gott, wir wohnten hier zusammen."

In jedem Alter wirkt die mildere Natur mit gleichem Entzücken auf ihn. Damals, auf dem Gotthard, reizt ihn Italien nicht; der Gedanke, Frau von Stein wiederzusehen, „wendet meine Augen zum zweitenmal vom gelobten Land ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde".

Jetzt kam die alte Sehnsucht seinem Fluchtgedanken entgegen.

Noch hätte sich alles zurechtziehen können; sie wollten zusammen nach Karlsbad, dort konnte Char-

lotte ihm wieder leben, gewiß hat der Gedanke, ihm dort ungeschmälert die alte Gemeinschaft bieten zu können, ihren Entschluß wegen Ernst bestimmt; doch ihn entfernte sie dadurch weiter von sich. Er kann wegen der bevorstehenden Entbindung der Herzogin nicht weg, sie reist am festgesetzten Tage; die Tage tropfen, sie werden Wochen, das Kind kommt nicht, die Zeit, der er das Jahr zuvor entgegengesehen wie einer „himmlischen Erscheinung", versickert ohne Glanz und Frucht. Er ist allein, sein Plan gewinnt Gestalt. Am 14. Juli schreibt er ihr, nachdem er sie eben noch „Einzige, der sich meine Seele enthüllen und hingeben mag," genannt: „Die Tage sind noch an Begebenheiten schwanger, der Himmel weiß, ob es gute Hoffnungen sind."

— — — — — — — — — — — — — —

In späteren Jahren schreibt sie einmal von „seiner Art, unnötige Geheimnisse zu machen". Wäre die Furcht, sie könne ihn zurückhalten, der Grund seines Verheimlichens gewesen, warum schwieg er gegen die Nächsten? Bei Herder zwar kann man nicht die Hand ins Feuer legen, daß er vor Frau Karoline geschwiegen habe, aber der Herzog, ein Mann, hätte gewiß das Geheimnis bewahrt, wenn er darum gebeten wurde. Er war später genau so verletzt wie Frau von Stein, Goethe mußte Herder bitten, beide zu beruhigen, er habe „niemand kränken wollen".

Vierzehn Tage sind sie noch in Karlsbad zusammen, dann reist sie ab, von ihm bis Schneeberg begleitet. Die gleiche Gegend, die ein Jahr darauf ihren Schmerz um Ernst sah, umfängt ihren Abschied von Goethe,

den sie, wie sie ihn geliebt und besessen hatte, nicht wiedersehen sollte. Auch dies war ein Abschied wie Tod, und schlimmer als Tod, wiewohl ungeahnt.

Am 3. September früh „stiehlt“ sich Goethe von Karlsbad „weg“.

* * *

Folgt Haltung Frau von Steins bei Goethes heimlicher Entfernung, hinsichtlich welcher alle Beurteiler zugestehen, daß sie sich durch die Tatsache wie die Begleitumstände tief verletzt fühlen mußte. Trotz seiner bleibend leidenschaftlichen Versicherungen hat sie geahnt, daß alles aus sei, daß Goethe sich von ihrer Art zu sein entfernte. Seine Wiederkehr bestätigte das. Wir wissen, er war ein anderer geworden, wissen, daß sein Verhältnis zur Frau sich grundlegend geändert hatte. Die Natur rächte sich an der, die sie mit Waffen des Geistigen hatte besiegen wollen.

Ein herzliches Verhältnis wollte sich nicht wieder finden.

* * *

Frau von Stein bemerkt einmal, der Aufenthalt in fremden Gegenden (sie meint Tropen) lösche die moralischen Begriffe aus. Sie konnte das an ihrem Schwager Imhoff sehen, der auf der Reise nach Indien schon auf dem Schiff seine Frau verschachert hatte. Sie hat sehr fein beobachtet, und ihre Erfahrung ist heut vielfach bestätigt.

Doch auch schon der Süden wirkt auflösend auf die

nordische moralische Struktur, wir haben in der Geschichte des deutschen Geistes eine Reihe ähnlicher Erfahrungen in Bezug auf Italien.

— — — — — — — — — — — — — —

Es wäre nicht richtig, anzunehmen, daß der Wunsch nach sexueller Befreiung Goethe fortgetrieben habe. Neben dem rein menschlichen Drang des „beengten und beängstigten Naturkindes" nach Luft, Sonne und Freiheit kennen wir die tiefe edle Sehnsucht, die ihn südwärts stieß. „Dreißig Jahre Wunsch und Hoffnung!" ruft er, und als ihn nur noch drei Tage von Rom trennen: „Wenn sie mich auf Ixions Rad nach Rom bringen, so bin ich's zufrieden." Der erste Brief, in der Stunde der Ankunft geschrieben, galt der Freundin, lange Zeit ist der große Abguß der ludovisischen Juno „ihre einzige Nebenbuhlerin".

Doch schon kurz nach seiner Ankunft erhielt er den Brief, den die Frau ihm nach wochenlangem Warten auf ein Lebenszeichen geschrieben hatte (da durch ein Mißgeschick seine Sendung an sie verspätet eintraf), in dem sie ihre Briefe zurückforderte und von dem er schrieb: „Das war also alles, was du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich so lange nach einem guten Worte von dir sehnt!"

Ihr Unwillen muß wie ein tödlicher Reif in sein Glück gefallen sein, von nun an hat sich unter dem Einfluß der freien römischen Atmosphäre, inmitten der tierhaft-südlichen Unschuld dieses Volkes in den Dingen des Körperlichen jene Änderung in seinen Anschauungen vollzogen, die der schönere Himmel jenes Landes im Nordländer fast regelmäßig weckt

und die ebenso regelmäßig als beseligende Befreiung von der Macht des sexuellen Gewissens empfunden wird. Von der Liebe zu Maddalena Riggi in Mailand hat er selbst erzählt, doch gingen neben dieser wertherähnlichen Neigung zur Braut eines andern römische Verhältnisse sehr gröberer Art her. Zuerst zweifellos nicht kampflos getragen, wird ihm bald „die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe“ klar, die ihm „das Gemüt erfrischt und den Körper in ein köstliches Gleichgewicht bringt“, und indem er einst das Allzumenschliche seines menschlichen Begehrens mit den Worten empfindet: „Staub sollst du fressen und mit Lust!“ bricht nun aus dem, was Frau Rat in ihrer klassischen Ausdrucksweise Befriedigung des „Leichnams“ nennt, ein Strom von verheerender Seligkeit. Das leise Befremdliche, das für uns in der flutenden Schönheit der Elegien liegt, leitet sich nicht aus dem menschlichen Inhalt, sondern aus dem Alter des Mannes, der hier in einem jünglinghaften Taumel sexueller Erfüllung sich vor uns entblößt — als einer, der allzu hart und allzu lang gedurstet hat, der l e b e n will, „ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt“.

Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß alle Elegien auf Christiane gedichtet wären. Die Szene in der Osteria, wie das Mädchen die Zahl mit Wein auf den Tisch schreibt und er die Lippe aus Begierde wund beißend am Tische sitzen bleibt, die Stunden zu erwarten, die Sehnsucht nach „dem holden Geschöpf, das mich versengend erquickt“, die Einzelheiten vom Oheim in der Vigne, von der Freude der Liebsten,

daß der Fremde „das Gold nicht wie der Römer bedenkt, — besser ist ihr Tisch nun bestellt, es fehlet an Kleidern, fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt, —“ von den Besuchen bei Mondschein in geistlicher Maske, „grau, im dunklen Surtout, hinten gerundet das Haar“ ergeben ein ziemlich klares Bild. Aber im Norden, unter dem graulichen Tag thüringischen Winters saß die Entfernte, der man solches nicht vertrauen durfte, „sie möchte mich schelten!“ — einst auf den Knien angebetet, in ihre Knie das Haupt gedrückt, hineingestöhnt in ihren Schoß: „M a c h e m i c h r e c h t g u t!“ — Hier gab es wohl nichts zu heilen. — —

Zumal weibliche Beurteilerinnen, die gern die Frau von Welt hervorkehren, betonen, Charlotte hätte ruhig Goethes Bitten, weiter die Freundin seiner Seele zu bleiben und die physischen Bedürfnisse des Freundes zu ignorieren, Gehör geben dürfen. Charlotte aber ging von andern Prämissen aus. „She whished an angel, while she loved a man“, wie Lotte Schiller sehr richtig zitiert; es kam ihr nicht darauf an, Herrscherin über eine Welt zu bleiben, die nun von einem Dualismus regiert und wo früher eine Einheit gewesen war. Sie lebte in der Welt, aber sie war nicht von der Welt, sie kannte keine Kompromisse in Dingen des Sittlichen. Das erste Wiedersehen muß tragisch gewesen sein: Goethe war schon von Natur nicht leicht unbefangen; mit der Rücksichtslosigkeit eines Mannes, der unter einem Naturtrieb steht, wird er innerlich schon den fragenden Blick, das zögernde Wort als Eingriff empfunden

haben, man kann es ihm nachfühlen, und man kann es ihr nachfühlen, wie sie ihn als vergröbert, als erdhafter geworden im Instinkt begreift, indes die Lippen Worte bilden, von denen die Seele nicht weiß, wie eine Hand ihr Herz zusammenschnürt bei einem Zucken des geliebten Mundes, das sonst nicht da war, einem Aufblitzen des Blicks — wie langsam ihr Stolz sich aufrichtet, ihre Züge streng macht, ihre Lippen schließt ...

Die sich selbst gegeben hat, hat Waffen; sie hatte keine, sie mußte warten; Vertrauen gab er ihr nicht. Sonst hielt keine Naturgewalt seine Sehnsucht nach ihrem Wort, ihrem Anblick zurück; jetzt „fürchtet er sich dergestalt für Wind und Wetter", daß „ich schwerlich zu dir kommen kann ..."

Daß „ein ganz reines Vertrauen, eine immer gleiche Offenheit ihn vor allen Dingen aufs neue mit ihr verbinden solle", hatte er zu Anfang des Jahres 1787 von Rom aus gelobt, jetzt verschwieg er ängstlich, was ihn bewegte.

* * *

Von jenem Zusammensein auf Kochberg und in Rudolstadt, wo Schiller Goethe zum ersten Male seit jener ersten Begegnung vor neun Jahren in der schwäbischen Heimat sah und auch bitter enttäuscht über seine Eindrücke von ihm schreibt, sagt Karoline Herder: „Sie empfing uns alle freundlich, doch ihn ohne Herz." Es war am 5. September 1788. Am 12. Juli war ein Mädchen, das er wenig Tage zuvor kennen gelernt hatte, in jenem Gartenhaus, das durch die Erinnerungen seiner himmlischen Liebe ge-

weiht war, sehr irdisch seine Geliebte geworden, und wenn sie zu ihren nächtlichen Besuchen verstohlen durch den Garten lief, trug ihr Fuß sie an dem Stein vorüber, in den der Liebende einst hatte graben lassen:

„Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten ...“

— — — — — — — — — — — — — —

Die „Zeit der Inschriften“ war vorüber.

* * *

Erst im März nächsten Jahres erfuhr Frau von Stein von dem Verhältnis, im Mai raffte sie sich auf, Goethe darüber zu schreiben; darüber zu sprechen hat sie nicht vermocht. Sie hinterließ ihm das Schreiben bei ihrer Abreise nach Frankfurt und Ems. Erst vier Wochen später antwortete Goethe, und es war bitter, sich sagen lassen zu müssen: „Wer macht Anspruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?“ Charlotte hat auf diesen Brief nur einen Laut geschrieben: ein „Oh!!!“ Goethe schrieb dann noch einmal und bat sie, ihm beizustehen, daß „das Verhältnis nicht ausarte“ — man kann das nur so deuten, daß er schon damals Christianens sinnliche Macht über ihn fürchtete, — aber Frau von Stein hat ihm darauf nicht geantwortet. Auch ein „freundliches Zettelchen“ (Brief an Knebel 8. Juli 1789), mit dem er sie nach ihrer Rückkehr begrüßte, hat sie nicht erwidert.

Alle Männer, die Charlotte beurteilen, schrecken in ihrer männlichen Beschränkung — ich meine in

Bezug auf das Seelenleben der Frau — nicht vor dem Wort Eifersucht zurück. Auch Frauen, die Charlotte verteidigen zu müssen glauben, machen diese Eifersucht erklärlich durch die Unterstellung, Charlotte habe Goethe im groben Sinn angehört und ihre vielberufene, angeblich würdelose Verbitterung und kleinliche Haltung sei die Folge der bitteren Erkenntnis, daß ihr Opfer umsonst war.

Wir erinnern uns, was Charlotte Goethen war: Retterin aus dem allzu Menschlichen, Unberührbare, der der leicht Verführbare flehend naht, Leukothea, die dem irdischen Mann den himmlischen Schleier zuwirft. Jetzt sah sie ihre heilige Macht zerbrochen. Eine Ehe mit einem Mädchen von Christianens Art hätte sie wohl nicht mit Freuden billigen können, es hätte ihr bittere Entsagung gekostet, ihren höchsten Besitz zu verlieren; aber sie hätte sich überwunden. Ein Verhältnis, in dem Goethe sich an ein „Dirnchen“ wegwarf, wie er es selbst nennt, konnte sie nur mit unheilbarem Schmerz erfüllen.

Sie wußte nichts Näheres über das Mädchen, sie urteilt mit keinem Ton über sie, während die Herder berichtet, sie sei eine „allgemeine Person“ gewesen — der Ausdruck selbst ist zu biblisch, ihn wiederzugeben; wahrscheinlich hat sie Mitleid für sie empfunden. Gleich nachdem sie das Verhältnis erfahren, hat Charlotte sich gegen die Herder und Lotte Lengefeld im ersten heißen Schmerz darüber ausgesprochen. Die Herder berichtet: „Er hat die junge Vulpius zu seinem Klärchen und läßt sie oft zu sich kommen. Sie (Frau von Stein) verdenkt ihm das sehr. Da

er ein so vorzüglicher Mensch ist, auch schon vierzig Jahr alt, so sollte er nichts tun, wodurch er sich zu den Andern so herabwürdigt." An das junge Mädchen schreibt Charlotte: „Der mühsame Begriff von meinem ehemaligen (schon damals!) vierzehn Jahre lang gewesenen Freund liegt mir auch manchmal wie eine Krankheit auf und ist mir nun wie ein schöner Stern, der mir vom Himmel gefallen." Ein Satz, daß „Nachdenken im Leben nicht glücklich macht", geht vorauf, die schöne klare Schrift bleibt ebenmäßig bis zu dem Wort „Freund", wo das d in einer zitternden rückgebogenen Linie endet, als könne sie schwer von ihm Abschied nehmen, indes der Buchstabe sonst in die herkömmliche Schleife ausläuft. Während der ganze andere Brief ohne den mindesten Anstoß geschrieben ist, hat sie in diesen wenigen Zeilen zweimal ausgestrichen und zweimal verbessert. „Liegt mir wie eine Krankheit auf" streicht sie erst, weil es übertrieben scheinen könnte, zaudert, sucht nach einem Vergleich und wiederholt endlich mit festerer Hand: „wie eine Krankheit"!

* * *

Es wird nun eifrig behauptet, Goethe habe Christianen nicht heiraten können wegen seiner amtlichen, gesellschaftlichen und höfischen Stellung. Das ist völlig irrig. Die Stein schreibt einmal von den bequemen Verhältnissen in Weimar, wo jeder nach seiner Fasson leben könne; die Hofrätin Wieland, eine nach den Zeitbegriffen durchaus gebildete Frau guter

Herkunft, deren Gatte Freund der Herzogin-Mutter, Erzieher des Herzogs, Zierde des Hofes gewesen war, verkehrte weder bei Hof noch sonst in der Gesellschaft, sah Freunde nur im eigenen Hause, weil es ihren Neigungen und Verhältnissen so entsprach. Auch Goethe, dessen amtliche Tätigkeit seit Italien ja sehr eingeschränkt war, hätte Christianen niemand aufzudrängen nötig gehabt, und welches Verhältnis in Stadt und Land, zumal bei Hof, weniger Ärgernis erregt hätte, das legitime oder das unlegitime, liegt auf der Hand. Goethe dokumentierte durch seine Handlungsweise, daß ihm gar nicht der Gedanke gekommen war, dem Mädchen eine andere Stellung als die eines „Verhältnisses" in seinem Leben zu geben. Sie wollte er für das Untergeordnete, die Geliebte der Seele sollte Frau von Stein bleiben.

Konnte eine ethisch hochstehende Frau das billigen? Handelt so ein „Verständiger, Edler, Großmütiger, Wohltätiger, Uneigennütziger", als den sie den Freund lieben wollte?

Es gehört zu der gesellschaftlichen Moral unserer laxen Zeit mit ihrem Recht des Auslebens, daß man diese Haltung heut nicht mehr versteht. Jene Menschen aber „streckten sich" nach Tugend, dem heut lächerlich gewordenen Begriff. Goethe läßt einmal in jener Zeit der Freundin durch Fritzen ein italienisches Wort sagen, das übersetzt lautet: „Meine Tugenden wachsen in dem Maß, als meine Tugend schwindet." Das war aber ein Irrtum.

Sie sah ihr Ideal gestürzt, sie sah durch Goethe einen Menschen vom Weg der Ehre in die Unehre

gebracht, aus der Unschuld in die Schuld. Für sie sieht der Tatbestand aus, wie folgt: Goethe hat ein unbescholtenes — ich nehme das an, obwohl in Weimar das Gegenteil verbreitet war, auch ein frivoles Wort, von Laube Goethen in den Mund gelegt, dagegen spricht — Mädchen verführt, lebt mit ihr in einem Verhältnis, durch das er sich und sie dem gerechten Urteil auch der Billigdenkenden preisgibt, und ist sonst der naiven Meinung, der seelische Bund mit der Freundin solle dabei weitergehen. Hätte er ihr Christiane als Braut gebracht, es hätte geschmerzt, sogar wütend geschmerzt, aber sie hätte die Größe der Entsagung gefunden. Jetzt war der Schmerz vergiftet, das Fleisch triumphiert über den Geist, das Niedere höhnt dem Höheren ins Angesicht, das Gemeine siegt.

So mußte sie die Sache sehen.

* * *

Was ist ihr in ihrer Haltung zum Vorwurf zu machen?

Daß Goethe nicht richtig gehandelt hat — gegen Fritz, der Woche um Woche mit Seidel in der leeren Wohnung auf ihn wartet, nicht richtig gegen die Freundin, sie den zahllosen erstaunten, dringenden, ungläubigen, vielleicht auch schadenfrohen Fragen auszusetzen — erkennen alle Beurteiler an. Dazu Charlottens seelischer und gesundheitlicher Zustand, die wochenlange Ungewißheit, — auch unbefangene Mitmenschen mußten glauben, es habe sich ein schweres Vorkommnis zwischen ihnen beiden ereignet. Gerade

in Karlsbad war ihr wieder „Freude zu seiner Liebe aufgegangen", alles begann sich herzustellen, nun muß sie fort und alles ist aus. Dazu fand sich in den Abschiedsbriefen vom 1. und 2. September eine Stelle, die sie so deuten mußte, als hätte sie ihn fortgetrieben. „Ich habe bisher im Stillen gar mancherlei getragen und nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne. Sonst mag ich nicht in deiner Nähe wohnen, und ich will lieber in der Einsamkeit der Welt bleiben, in die ich jetzt hinausgehe." Gegen sein Wort eine Woche vorher: „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben, dann wird aber auch alles so sanfte endigen und die Früchte reif abfallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit d i r leben und in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand, der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind", — hiergegen mußte ihren angegriffenen Nerven jenes letzte wie ein schreckliches Antlitz scheinen, von dem die trügende Maske sinkt.

Unter diesem entsetzlichen Eindruck stand sie. Sie vergräbt sich in Kochberg, ab und zu kommt die Witwe des Kantors mit ihrer Zither und spielt ihr traurige alte Lieder; zu der Melodie des einen macht sie sich selbst einen — bekannten — Text:

Ihr Gedanken, fliehet mich,
Wie mein Freund von mir entwich!
Ihr erinnert mich der Stunden,
Mit ihm liebevoll verschwunden.
O wie bin ich nun allein!
Ewig werd' ich einsam sein!

Wenn mein Aug' die Träne quillt
Und der Schmerz das Herz aufschwillt,
Wenn es dich den Lüften nennet,
Aus der Brust der Atem brennet,
Bleibt doch alles um mich leer,
Keine Antwort wird mir mehr.

Ach, ich möchte fort und fort
Eilen und weiß keinen Ort!
Weiß mein Herz an nichts zu binden
Weiß nichts Gutes mehr zu finden:
Alles, alles floh mit dir!
Ich allein, verarmt in mir!

Was mir seine Liebe gab,
Hüll' ich wie ins tiefste Grab.
Ach, es sind Erinnrungsleiden
Süßer abgeschiedner Freuden,
Was mich sonst so oft entzückt
Und ich an mein Herz gedrückt.

Schutzgeist, hüll' mir auch noch ein
Seines Bildes letzten Schein,
Wie er mir sein Herz verschlossen,
Das er sonst so ganz ergossen,
Wie er sich von meiner Hand
Stumm und kalt hat weggewandt!

An dem Schreibtisch, auf dem mit Bleistift geschrieben steht: „Goethe 1775“ und „Derselbe 1780“, saß sie und dichtete sein schönstes Lied um, der ihr nun nicht mehr „derselbe“ war:

Da des Freundes Auge mild
Nie mehr kehrt zurück.
Lösch das Bild aus meinem Herz
Vom geschiednen Freund,
Dem unausgesprochner Schmerz
Stille Träne weint.

Jeden Nachklang in der Brust
Froh und trüber Zeit,
Wandle ich nun unbewußt
In der Einsamkeit.

— — — — — — — — — — — — — —

Auch hier wieder eine stille und eine edle Resignation:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Seine Seele rein erhält,
Ahnungsvoll genießt,

Was, den Menschen unbekannt
Oder wohl veracht,
In dem himmlischen Gewand
Glänzet bei der Nacht.

— — — — — — — — — — — — — —

Diese Verse, rührend in ihrer Anklammerung an die geliebten Worte, schickte sie ihm. Und sie treffen Goethes Herz. Schon seine erste zornige Klage über jenen jähen Brief schließt ein Wort, das von seiner Sehnsucht zeugt: „Ich sage dir nicht, wie dein Blättgen mein Herz zerrissen hat. Lebewohl du einziges Wesen, und verhärte dein Herz nicht gegen mich." Schon vorher hatte er ihr zugerufen: „Du wirst den Deinigen, wenn er zurückkommt, noch mehr lieben, denn will's Gott wird er einige Fehler ablegen, mit denen du unzufrieden warst." Dann folgt eine Betrachtung, wie der Gute für das Gute fast auf dieselbe Art tätig sein müsse als der Eigennützige, der Kleine, der Böse. „Wir haben über diesen Punkt so oft gesprochen ..." Dann ein Plan, wie er ihr in Kochberg die Zimmer ordnen und „ausmalen" wolle.

Nein, er konnte nicht vorhaben, vor ihr zu fliehen. Dann erzählt ihm auch Moritz, wie er durch seinen Fortgang aus Berlin eine Herzensfreundin betrübt — er sucht sie im Traum, bergauf, bergab —, dann auf ihre ersten Zeilen hin dieser Ausbruch vom 23. Dezember, einem Tag vor ihrem Geburtstag: „Meine Liebe! Meine Liebe! Ich bitte dich nur fußfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe. Verzeih mir großmütig, was ich gegen dich gefehlt, und richte mich auf —" endlich das Schönste, was er ihr im Leben zu sagen gewußt hat: „Gedenke göttlich des Vergangenen nicht!"

Allmählich hofft sie wieder. Ihre „Zettelgen" sind noch „traurig", doch schon dankt er für „goldne Sachen über ihn selbst und seine nächsten Verhältnisse" gesagt, er vergießt „Freudentränen", sie wieder zu sehen, eine Gemme, ein „Löwgen" kommt an zu einer Nadel für die Schultertücher aus Musselin, die sie trug, er verlangt das Maß ihres Fingers ... sie liest „viel" über Italien, um auf seine Gedanken eingehen zu können ...

Plötzlich kommt ein anderer Ton auf. Er gesteht, „fauler und fauler" zu werden, und trotzdem fehlt es ihm an Zeit; Aussprüche wie „Eine schädliche Wahrheit ist nützlich, umgekehrt ein nützlicher Irrtum schädlich" erscheinen, er will und muß nun auch erlangen, glücklich, das heißt „ganz" zu sein, vom endlichen Sieg der Humanität in Herders Sinn spottet er erstaunlich nietzschemäßig, die Welt würde dann „ein großes Hospital werden und einer des andern humaner

Krankenwärter". Dazu verliert sie das „Löwgen", er schafft auch Ersatz, findet aber doch solch „artig Steinchen" nicht wieder, die „Schöne" des Herzogs von Hamilton wird erwähnt; endlich kommt der Egmont, und er verherrlicht ein ähnliches Verhältnis. So tief Frau von Stein die Schönheit der Gestalt sonst empfunden hätte, hier macht die Erkenntnis, daß Goethe eins der Verhältnisse, die ihr so verhaßt waren und von denen er selbst Plage genug gehabt — Prinz Konstantin und die Darsaincourt und so weiter — verherrlichen kann, sie blind: eine Dirne! Gretchen ist eine Verführte, mit ihr muß sie Mitleid haben, Klärchen lebt im Haus der Mutter, schamlos von Egmont ausgehalten ...

Es ist sehr leicht, ihren Standpunkt engherzig und kleinlich zu finden. Doch hat Goethe selbst häufig Anwandlungen, die auf einen ähnlichen Standpunkt schließen lassen: „Kein Mann ist imstande, den Wert eines Weibes zu fühlen, das sich zu ehren weiß!" — er selbst ehrt Reinheit in der Frau; Lili hat als ältere durch viel Leid gereifte und in schweren Schicksalen bewährte Frau gestanden, es sei nicht ihr Verdienst, wenn ihr Verhältnis zu Goethe untadelig geblieben sei; die Furcht, das Verhältnis zu Mariannen über die schöne Grenze, die der Gatte „ihm gern und edel gönnt", hinauswuchern zu sehen, hält ihn von dem ersehntesten Wiedersehen mit der Frau zurück, der seine glühendsten Liebesgedichte gewidmet sind.

Und mit diesen Anlagen, die zu entwickeln die ganze Sehnsucht der „Seelenführerin" gewesen, und geweiht und bestellt, die Herrschaft des Guten bauen

zu helfen, verherrlicht er ein solches Verhältnis? Warum nicht eine Liebe ohne diese Beigaben?

Sie konnte wohl nicht gut anders denken. Seine Empfindlichkeit bleibt denn auch nicht aus.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber, obwohl sie sich vorhalten lassen muß, wie weiblich zart Angelika diese Gestalt betrachtet, und daß ihr zwischen Dirne und Göttin ein Mittelglied fehle, — es ist dennoch Sehnsucht in ihm. Nach jenem Sturz des Herzogs will er Anfang 1787 schon zurückkehren, später soll sie entscheiden, ob er nach Sizilien gehen oder zurückkehren soll. In der tragischen Selbstlosigkeit der vornehmen Naturen überläßt sie den Entschluß ihm — wie oft wiederholt sich gleiches Schicksal! Hundertmal schlägt die Lensing Hebbels ehrlichsten Entschluß, sie zu heiraten, aus — —.

Daß Goethe ein anderer geworden war, fühlte er selbst. „Das Herz wird in einem fremden Lande, merk' ich, leicht kalt und frech", schreibt er dem Herzog; die Idee des sacro egoismo war ihm schon sehr bald aufgegangen. „Wenn man zu dieser Gemütsart geleitet werden kann, so ist es gewiß in Italien, besonders in Rom. Hier, wo in einem zusammensinkenden Staate jeder für den Augenblick leben, jeder sich bereichern, jeder aus Trümmern sich wieder ein Häuschen bauen will und muß." Das Tischbeinsche Bild zeigt ihn noch in vollem Adel; das von Lips hat schon etwas Hartes, Eigensüchtiges, Unerbittliches in Stirn und Brauen, der Blick ist entschlossen und — so weit man bei Goethe davon reden kann — zeigt eine Art von Brutalität, wie sie auch in ihm, wie in

jedem Mann, schlummerte und, geweckt, auch verschiedentlich sichtbar wird. Gerade dies gibt dem Bild das auf den ersten Blick Bestechende und Löwenhafte.

Verändert fand man ihn allgemein, selbst das bescheidene Lottchen bemerkt: „ehe er nach Italien ging, war er mir d o c h lieber — schon der Ausdruck in seinem Gesicht!“ Junge Mädchen haben Instinkt für dergleichen.

* *
*

Vielfach wird behauptet, Frau von Steins äußere Erscheinung habe Goethen bei der Rückkehr enttäuscht. Zugegeben, daß ihr Schmerz um Ernst, ihre Sorgen, ihre Trauer um Goethe und ihr körperlicher Zustand sie hätten altern lassen, so bildet er doch in jenen Tagen die Tassoworte vom „Schleier, den Krankheit oder Alter überwirft“ und von „dem holden Schatz von Treu und Liebe, den der Busen einer Frau bewahren kann“. Bei ihrer zarten Erscheinung, der alles junonisch Prangende fehlte, das manche Frauen in den Vierzigern etwas derb aber doch bezwingend aufblühen läßt, kann sie schon in den letzten Jahren ihn schwerlich durch äußern Reiz gehalten haben, und die Anmut, die ihr immer eigen war, bewahrte sie bis in ihr höchstes Alter. Wir finden auch nie ein einziges ihre Schönheit bewunderndes Wort bei ihm; ein oder das andere Mal gesteht er, wie gern er sie angesehen, oder wie gern er sie in einem bestimmten „Kleidgen“ gesehen, — das ist alles. Er ist herzlich, liebevoll, aber mehr brüderlich zärtlich; von Leidenschaft, hervorgerufen durch ihre äußere Erscheinung,

keine Spur. Auch Schiller, der das Edle und Sympathische ihres Ausdrucks betont, erklärt ausdrücklich: „Schön kann sie nie gewesen sein."

Es ist auch nicht anzunehmen, daß bei ihrer ganzen Art der kleinliche Verdruß, nicht „mitreden" zu können, sie seine Erzählungen vom gelobten Land „unfreundlich" aufnehmen ließ. Sie mag sein, wie sie will, aber spießbürgerlich ist sie nicht. Eine so kleine und verächtliche Geltung der Frau unterzulegen, der Goethes reinste Liebe galt, ziemt uns nicht, deren reinste Liebe ihm gilt. Sie sagt einmal von einer Besucherin: „sie war ehemals mit ihrem Mann in Italien und schien nicht mehr zu wissen als wir Ungereisten, daher es einem ganz gemütlich mit ihr wurde." Sie hat also offenbar, so sehr sie sich auch darum bemüht hatte, mit Goethes neuem Erfahren nicht Schritt halten können, und jedenfalls hat er sie, deren Hauptzug Treue war, auch durch Undankbarkeit gegen die Heimat, gegen Deutschland und Thüringen, verletzt. Jahre später antwortet er ihr noch auf ihr Lob der Aussicht ins Ilmtal: „Das ist keine Aussicht" und sieht „dickmürrisch" dazu aus. In den Briefen klagt er vielfach über den unglücklichen, den kimmerischen Himmel; in einem ihrer kleinen Lustspiele sagt jemand von Italien: „Ja, das ist ein Land! Da ist noch ein Himmel und eine Erde! Hier sind's nur Steine, Ton und Wolken; man hat nicht einmal das rechte Licht, um nur ein schönes Gemälde zu sehen!" Ein alter Arzt erwidert darauf: „Ich dächte, es gäb' doch manchen schönen Sonnenschein und manches liebe Fleckchen in unserm ehrlichen Deutsch-

land." Dazu kam noch ein weiteres, höchst unschuldiges und liebenswertes Ärgernis: der kleine schwarze Spitz Lulu. Goethe liebte Hunde überhaupt nicht, vielleicht kamen Lulus Gefühle den seinen entgegen — jedenfalls deutet eine Stelle in einer der kleinen Erzählungen (Die guten Weiber) auf Verdrießlichkeiten dieser Art hin. Menschen, denen das Tier gleichgültig ist, können tierliebe Menschen nicht begreifen, und ihnen erscheint als ein Ärgernis und eine Torheit, was das Leben der andern wahrhaft zu durchstrahlen vermag. Es scheint, daß Charlotte in peinlichen Pausen, zwischen Unausgesprochenheiten hindurch, um ihren Schmerz und ihre Enttäuschung zu verbergen, viel von dem Tierchen gesprochen hat, was denn Goethe wieder verdroß, indem eine so gleichgültige Kreatur ihr interessanter schien als er und die Wunder der schönen Fremde.

Natürlich und selbstverständlich hätte all dies wie Spinnenweb verfliegen müssen, wenn nicht anderes zwischen ihnen stand, das Unausgesprochene, das Verhohlene. Ohne ein Wort weiß sie genug. Das ist der nicht mehr, der bisher „ganz im Ernst nach der Tugend in die Höhe geklettert", der einst an Gustgen Stolberg geschrieben: „Ich habe immer eine Ahndung, Sie werden mich retten, aus tiefer Not, kann's auch kein weiblich Geschöpf als Sie!", dessen „Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet" bleibt, die „nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold". Unter den geliebten Zügen schaut ihr die triumphierende

Miene des großen Pan, frech in die Augen — Eros, Allsieger im Kampf.

Es hat keinen Sinn mehr, zusammenzukommen, sie reden aneinander vorbei. Von Charlottens furchtbarer Niedergeschlagenheit zeugt die Tatsache, daß sie acht Tage hindurch in einem Zustand unüberwindlicher Schlafsucht war; je gewaltsamer sie sich angespannt hatte, ihren Ahnungen zu begegnen, — schon vor seiner Rückkehr träumt sie von einem Unglück, das ihm bald nach dieser in Weimar begegnen werde, — desto furchtbarer kam nun die Reaktion. „Sieh das Natürliche von einem natürlichen Gesichtspunkt an" — es ist so verständig, aber sie konnte es nicht. Schon jetzt, wo er eben zurückkehrt, von Eifersucht auf die Vulpius nicht die Rede sein kann, ist ihr ganzes Inneres Enttäuschung und Abwehr.

> „Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn,
> Ihn mußt' ich lieben, weil mit ihm mein Leben
> Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt —"

Er, den sie mit ihrem auf das Höchste gerichteten Sinn *so* geehrt und *so* geliebt, er sollte nicht unter der Gewalt des Natürlichen stehen, er sollte Herr sein seiner Natur ...

Jetzt steht vor ihr, der nichts mehr weiß von jenen Stunden des Aufschwungs und der Sehnsucht, sie wohl belächelt. Sie hatte es schon im Egmont gefühlt: sie und ihre Ziele waren ein „fremder Tropfen in seinem Blut"; nicht der „alte Geist" ist zwischen ihnen. Die von ihm angerufene „Natur" hatte den Tropfen „hinausgeworfen".

Ihre Hand liegt kalt in seiner, sie friert innerlich,

der Juliregen schlägt an die blanken Scheiben. Sie sieht ihn sich aufrichten, zur Tür gehen, das Hündchen kläfft auf, die Tür fällt sacht ins Schloß. Und draußen fragt er Schach, wie spät es sei, denn er muß pünktlich im Gartenhaus sein —

> „Ja, dich liebte ich einst, dich, wie ich keine noch liebte,
> Aber wir fanden uns nicht, finden uns ewig nicht mehr."

* * *

Wenn sie litt, so litt Goethe nicht minder. Er fühlte wohl, daß mit ihr das Reinste und Edelste seines Lebens dahinsank. Wie er, um nur bald bei ihr zu sein, auch diesmal auf seiner Rückkehr nicht die Mutter besucht, die sieben Wochen, die ihn das Warten auf die Herzogin-Mutter in Rom kostete, nur mit Ungeduld ertragen hatte, so sehnte er sich weiter nach ihr und dem Leben mit ihr. Sein höherer Mensch leidet — wenn anders man Befriedigung des „Leichnams", um nochmals Frau Rat anzurufen, für das Untergeordnete halten will. Er hält sich „für gänzlich unnütz", er spricht von seinem „zerrissenen Wesen", er „wird des Lebens weder gewahr noch froh", er wirft Herdern vor: „ein böser Geist" habe ihn bewogen, ihn „zurückzurufen". Das läßt alles nicht auf ein selbstvergessenes Liebesglück schließen. „Verlieren Sie den Glauben nicht, daß ich Sie liebe, sonst muß ich einen großen Bankrott machen", hatte er ihr einst geschrieben; nun war der Bankrott da.

— — — — — — — — — — — — — —

In einem Brief an den Göttinger Heyne kommt er in Eifer, schreibt, es könne scheinen, er behandle

die geistigste Sache zu irdisch. Indes hätten die Götter der Griechen nicht im siebenten oder zehnten Himmel, sondern auf dem Olymp gethront und so weiter. „Es ist gut, daß mich der Raum nötigt aufzuhören", fügt er dann in einem plötzlichen Erschrecken hinzu. Bei der Stein äußerte er sich bitter über Herders Auffassung vom Christentum, in dem er die asketische Macht haßt, durch die er Frau von Steins sittliche Forderungen gelenkt glaubt — man merkt überall den Zwiespalt und die Zerrissenheit.

Er hatte es sich so gut zurechtgelegt: ein politisches Verhältnis. Eins der gegenseitigen Kompromisse. Ihre Ruhe würde er nicht mehr mit Wünschen beflecken, die er verbergen mußte, ihm dagegen sollte man nicht abverlangen, „zu leben, wie ich nicht leben mag". Es gab, dank der guten Vorsicht und weiser menschlicher Einrichtungen, Auswege. Für das Werkzeug, das diesen Ausweg ermöglichte, würde man redlich sorgen. Dem Kadaver ward sein Recht, und der Geist konnte sich der alten Gemeinschaft erfreuen. Vom rationellen Standpunkt aus konnte man nicht verständiger und sorgsamer jedem sein Teil geben: dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Aber die Gegenmacht wollte nicht. Man darf nicht glauben, daß er geheuchelt hat, als er ihr vorhielt, er habe ihretwegen die Begleitung der Herzogin-Mutter ausgeschlagen: Heuchelei ist zu keiner Zeit in ihm. Er weicht aus, er hält zuweilen nicht stand: unwahr ist er nie. Er lebt ihr in allem zu Gefallen,

er versorgt Schiller, den er nicht leiden kann, — „mit dir kann ich am wenigsten rechten, weil ich bei jeder Rechnung dein Schuldner bleibe.“ Er führt, als der Wendepunkt da ist, die erschütterndsten und mächtigsten Gründe ins Feld: Wenn ich das unbegrenzte Vertrauen zu dir nicht mehr „ausüben“ kann, „bin ich ein anderer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern“ und „Hilf mir selbst, daß das Verhältnis, das dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe, wie es steht“.

Aber sie hatte schon ihren Schmerzenslaut auf die Zeilen geschrieben, in denen er so ahnungslos, so blind, wie nur ein Mann sein kann, fragt: „Welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?“

Wer wird dadurch verkürzt?
Sie, Charlotte?
Ach nein.
Es werden sehr andere Dinge verkürzt.

* * *

In diesen Monaten ward der Tasso fertig.

Wie jammert mich das edle, schöne Herz!
Welch traurig Los, das ihrer Hoheit fällt!
Ach, sie verliert — und denkst du, zu gewinnen?

Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig faßten.
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen.

Auch in den Zeiten der befriedigtsten Sattheit hat die Sehnsucht nach den Zeiten seiner „Tumbheit", in denen er, rein und ein Tor vor Vernunft und Welt, seinem fernen Gral zustrebt, von ihr geleitet, ihn nicht verlassen. Als er in Venedig einen Pilgerzug nach Jerusalem sah, kamen ihm heiße Tränen in die Augen: „O, wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!"

Christiane

> Nur vergebens nähr' ich mich noch: die gewaltige Wurzel
> Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf.
> Denn der gefährliche Gast, der geliebteste, maßet behende
> Unterweges die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
> Nichts gelangt zur Krone hinauf, die äußersten Wipfel
> Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
> Ja, die Verräterin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
> Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.
> Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,
> Freue des tötenden Schmucks fremder Umlaubung mich nur —

„Ich habe die schüchternen Mädchen lieb", schreibt Frau von Stein einmal. In diesem Sätzchen liegt schon beschlossen, warum sie, von allem anderen abgesehen, Christianen schon von Natur nicht hätte „lieb haben" können.

Es ist eine Zeitlang Sitte gewesen, von Christiane nur in den verächtlichsten Ausdrücken zu sprechen, ohne daß man recht wußte, aus welchen Gründen. Es ist die logische Folge, daß allmählich, und gerade aus dem besten aller Gründe, dem menschlichen Gefühl heraus, eine Reaktion kommen mußte, und sie kam mit solcher Heftigkeit, daß man sich nun nicht besann, sie gar zu Goethes einzig wahrer Gefährtin und Genossin seines Schaffens heraufzusteigern, was nicht ohne die kräftigsten Verkleinerungen Frau von Steins geschehen konnte. Es ist klar, daß sich ein völlig schiefes Bild ergeben mußte, es war aber schwer, etwas dazu zu sagen, da Christianens Briefe der

allgemeinen Kenntnis entzogen waren. Erst vor kurzem sind sie herausgebracht worden, und nun ergeben sich aus den zahlreichen ungünstigen und wenigen relativ günstigen Zeugnissen einigermaßen klare Linien.

Es ist nicht wahr, daß Christiane Goethen dem Blut nach so unebenbürtig war, wie man geglaubt hat. Ihr Stammbaum weist gehobenes, gutes Bürgertum auf, Geistliche, Kantoren und so weiter; schon der lateinisierte Name deutet auf eine Akademikerfamilie; auf ein tüchtiges Geschlecht deutet auch ihre erstaunliche Vitalität und ihre häusliche Tüchtigkeit. Mädchen aus verkommenen Familien haben das nicht im Blut.

Frau von Stein spricht einmal von Christianens „Pöbelfamilie"; das Wort klingt hart. Allerdings wuchs sie in bereits sehr gesunkenen Verhältnissen auf. Der Vater hatte getrunken, ein neuerer Autor läßt ihn im Delirium sterben, seine Quelle weiß ich nicht. Er war Amtskopist, hatte es also nur bis zum Schreiber gebracht, verheiratet war er zweimal. Aus der ersten Ehe blieben Sohn und Tochter, aus der zweiten eine Tochter am Leben, zahlreiche Kinder starben. Trotz seines traurigen Lasters scheint der Vater dank seiner besseren Überlieferungen in gesunden Stunden Ehrgefühl und ernstere Ansicht des Lebens besessen zu haben; Goethe läßt in den Elegien den Vater die Mädchen vor den Männern warnen: „Am Ende seid ihr doch die Betrogenen", doch die Mutter habe es leichter genommen. Allem Anschein nach war die Mutter eitel und von untiefer Natur; von Christiane, die als Kind unschön war, erzählt

Goethe im Spiegel der Elegien, die Mutter habe sie zurückgesetzt und erst mit zunehmender Entwicklung lieber gewonnen. Ihre beiden Kinder lassen darauf schließen, daß sie wohl bereits aus belasteter Familie gestammt hat. Dem Sohn wie der Tochter ist eines der bezeichnendsten Degenerationsmerkmale eigen: die Anlage zum — hart ausgedrückt — Schmarotzertum, das sich nicht auf sich selbst stellt, sondern sich an andere klammert. Goethe selbst hat sich der Gedanke unbewußt in der Elegie vom neuen Amyntas gestaltet; sie ist eines der wenigen und erschütternden Dokumente, in denen sein Innerstes die Wahrheit hinausschreit, die seine Zunge, seine Feder, sein Herz selbst sich sonst verschweigt.

Pöbelfamilie. Geschäftige Verteidiger Christianens rechnen der Stein das Wort auf, als Zeichen ihrer Überheblichkeit, ihres Adelsstolzes. Von beidem ist gerade bei ihr keine Rede. Sie hat im Blut, was Charakteristikum des höheren, des wahrhaft adeligen Menschen ist, wovon das Vorhandensein den Mann des Volkes adelig macht, das Nichtvorhandensein den Fürsten niedrig, das Charakteristikum dessen,

> „Der üblen Ruf mehr fürchtet als den Tod
> Und schön zu sterben wählt statt schlechten Lebens,
> Sein Vaterland mehr als sich selber liebt —“,

und den untrügsamen Maßstab in diesen Dingen für sich und andere. Edel war nach ihrer, an Plutarch erzogener Anschauung, wer trotz des Besitzes von allem, was Leben lebenswert macht, sein Leben für die Allgemeinheit preisgibt, er soll mit Recht beherrschen, die er beschützen muß; Pöbel, Proletariat

war jene Klasse, die unruhig, dürftig und begehrlich, außerstande, aus eigener Kraft sich heraufzuarbeiten, „zum Kriege nicht gebraucht wird, nach Ehrbarkeit nicht fragt", also unfähig ist, Opfer zu bringen, und beherrscht von dumpfem Triebleben, dazu gierig nach Herrschaft, die auszuüben sie unfähig ist. Diese großen und strengen, uralten Menschheitsideale, die, in der Antike zuerst Wort geworden, die Zeiten der Größe beherrschten, sind es, die sie leiten, nicht enge und kleinliche Vorstellungen von der Bedeutung einer Kaste. Schillers Mutter war eine Bäckerstochter, sie hatte im Laden ihres Vaters Wecken verkauft, als der niedrig geborene Feldscher um sie warb, dennoch war sie fähig, Schillers Mutter zu werden durch den einfachen Adel sittlicher Überzeugungen, der in ihr und in dem vom Krieg zur Pflicht erzogenen Manne lebte, und Frau von Stein rühmt von ihr den Anstand und die einfache Würde, mit der diese verarbeitete Frau sich bei einem Zusammentreffen mit der Rudolstädter fürstlichen Familie zu betragen wußte.

Die Vorbedingungen der Vulpius waren sehr viel günstigerer Art, sie stammten von einer Kulturfamilie ab, dennoch zeigen sie weder Gefühl für Ehre noch Scham, Almosen anzunehmen; etwas Bettelhaftes und von vornherein Prostituiertes ist über ihnen, bei guter Begabung sind beide Geschwister zu ausdauernder und strenger Arbeit unfähig. Der Name erscheint in Goethes Briefen an Frau von Stein bereits im Jahre 1786 (Januar), als er mit bitterstem Verdruß des Theateralmanachs gedenkt.

Auch Vulpius hatte mit Gedichten, die Goethe „Exkremente der weimarischen Armut“ nennt, die deutsche Theatermisere „gewürzt“.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Bruder hatte studiert, kein Examen gemacht, sich in Stellungen nicht bewährt, es aber seinen Brotgebern als unbillig angerechnet, wenn sie ihm jemand vorzogen, der für weniger Geld mehr zu leisten verhieß. Er lag in Weimar Schwester und Tante auf der Tasche, hatte im übrigen leichte Fassungskraft, guten Durchschnittsverstand und jene vom Gefühl für persönliche Würde unbeschwerte Gutmütigkeit, die gleichfalls ein Kennzeichen Degenerierter ist. Er wollte Schriftsteller werden, in dem Sinn, wie Bismarck von einer bestimmten Art Leute spricht, die, zum bittern Empfinden der wirklichen Journalisten, „Journalisten“ werden, indem sie, unbekannt mit den wahren Aufgaben des Berufs, dort ein leichtes Brot zu finden meinen. Sein Irrtum ist ihm später aufgegangen, die Not hat ihn zur Arbeit erzogen, und da er das Glück hatte, eine tüchtige Frau von rechtschaffener und gesunder Herkunft zu bekommen, so bietet seine Familie ein so tröstliches und erfreuliches Bild von Regeneration, als die der Schwester — leider! — vom Gegenteil. Welcher Art seine Stellung war, zeigt am besten die schneidende Ironie, mit der Schiller ihn behandelt, der damals arm, abhängig, niedrig geboren, von Schulden gehetzt, von Wohltätern notdürftig über Wasser gehalten, ohne einen Besitz als den weimarischen Titularrat, den er einer leeren Courtoisie dankt, nach Weimar kommt. Dennoch

ist er der Aristokrat, jener, der sich dienernd und lobhudelnd an ihn herandrängt, der Proletarier; sein Urteil über den „Kollegen", ungütig, wie Unglückliche meist urteilen, steht in den Briefen an Körner. Dieser Vulpius ist es, der auf den Gedanken kommt, dem soeben aus Italien heimgekehrten Goethe durch die dreiundzwanzigjährige Schwester, ein für die damalige Zeit also reichlich ausgewachsenes Mädchen, eine Bittschrift überreichen zu lassen. Es ist schwer zu glauben, daß seine Absicht hierbei völlig lauter war, schwer auch, wenn man aus den Briefen der späteren Zeit Christianens bis ins Alter regen Instinkt für das andere Geschlecht kennt, an *ihre* Unbefangenheit zu glauben. Sie lebt auf, sobald sie ein männliches Wesen wittert; was jeder feinfühligen Frau das peinvollste und beschämendste Gefühl bedeutet, das sexuelle Interesse eines Mannes fühlbar zu erregen, beseligt sie, — früher die Tatsache und später die Einbildung. Denn den fragwürdigen Anteil, der sich an ihre Person als Geliebte des großen Goethe heftete, schrieb sie, noch als ihre Jugendanmut längst dahin war, naiv ihren persönlichen Reizen zu.

Ihre geradezu unverwüstliche Lebenskraft, die, wenn sie sich nicht auf Tanzböden austoben konnte, sich mit der gleichen Heftigkeit, wenngleich ohne Ausdauer, auf häusliche Arbeit stürzt, macht ihre Beschäftigung in der Bertuchschen Blumenfabrik nicht recht verständlich. Eine kräftige und geschickte Person ihrer Art konnte ein besseres Brot verdienen als den Hungerlohn des betriebsamen Unternehmers, der für schwächliche Frauen allenfalls mitzunehmen

war. Entweder scheute sie die Überwachung und Zucht eines ehrbaren Hauses, oder sie wurde von jenem gewissen Dünkel beherrscht, der in ähnlichen Fällen wie in diesem zumeist mit einem unbedenklichen Anbetteln anderer Hand in Hand geht. Karoline Herder, die von ihr als von „der jungen Vulpius" wie von einer ihr wohlbekannten Person spricht, berichtet, daß sie sich keines guten Rufes erfreute. Die Wahrheit wird schwer festzustellen sein: daß sie Goethe viel von den „Nachstellungen", denen sie ausgesetzt gewesen, erzählt hat, geht aus den Elegien hervor. Anfang Juli überreicht sie ihre Schrift, am zwölften hat man sich schon geeinigt; ihre Tugend lange zu berennen, hat Goethe also nicht nötig gehabt.

Sie wohnte in Goethes Nähe,

„nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuser, und nie hab' ich die Schwelle berührt",

heißt es in Alexis und Dora. Er muß sie oft gesehen haben, ohne daß im ruhigen Busen auch der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regte. Jetzt freilich hatte er den Trank im Leibe, der Helenen in jedem Weibe sieht, und dazu kam die Schwierigkeit, in Weimar das Erforderliche zu finden, das zugleich seine immer regen sanitären Befürchtungen beruhigte. Christiane war ein Ausweg, eine Rettung aus einem Dilemma, das gleichwohl einen der tragischsten Momente in der Geschichte des Geistes darstellt.

Die tragische Verknüpfung ist vielmehr, daß hier der Mensch des Geistes sich auf Gedeih und Verderb in die Arme der Natur stürzt, dabei aber doch sein ursprüngliches Wesen als geistiger Mensch nicht ver-

leugnen kann und somit von vornherein in Nachteil gerät. Ein Herrenmensch im Sinne der Natur, ungeistig, dem Höheren durch das Medium des Gewissens unverbunden, Egoist, wie Natur egoistisch ist, hätte das „Dirnchen" gebraucht, wie man derlei gebraucht, und Hagar, sobald sie lästig zu werden anfing, mit der üblichen Wegzehrung in die Wüste entlassen. Goethe, so wenig seine geschlechtliche Hörigkeit von den bestimmten, Christianen eigenen sexuellen Reizungen geleugnet werden kann und so wenig er an sich Mensch der Tat war, bleibt doch auch in diesem Fall vor allem geistiger Mensch, sittlicher Mensch — „den Sittlichsten greift er (Eros) am gefährlichsten an", sagt er —, also Mensch im Sinne von Frau von Stein. Daraus stammt die Ruhe, mit der er ihr unter voller Anerkennung dessen, was er ihr schuldig ist, antwortet und ihre — sicher harten — Vorwürfe „zurechtzulegen" weiß. Es war Christianens Glück, Goethes Unglück, daß diesem Bund Kinder entsprießen und daß eins dieser Kinder leben bleibt. In dem Augenblick, in dem die Natur das unheilige Verhältnis durch Erweckung neuen Lebens heiligt, beginnt sofort in Goethe das Gewissen für „die moralische Ordnung der Welt" neu zu leben, über die er sich bislang hinweggesetzt hat. Zugleich beginnt auch die Rache der einander widerstrebenden Mächte in seinem Leben, über deren herkömmliche Aussöhnung er sich — oft und bitter bereut — geglaubt hat hinwegsetzen zu können, und je größer der Mensch des Geistes in ihm ist, desto bitterer mußte er dies Dilemma empfinden.

Von dem Augenblick an, in dem Christiane Mutter wird, betrachtet er das Verhältnis als Ehe. Er war nicht so unweise, nicht die künftige Stellung der Kinder zu bedenken; für diese zu sorgen, indem er ihrer Mutter die geziemende Stellung gibt, war aber nunmehr in seinen Verhältnissen unmöglich, denn er konnte seiner „Dirne“, der Frau, mit der er unter Beleidigung jener sittlichen Weltordnung ungescheut zusammengelebt hatte, nun nicht die Achtung erwirken, die der Unbescholtenen begegnet. Erst als der Krieg jegliche menschliche Ordnung über den Haufen wirft, achtzehn Jahre später, mitten in den Schrecken der feindlichen Invasion, der Plünderung und aller gelockerten Bande, wagt er, den unhaltbar gewordenen Verhältnissen durch Anerkennung von Augusts Mutter abzuhelfen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Verschiedene Beurteiler betonen übereinstimmend Christianens „hellen“ Verstand, und beim redlichsten Willen, ihr gerecht werden zu wollen, kann man nicht leugnen, daß sie in der Verfolgung und Erreichung ihrer Ziele eine zähe Schlauheit zeigt, die ihre Mittel kennt und benutzt. Auch hier wieder die herbe Tragik des Alternden, der kaum daran zu glauben wagt, daß Jugend ihm gehört, des Edelgeborenen, der, indes er schon geschoben wird, langsam und unaufhaltsam, sich seine Pflichten vorhält, der die Opfer, die man ihm bringt, mit einer überfließenden Dankbarkeit lohnt, die um so größer ist, je strenger eine immer zunehmende Gewissensbeunruhigung ihn darauf hinweist, welches das einzige Äquivalent ist, das der

Mann der Frau, die ihm ihre Ehre geopfert hat, zu geben vermag, und dem deshalb alle rührenden anderen Zeichen der Vergeltung als ungenügend erscheinen müssen. Indessen ganz Weimar — Frau von Stein beginnt erst spät sich zu äußern — über seinen „Fall" die Hände ringt, kann er so mit Recht sich sagen:

„Viel lieber, was ihr euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte."

Was Christiane ihm „geopfert" hat, das hat er weit über Wert bezahlt; wem er schuldig blieb, das war die Sitte, die „Ordnung" der Welt. Natura non facit saltus — auch bei diesem Verhältnis geht er mit einer Art gewissenhafter Pedanterie zu Werk, die etwas Achtungswürdiges hat und zu dem eigentlichen Endzweck in einem nicht unvergnüglichen Gegensatz steht. Demgegenüber steht die Gegenspielerin, „hell" im nackten berlinischen Sinne, ihm aber als „kleines Naturwesen" höchst wissenschaftlich interessant. Nie ist Goethe deutscher als in dieser Situation, nie argloser als hier, wo Eifersucht und Mißtrauen des Alternden an seinem großen Herzen zerren: seine Redlichkeit und ihre Pfiffigkeit ... Er, der Mensch olympischer Maße, Halbgott noch in Dejanirens Gewand, dem „gewaltiger Brand" den Busen durchtobt:

„Und ein anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!"

Sie, das kurzlockige Haupt auf zierlichem Hälschen lässig an ihn geschmiegt, ihm mit klarer Stimme erzählend, wie sie „von vielen Männern gesucht,

vermeidet die Schlingen, die ihr der Kühnere frech, heimlich der Listige legt“, mit Eifersucht ihn stachelnd, ihren Äußerungen dann mit Tränen der Unschuld begegnend und sein redliches Herz noch tiefer verpflichtend ...

In der Sache ist Humor; doch wer Goethe liebt, wer die Abmessungen seines Wesens begreift, kann nicht ohne Schmerz dabei sein. Alle schlangenbelehrte Naturklugheit ihrer Mutter Eva regiert sie, ewig ausgeschlossen vom Reich seines Geistes kirrt sie den Mann; das billigste Ding der Welt, der Besitz eines gefälligen Mädchens zahlt das höchste Ding der Welt, die ungebrochene Linie von Goethes Sein. Indes auch die Linie ihres Wesens wird gebrochen.

Während er ihr Geschick in der Hand zu halten scheint, hält sie schon das seine; fern in den Schrecken des Feldlagers, unter dem Schein der brennenden Städte, zehrt Eifersucht an ihm; der universalste Mensch der Welt schreibt ihr, daß er viele Männer hübscher und angenehmer findet als sich selbst; sie antwortet treuherzig und bewegt das Wort im verschwiegenen Busen. Die unwillkommene Mahnung der Natur an seine Jahre wird ihre stärkste Waffe, mächtiger als das Kind, ihr äußerer Schild: immer aufs neue schürt sie seine erkaltenden Sinne wie einst das Feuer im Gartenhaus frühmorgens nach durchliebter Nacht; bei einer Trennung heißt es in dem väterlich-onkelhaften Stil der späteren Jahre — die der ersten Trennung hat Goethe verbrannt, ein Beweis für ihren grell-sinnlichen Charakter, denn des

Natürlichen sich zu schämen lag nicht in seiner Natur — „Lebe wohl und gedenke mein. Ich liebe dich herzlich.“ Schon erscheinen ihre ersten Plänkler: ein Herr v. U. — „so was Großes hab' ich noch nie gesehen“ (Goethe war nur mittelgroß) —, der sich vor ihr, wie ein balzender Hahn, „Schärpe, Kartusche und alles umhängen muß, um sich ihr zu zeigen“, diverse „Herren Offiziere“, die ihr „zu schaffen machen“, ein „artiger junger Mensch aus Breslau, so ein Äuglichen von der ganz jungen Art“ ... Es hilft ein bißchen, aber nicht viel, er spricht von der wichtigen Arbeit, bei der ihm die Einsamkeit wohltut, obwohl er sich genug nach ihr sehnt. Jetzt fährt schwereres Geschütz auf: Die Jagemann will ihr ihre „Äuglichen“ und Courmacher wegkapern, das „schwarzköpfige Breslauerchen“ wird bedrohlicher, gegen die Herren Offiziere trumpft sie mit „ihrer Loge“ auf (das ist als Goethes Mätresse mit seiner Amtsloge im Theater), doch auch artige Studenten müssen heran, ein artiger Berliner hat sie für eine Schauspielerin gehalten, mit jenem großen Offizier hat sie eine Ecossaise vorgetanzt, ihr Stil wird dithyrambisch: „Aber mein Gott, wie schön tanzte der! Ich habe selbst noch nicht so schön getanzet! Alles sahe uns zu ... Das war ein Tänzer! so habe ich noch mit keinem getanzet! Ich habe aber auch sechs Tänze mit ihm getanzt ...“ Man muß sich etwas anstrengen, denn, es ist nicht zu leugnen, man wird schon reichlich dick und im Gesicht kupfrig, und freilich, man ist schon achtunddreißig, und Gott sei Dank, man hat Mittel und weiß, daß sie wirken —.

Sie wirken auch, er denkt schon „mit Sehnsucht“ an sie. Nun laden die Herren Offiziere sie zu Sektfrühstücken ein, sie trinken sehr viel Champagner und singen das gewiß recht passende Lied „Ein freies Leben führen wir“, da aber der Herr Hofrat Schiller im Salon ist und auch lange mit ihr spricht — wovon er aber Lotte kein Sterbenswörtchen schreibt, er unterschlägt sogar Christianens Anwesenheit im Bade überhaupt — so geht sie höchst sittsam weg, als „die Herren Offiziere zu lustig werden“. Zwischendurch werden ihm, der so brav das Geld schickt, die Backen gestreichelt, denn unter den Herren Offizieren „ist kein Mann wie du; wenn man sie näher kennt, kann man sie alle nicht achten“. Trotzdem geht sie mit Vergnügen hin, als sie sie zu einem Manöver — sie schreibt „man meber“ — einladen, sie berichtigt — denn man muß nicht allzu stark schüren — ihre Unvorsichtigkeit von vorher und teilt mit, daß die Herren Offiziere gegen sie außerordentlich höflich und artig seien, da sie sich von Anfang an „in eine Art von Respekt gesetzt“; auf dem Ball sind wohl hundert Frauenzimmer und meistens lauter Fräulein und Komtessen, schöne Mädchen; aber sie hat mehr getanzt als alle, „die Weimeraner waren erstaunt“, sie hat die neuen Schuh durchgetanzt, ein Graf hat sich vorgenommen, sie müde zu machen, es ist ihm nicht gelungen, man „spricht hier sehr viel von ihr wegen des Tanzen,“ und sie glaubt, die Komtessen haben mitunter doch eine kleine Bosheit auf sie; nach dem Ball ist sie wie aus dem Bade gezogen, da ihr Bedienter ihr aber gleich das „Schälechen“

bringt, das sie sich nachtragen läßt, wie sie es von den Gräfinnen gesehen, so hat sie sich nicht erkältet —.

> „Sie, von vielen Männern gesucht, vermeidet die Schlingen,
> Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Listige legt" —

soviel Herren Offiziere, einer so groß, wie sie noch keinen gesehen, und was für ein Tänzer! und „ganz junge Äuglichen" und dennoch: „kein Mann wie du", — er ist nicht Goethe, dem der Scheitel in die Stirne ragt, und groß wie ein Berg und den Gipfeln verwandt, er ist Merlin, der nach Viviane girrt, der Weiseste der Menschen, und sein Haar wird grau, die Vorderzähne hat er verloren, und beim Tanzen wird er schwindlig wie bei Ziegesars, und sie, von vielen begehrt, gehört ihm allein —.

Im nächsten Brief soll sie ihm die durchtanzten Schuhe schicken, damit „er etwas von ihr an sein Herz drücken kann".

Tragödie und Satyrspiel.

* * *

Die Stein stellt einmal nach einem Vortrag Galls Betrachtungen darüber an, wie weit „des Menschen Handlung von ihm selbst abhängt". Auch Christianens „Handlung" hängt nicht von ihr selbst ab. Es ist kein Zweifel, daß sie, vom Vater her erblich belastet, einen jener zahlreichen Grenzfälle darstellt, die den Übergang zur Minderwertigkeit im medizinischen Sinne vermitteln. Die Kriminalwissenschaft, die ja fast die einzige Möglichkeit für die Registrierung solcher Erscheinungen bietet, kennt ähnliche in trauriger Fülle. Diese Naturen, oft reich begabt,

fast stets in der Jugend kindhaft liebenswürdig, als Frauen auch bei gehobener Abkunft fast regelmäßig dem höheren oder niederen Dirnentum anheimfallend, unterscheiden sich für gewöhnlich in nichts von den normalen, bis eines Tages unter ungünstigen Verhältnissen der kranke Punkt des moralischen Organismus im Versagen bestimmter Hemmungen sichtbar wird. Auch Christianens bezeichnendste Eigenschaft, jenes Manko an Scham, an Ehrgefühl, an höherem weiblichem Empfinden, läßt sich so am mildesten erklären, so am mildesten auch die eigentliche Tragik ihres Lebens und Goethes wohl empfundene und schwer gebüßte Verschuldung an ihr.

> „Ihr führt ins Leben uns hinein,
> Ihr laßt den Armen schuldig werden ...“

Auch diese Schuld an dieser Seele — „so lieblich angelockt, so hart gestraft“, hat sich gerächt.

Man hat den Eindruck, daß weder Bruder noch Tante so viel Ehrgefühl besaßen, es für eine Schande zu halten, daß Christiane ein Verhältnis hatte. Man darf die damaligen Zustände indessen nicht etwa mit den verfaulten einer heutigen Großstadt vergleichen, wo es eher als Schande gilt, wenn ein Mädchen „keinen Herrn hat“. Im kleinen Bürgertum lebte ein oft übersteigerter Sinn für Ehre; je mehr die galante Zeit, die nun ja überwunden war, der Tugend seiner Töchter nachstellte, desto höher stieg sie im Wert; Kabale und Liebe, Hebbels Maria Magdalena sind gute Beispiele für die strenge Haltung dieser Kreise, Schillers Eltern selbst. Dadurch achtete man sich selbst, konnte trotz der herberen Scheidung der Stände

Achtung von hoch und nieder fordern, stand wie ein Mann in seinen Schuhen. Es ist die Auffassung des gewesenen altgedienten preußischen Unteroffiziertums, aus dem sich der Subalternbeamtenstand des vorigen Jahrhunderts erbaute. Der Gefallenen folgte die Schande.

Christiane und die Ihren haben offenbar zunächst gar keine Empfindung dafür, und dieser Eindruck muß auch der gewesen sein, den Goethe zunächst empfing. Ein Dirnchen, nichts weiter. Man muß „das Leben nicht zu ernsthaft nehmen". Indessen sorgt das Leben schon selber für Respekt.

Vorläufig war diese — soll man etwas roh: Abgebrühtheit sagen — nicht unerfreulich, weil bequem, und es war schön, wie die Helden Homers ein rosenwangiges Mägdlein als Zeltgenossin zu haben. Die Mißlichkeiten entwickelten sich erst später.

Christiane war von jenem bestimmten Typ, den Goethe in verschiedenen Vertreterinnen geliebt hat. Mit der Stein hat sie die kleine und zierliche Erscheinung gemeinsam, den brünetten Teint, die dunklen Augen; mit Marianne das krause, dunkle Haar, den Hang zu dem, was der Wiener „mollet" nennt, die etwas derben, aber lebensvollen und gutmütig wirkenden Züge; nur war ihre Gestalt untersetzter. Die offen getragenen Haare der Zeitmode verdeckten bei der jungen Christiane die etwas hohen Schultern und den kurzen Hals, ihr Trauring im Goethemuseum läßt auf eine hübsche und schlanke Hand schließen.

Von Temperament ist sie fröhlich, lebenslustig, derb, ein wenig laut; alles geht mit ein bißchen

Spektakel ab, dann ist die Freude erst richtig. Sie ist vergnügt, wenn sie Arbeit hat, vergnügt, wenn sie „etwas vor" hat; auf sich selbst angewiesen, wird sie schnell verdrießlich oder auch wehleidig. Ihre Freude an jeder häuslichen Verrichtung berührt sehr sympathisch, es ist eine Lust, sie von ihrem Reinmachen, Schlachten, Waschen, Plätten, Schneidern schwatzen zu hören, man m u ß sich daran freuen. Rein äußerlich betrachtet, scheint sie Frau Rats Typ zu sein, der Unterschied wird einem klar, wenn man Bettinens Erzählung aus den letzten Tagen von Goethes Mutter liest:

„Das Lied: ‚O laß mich scheinen bis ich werde' legte sie herrlich aus; sie sagte, daß dies allein schon beweisen müsse, welche tiefe Religion in dir sei, denn du habest den Zustand darin beschrieben, in dem allein die Seele wieder sich zu Gott schwingen könne, nämlich ohne Vorurteile, ohne selbstische Verdienste, aus reiner Sehnsucht zu ihrem Erzeuger; und daß die Tugenden, mit denen man glaube den Himmel stürmen zu können, lauter Narrenspossen seien, und daß alles Verdienst vor der Zuversicht der Unschuld die Segel streichen müsse, dies sei der Born der Gnade, der alle Sünde abwasche, und jedem Menschen sei diese Unschuld eingeboren und sei das Urprinzip aller Sehnsucht nach einem göttlichen Leben. Auch in dem verwirrtesten Gemüt vermittle sich ein tiefer Zusammenhang mit seinem Schöpfer, in jener unschuldigen Liebe und Zuversicht, die sich trotz aller Verirrungen nicht ausrotten lasse; an diese solle man sich halten, denn es sei Gott selber im Menschen ...

Sie sagte von diesem Lied, es sei der Geist der Wahrheit mit dem kräftigen Leib der Natur angetan, und nannte es ihr Glaubensbekenntnis; die Melodien waren elend und unwahr gegen den Nachdruck ihres Vortrags und gegen das Gefühl, was in vollem Maße aus ihrer Stimme hervorklang. Nur wer die Sehnsucht kennt; ihr Auge ruhte dabei auf dem Knopf des Katharinenturmes, der das letzte Ziel der Aussicht war, die sie vom Sitz an ihrem Fenster hatte, die Lippen bewegten sich herb, die sie am Ende immer schmerzlich ernst schloß, während ihr Blick in die Ferne verloren glühte; es war, als ob ihre Jugendsinne wieder anschwöllen, dann drückte sie mir wohl die Hand und überraschte mich mit den Worten: Du verstehst den Wolfgang und liebst ihn."

Dieses Geistes hat Christiane nie einen Hauch verspürt.

Ihre Jugend, ihre Frische, ihre Fröhlichkeit und ihr Respekt vor dem großen Mann, der so viel vermochte und über den sie doch auch wieder etwas vermochte, und der ihr etwas Bescheidenes gab, was ihr sonst nicht eigen war, müssen für Goethe zunächst eine Art Jungbrunnen gewesen sein — ganz abgesehen von den sinnlichen Beziehungen. Man kann sich gut vorstellen, wie er sich an ihrer Ursprünglichkeit erfrischt — ein Stückchen Natur, ein „gleines Nadurwäßen", wie sie schreibt, — selbst ihr Dialekt muß ihr reizend gestanden haben, wenn sie ihre Wichtigkeiten darin auskramte. So lange im Bann einer ausschließlich geistigen Frau, geriet er nun an ein völlig entgegengesetztes Geschöpf, von der spirituellen an die rein

animalische Natur. So seelisch die Stein ist, so völlig Natur — in jedem Sinn! — ist Christiane. „Aus dieser Erde quillen meine Freuden," — was sie nicht greifen, fassen, sehen und schmecken kann, kann sie auch nicht begreifen; sie lebt nur mit den Sinnen.

Der Gedanke, Christiane irgendwie als gleichberechtigte Ergänzung Goethes betrachten zu sollen, muß in übertragenem Sinn genau so grotesk erscheinen wie etwa die Zumutung, eine der farbigen Frauen der Kolonien für die würdige Genossin eines großen Kolonialmannes halten zu sollen. Obwohl wir doch sehr gut wissen, daß manche von ihnen recht wohl auf das Gemüt zu wirken vermag und durchaus nicht allein auf die niedern Instinkte; obwohl ihre Treue, ihre Anhänglichkeit, ihre Dienstbereitschaft, Fürsorge und Pflege oft rührend sind. Abgesehen vom Unterschied der Rasse und ihrer Abstammung von einem Kulturvolk findet man wirklich keine große Differenz zwischen Christiane und einer intelligenten Farbigen. Sie sind gleich naiv, verliebt, unbeirrt; fröhlich, wenn die Dinge nach ihrem Sinn gehen, laut in ihrem Jammer, in ihren kleinen Schmerzen, kindlich begehrlich, putzsüchtig, interessiert für alles Blanke und Neue, erpicht auf gute Bissen, unbeschwert von ethischen Hemmungen, lärmend in ihrer Freude, voll von tierhaft unschuldiger Selbstsucht, soweit sie zunächst nicht mit dem auf gutem oder bösem Weg nachdrücklich eingeprägten Interesse ihres Brotherrn kollidiert, das ihr leichtes Fassungsvermögen übrigens auch instinktiv schnell begreift. Mit dem Wachsen ihrer Macht, für deren Ausbreitungsmöglichkeiten sie eine

sehr feine Witterung haben, ändert sich das leicht: Das reizende, anschmiegende, weiche, freundlich schnurrende und buntfellige Geschöpf ihrer Jugend wird als ausgewachsene Natur gefährlich: die Krallen wachsen, keine moralische Sicherung hemmt ihre Selbstsucht und Rachsucht. Jegliche Art von Hunger macht sie wütend, satt und befriedigt zeigen sie die alte Anmut. Charlotten schenkte Goethe als einziges Wertstück, das ihm neben jenem Schreibtisch vergönnt war, einen edlen geschnittenen Stein antiker Arbeit, einen gelben Achat, Psyche mit dem Schmetterling auf der Brust, sie trug ihn, sparsam in Gold gefaßt, auf ihren weißen griechischen Kleidern ...

Christianen schenkt er Granaten, rot und funkelnd, echte und falsche, Halsbänder mit künstlichen Steinen, Stirnbänder, „die wie Gold aussehen", und immer, so oft sie ihm in ihren Briefen eins der unzähligen Läppchen in Seide und Flor, in Atlas und Taft und Kattun und Batist abschmeichelt, mit denen sie ihr Persönchen behängt, sieht man in der Vorstellung die festen, weißen, selig gefletschten Zähnchen irgend einer Koko oder Kiki, — die ja immerhin auch ein Mensch mit einer unsterblichen Seele ist. Sie teilt diese Freude an allem bunten, glänzenden Trödel und Tand mit fast allen Menschen von dem ein wenig negroiden Typ, der ihr eigen ist und der bei krausem, schwarzem Haar, etwas wulstigem Mund, Stumpfnase und gutem Gebiß sogar sehr anziehend und erfrischend sein kann. Man kann an ihrem naturhaften Wesen gewiß eine so reine und naturhafte Freude haben wie an einem kräftigen, jungen, gesunden und wohligen Tier, das

man nimmt, wie es ist, und über dessen Bedingungen und spätere Entwicklung man nicht im Zweifel bleibt. Man kann aber die Zusammenhänge, die Einzelheiten und das Unausgesprochene dieser Ehe nicht anders betrachten als mit dem tiefen Schmerz, den Charlotte darüber empfand, seitdem wir in dem endlich veröffentlichten Briefwechsel Goethes und Christianens das Medium besitzen, ihren Charakter und ihr Wesen zur möglichsten chemischen Reinheit herauskristallisieren zu können. Um das zu verstehen, braucht man nur ihre ahnungs- und arglose, wahrhaft überdimensionale Selbstsucht, ihre instinktmäßige Ausnutzung der Möglichkeiten, ihre robuste Selbstbehauptung mit der tragischen Selbstlosigkeit und der erschütternden Hilflosigkeit der Lensing zu vergleichen, mit ihr, die den Armen liebt, wie jene den Besitzenden, sie, die für Hebbel verblutet ist, wo jene „still mit begieriger Kraft“ Goethen die Seele aussaugt.

* * *

„Das Reich des Geistes ist für sie nicht vorhanden,“ sagte Goethe von ihr. Es ist wahr, sie war ein völlig ungebildetes Geschöpf, sogar für jene Zeit. Aber das hat mit ihrem Wert, ihrem Unwert absolut nichts zu tun, so wenig wie die Verhältnisse, aus denen sie stammt. In den Überlieferungen aller Völker wird immer wieder die Frau aus dem Herzen des Volks auf die höchste Stelle erhöht, weil sie fromm ist, keusch, geduldig, stark, bewährt in Leiden, demütig im Glück; ein Mädchen vom gesunden Kern unverdorbenen Volkstums würde man mit Stolz und einer Art innerer

Befriedigung an der Seite des größten geistigen Menschen Deutschlands sehen, alle unsere Volksmärchen weben um die rührende Gestalt der Armen und Geringen, die Hemden aus Nesseln webt und den Boden mit Tränen netzt, die aus Scheiterhaufenflammen zum Thron hinansteigt. Aber das hat nichts mit Christianen gemein, außer im Negativen ist sie überall Mittelmaß. So lange man sucht, nicht *ein* Zug menschlichen Adels, höheren Empfindens, oder jenes Taktes, an dem das Volk in seinen *würdigen* Vertretern so reich ist, daß es oft den Gebildeten beschämt. Wie vornehm können alte Dienstboten sein.

Ihr ganzes Niveau entspricht dem Schillerschen:

> „Was kann denn dieser Misere
> Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?"

Der Wechsel der Zeiten läuft wie Wasser an ihr ab, Deutschland liegt am Boden, die Stein mag nicht unter Menschen gehen, weil ihr „die große Gesellschaft auf den Schlachtfeldern" einfällt, *sie* zieht als Achtundvierzigjährige samt ihrer jungen Gesellschafterin wie „die Raben und Geier der Armee nach", um zu tanzen, wie der erbitterte Hausgenosse Riemer schreibt. „Das ist ein wahres Schlaraffenleben, das diese führen, vielleicht die einzigen in Deutschland, denen es wohl ist." Nach August wurden dem Paar vier Kinder geboren und starben; außer einer Bemerkung: „Ich weiß, wie weh es tut, ein Kind zu verlieren," findet sich kein Wort, das der kleinen Toten gedenkt; wenig Tage nach ihren Verlusten geht die alte Vergnügungsjagd wieder an. Man weiß nicht recht,

woher die Sage von ihrer Herzensgüte entstanden ist, man findet keinen positiven Zug dafür. Gutmütigkeit zeigt sie oft; tiefe, opferbereite G ü t e nicht. So frisch und herzlich ihr Geplauder in den Briefen ist, alles dreht sich um sie selbst. Allenfalls erhebt sie einige Ansprüche für ihren Bruder oder gibt nicht ungeschmeichelt die Gesuche von Leuten weiter, die sich um ihre Vermittlung bemühen. „Von mir sollen die Armen wenig bekommen," heißt es einmal zu Lauchstädt, als man eine Sammlung für Bedürftige veranstaltet und sie nach verschiedenen ihren Anbetern gegebenen Sektfrühstücken und nachdem sie fast sechs Wochen Wagen, Diener und zwei Pferde für ihren Privatgebrauch im Bade mitgehabt hat, Goethen über ihre Ökonomie beruhigen will. Ihre Tante und Schwester wurden im Haushalt beschäftigt; die alte Frau scheint eine anspruchslose und fleißige Person gewesen zu sein, denn als sie in hohem Alter gestorben ist, erscheinen sofort heftige Klagen Christianens, daß die Last der großen Haushaltung sie fast erdrücke und ihre „Arbeiten und Bemühungen sich alle Tage mehr häuften", obwohl sie im gleichen Atem erzählt, daß ihre Tanzlust „noch wie einst" sei, und obwohl ein reichliches männliches und weibliches Personal ihr zur Verfügung stand. Der Schwester gedenkt sie fast nur mit irgend einer Arbeit, die diese verrichten soll; sie besorgte zumeist die Näherei, mußte sie aber auch zu ihren zahllosen Jahrmärkten, Brunnenfegen, Picknicks, Traktamenten, Weinlesen, Vogelschießen, Messen, Redouten, Kirchweihen, Roßmärkten, Bällen, Landpartien, die sich in unendlicher Kette durch ihre Jahre

ziehen, begleiten. Bei dieser Gelegenheit verliebt sich ein Jenenser Student, ein Herr von Lützow, in Ernestine, und nun zeigt auch die Schwester ein wenig Güte. Sie schenkt ihr einen großen Hut und ein halbseidenes Kleid, da der junge Mensch ernste Absichten zu haben schien. Die Familie war natürlich dagegen, die Sache schleppte sich hin, und Christiane höhnt: „Ich bin sehr froh, daß ich nicht von den Launen so eines ehrbarlichen Liebhabers abhänge. Denn es ist was Elendes, so eine lange Liebschaft ...“ Als dann ein Geistlicher im Auftrag der Angehörigen Goethen bittet, den mittellosen Mann von seinem Vorhaben abzubringen, muß es Christiane eigentümlich berührt haben, ihn schreiben zu sehen: „Das Frauenzimmer hat, soviel mir bekannt, ihm nur insofern Gehör gegeben, als die Einwilligung der Seinen möglich scheinen konnte, und wird sich immer so betragen haben, um der Achtung ihres Freundes auf jeden Fall gewiß zu sein.“ Es gab also ein Betragen, mit dem man sich der „Achtung“ seines Freundes gewiß hielt? — —

Der junge Mann verlobte sich heimlich, brach dann aber ab, und das Mädchen hat sich, wie der liebevolle Bruder schreibt, „zu Tode getanzt und zu Tode geärgert“. Sie starb 1806 an der Auszehrung. Christiane geht damals (1803) wieder ins Bad, obwohl die Ärzte ihr sagen, sie sei krank vor zu viel Gesundheit, und sie die Kurzeit in der bei ihr üblichen Weise verbringt. Es fällt ihr aber nicht ein, die leidende Schwester mitzunehmen, die unterdessen das Einkochen für den großen Haushalt besorgen muß, und wie Goethe schreibt „für Sorgen schon ganz mager wird“, so

knappes Wirtschaftsgeld hat Christiane ihr dagelassen. Goethe muß „ab und zu ein Gemüse zukaufen", damit es überhaupt geht. Das einzige Wort, das sie der Bedauernswerten gönnt, heißt: „Ernesdien wird sich, wenn ich ihr nichts mitbrächte, nicht über mich freuen, denn sie bekömmt schön zu tun." (Mit dem Wiederinstandsetzen der vertanzten Garderobe.)

Takt kommt aus Herzensgüte, Formen lassen sich erlernen. Christiane hatte die schnelle Fassungsgabe des Bruders, sie begriff die Äußerlichkeiten ganz gut. Es heißt allgemein von ihr, daß sie einen „gemeinen", das ist gewöhnlichen Eindruck gemacht habe, aber ihr Betragen wird als gewandt bezeichnet. Was sie in der Gesellschaft unmöglich macht, ist nicht eigentlich der Umstand, daß sie Goethen ohne Ring am Finger angehört hat, sondern ihr völliger Mangel an Gefühl für Würde. In der Lage, in der sie sich befand und die, wie gern anerkannt sei, gewiß äußerst schwierig war, hätte ein gehaltenes Benehmen, ein bescheidenes Auftreten ihr zuletzt bei allen Billigdenkenden Achtung und Sympathie verschaffen müssen. Die „selbstlose Geliebte" ist eine literarische Lieblingsfigur der Zeit.

Der Schwerpunkt liegt aber in ihrem plebejischen Auftrumpfen, ihrem Sichvordrängen, von sich Reden-machen wollen, das den Eindruck der Schamlosigkeit erwecken mußte und auch wirklich erweckte. „Ich wollte doch auch gern ein bißchen Auffsehen machen," schreibt sie ganz naiv, und diese Arglosigkeit versöhnt immer wieder mit ihr. Sie hat offenbar gar kein Organ für das Schiefe ihres Betragens. „Auffsehen machen" — das ist es.

Und woher kommt wohl dieser Drang? Aus einer sehr natürlichen Reaktion gegen die Mißachtung, die ihr begegnet und die zwar nicht ihr Ehrgefühl, denn das ist ganz schwach entwickelt, aber ihre Eitelkeit, die stets lebendig ist, verletzt. Sie, vor der die Bürgerweiber ausspeien und pfui Teufel rufen, wenn sie Goethes Kinder unter dem Herzen trägt, ist nicht großfühlend genug, um Goethes Beruhigung, die sie „gelehrig" nachplappert: „Ich habe dich und deine Liebe, und diese soll mich immer, wenn die Menschen mich betrüben, wieder froh machen," dauernd in sich aufzunehmen. Gesetzt, sie wäre so gewesen, wie er sich ihre Entwicklung gedacht hat, schweigend, lieblich tragend, was Roheit und Pharisäertum ihr an Steinen zuschleudern — „Ich habe dich und deine Liebe" wie ein Zeichen inbrünstig vor sich hertragend, welche rührende, griseldishafte Erscheinung, wert an Goethes Seite zu stehen, ergreifend in ihrem Unglück, ihrem Adel.

Hierzu hätten andere Voraussetzungen gehört, Selbstlosigkeit vor allem. Während, es ist schon gesagt, ihr Hauptzug zu jeder Zeit Selbstsucht ist. Goethe arbeitet darauf hin, ihr einen Lebensinhalt antikischer Art zu geben, wie er ja auch sein Verhältnis zu ihr antik gedacht hat. Ein häusliches Dasein, in Garten, Küche und Keller, an Webstuhl und im Frauengemach, Herrin im Hause und bestrahlt von der Liebe eines Gatten, den ein großer Beruf der Allgemeinheit verpflichtet. Aber das ist nicht ihr Fall. Sie will vor allem „sich lustig machen", Publikum haben, angestaunt und beneidet werden.

Je jünger und abhängiger sie ist, desto liebenswerter erscheint sie, es ist rührend, wie sie damals doch noch ihre Lage empfindet. 1793 schreibt ihr Frau Rat beim Besuch des Sohnes, der ihr das Verhältnis erst damals mitteilt, ein paar kurze und für Frau Rat recht strenge Zeilen. Dennoch geht ihr schon dies karge Almosen „über alles; ich habe vor Freuden darüber geweint. Ich habe was ohne dein Wissen getan, ich habe an die liebe Mutter geschrieben und mich bei ihr bedankt, mein Herz ließ es mir nicht anders zu, ich mußte schreiben, du wirst doch nicht böse darüber? Der Brief wird nun freilich nicht recht sein, aber bitte die liebe Mutter, daß sie nicht böse auf mich wird, und sage ihr, daß ich es nicht besser kann. Ach, Lieber, wenn du nun hier wärst und sähest, wie ich mich über das alles freue, aber am meisten freu' ich mich, daß die liebe Mutter nicht böse auf mich ist, das macht mich sehr glücklich, denn das hat mich noch mannichmal betrübt. Im Stillen habe ich darüber nachgedacht. Itzo fehlt mir nichts als du, mein Lieber, daß ich mich mit dir freuen könnte und ich dich an mein Herz drücken könnte und dir sagen könnte, wie ich dich immer herzlicher liebe und du mein einziger Gedanke bist, denn jede Freude ist nur halb, wenn du nicht dabei bist. Komm nur recht bald wieder."

Wer ist so verhärtet, daß ihm nicht das Herz dabei aufginge? Welches liebe, kindliche, glückliche Gestammel, welcher beglückende Brief, entzückend und unintellektuell. Wer überhaupt von Natur weiß, muß Goethe begreifen und sein Glück begreifen, Glück als Besitz im reinsten Sinn, nicht jenes in

Kammern und zwischen Leintüchern. Ein süßes, naturhaftes, naturnahes Leben, lieblich und knospenhaft verborgen —

Ein paar Jahre weiter. Eine dicke, prahlerische und grelle Klatschrose, die in ihren Erbärmlichkeiten und nicht gerade zarten Flirten ihm von Lauchstädt aus zuruft: „Mir ist, als finge ich hier erst an zu leben!" An Goethes Seite gestellt, beglückt von der Liebe eines Göttergleichen, und fängt zwischen faden Courmachern dritten Ranges „erst an zu leben".

Das „deutet auf einen schweren Irrtum der Natur".

— — — — — — — — — — — — — —

In der Tat Irrtum. Es wiederholt sich hier der gleiche tragische Fall wie bei Frau von Stein. Der ältere Teil will den jüngeren nach seinen Idealen lenken. Dort erhebt sich die Natur, und hier erhebt sie sich. Nach einigen Jahren des Kampfes erkennt Goethe, daß er sie „auf deine Art" glücklich sein lassen muß.

Aber dies Glück ist nur Surrogat, Betäubung, unecht. Dies schwache, mühsam kämpfende, kaum lebensfähige Ehrgefühl einer im Keim Benachteiligten wird gewaltsam unterdrückt; die latenten Kräfte, die frei werden, flüchten sich in Eitelkeit; sie nimmt beachtet werden für geachtet werden. Diese und jene, von Haus aus nicht besser als sie, wollen sie verachten? Sie wird ihnen zeigen, daß sie sich nichts daraus macht! Kleinbürgersfrauen, am Waschfaß mit schreienden Kindern an der Schürze, sind honnête, und sie in Flor und Seide ist nur ein Bettschatz, wie Frau Rat sie nennt? Nun, sie wird

ihnen zeigen, wer zuletzt lacht. Das gekränkte Selbstgefühl erwürgt alles Zartere. Und trotzdem gilt auch von ihr:

> Ich besaß es doch einmal
> Was so köstlich ist ...

Ach, trauriges Menschenschicksal!

— — — — — — — — — — — — — —

„Izo gehen bey uns die winder Freuder am und ich will mir sie durch nichts lassen verleidern. Die Weimarer dähen es gerne, aber ich achte auf nichts, ich habe dich lieb und gans allein lieb, sorge für mein Pübgen und halte mein Haußwessen in ornug und mache mich lustig ... Es giebt Recht Gudes Eis und ich will wieder Schridschu fahren und morgen wollen wir mit auf den Schliden nach Kedschau fahren ... auf die Redude freuen wir uns ser ...“ und so weiter.

Erst ein rührendes, flehendes, wurzelloses Pflänzchen, das ein minder Edler wohl gepflückt und am Wege hätte dorren lassen, dann allmählich schüchtern anwurzelnd, schon gehen die kräftigen Wurzeln nach allen Seiten saugend in die Tiefe, schon umklammern Äste und Zweige mit festen Polypenfäden den Stamm: Schmarotzerpflanze ...

„Hilf mir, daß das Verhältnis, das dir zuwider ist, nicht ausarte ...“

Hier war nicht zu helfen. Dreimal heilige Natur, Blutbann und Gewissenszwang. Der heilende Schnitt wäre ins Herz gegangen. J e t z t war „zu schweigen und zu leiden Zeit“. Indessen gewinnt sie Boden, setzt wie die Pflanze, der er sie schon so früh vergleicht, kletternd einen Fuß vor den andern ...

Die Versicherungen, daß sie für das „Pübgen“ sorge, das nebenbei „Ernesdien“ morgens wusch und kämmte und das dann seinem Hauslehrer übergeben ward, kehren stereotyp wieder, ebenso die der Fürsorge für den Haushalt, der aber während ihrer wochenlangen Abwesenheiten dank der Fürsorge von Schwester und Tante ebenmäßig weiter geht. Auch wenn sie in Weimar war, war sie ja mehr aus als daheim. Trotzdem unterläßt sie nie, weder in ihren Briefen an Frau Rat noch an Goethe, ihren Fleiß, Wirtlichkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit weidlich zu rühmen, sie wußte: er schätzte das vor allem an einer Frau. In diesen ein wenig steifen, ein wenig onkelhaften Briefen, ein wenig knapp im Ton, als müsse er sie in der Kandare halten, weil sie sonst über die Stränge schlägt, kehrt es ewig wieder: „Halte gute Ordnung, sei fleißig, wenn du alles in Ordnung hast, wünsche ich dir vergnügte Feiertage, sei fleißig und sorgfältig im Hause, bereite dich, eine liebe kleine Köchin zu werden, laß mich ja das Hauswesen recht ordentlich und zierlich finden“ und so weiter.

Sehr geschickt weiß sie ihm klar zu machen, wie verdienstlich diese selbstverständliche Ordnung, Sauberkeit und häusliche Behaglichkeit ist, die mit soviel Unterstützung, reichlichen Mitteln und Hilfskräften aufrecht zu erhalten schließlich keine übermäßige Leistung war; bei der scharfsinnigsten Berechnung könnte sie nicht mit mehr System verfahren als in ihrer instinktiven Elementarschlauheit des Weibchens. Ja, sie ist ein Schatz, „ein wirtliches Weib ist ein großes Geschenk vor einen Biedermann“, wie Frau Rat

schreibt, die freilich Christianens Wirtlichkeit nur aus deren eigenen Berichten kennt. Schon wittert sie Morgenluft, ihre Ansprüche steigen, hier und da blitzt Tücke auf. Man soll sie beneiden. Ein erster Glücksfall ist die Schweizerreise.

Bis jetzt ist sie völlig abhängig, er hatte Macht, sie fortzuschicken, sie war rechtlos in seiner Abhängigkeit. Eine rohe Natur beutet derlei Lagen aus, eine edle empfindet tief die Verantwortlichkeit, die sie schaffen.

Sie weiß das zu benutzen. Aus seinen Briefen hallen ihre Bohrversuche wieder: „Genieße, was dir das Glück gegönnt hat — Denke, daß ich dich liebe und keine andere Sorge habe, als dir eine unabhängige Existenz zu verschaffen. — Zu deinem Glück hoffe ich alles, was an mir liegt, beizutragen. — Denke, wie ich im Stillen immerfort für dich und den guten August sorge“ und so weiter.

Nun reist er, vielleicht nach Italien, vielleicht auf Brautschau, ihr Jammer füllt das Haus. Er, nie Mann der Entschlüsse, faßt einen Entschluß, er macht sein Testament. Eine vornehme Natur hätte, den Schein der Selbstsucht scheuend, geschwiegen. Sie, ungehemmt von Gefühlsrücksichten, fordert und erhält. Die Gewalt tun, reißen das Himmelreich an sich. Sie wird Nutznießerin allen Besitzes, August der Erbe.

Zu diesem Behuf muß die Mutter als nächste gesetzliche Erbin einen rechtsgültigen Erbschaftsverzicht tun. Nicht genug, man muß weiter denken. Ihre erschlagende Selbstsucht geht weiter, denkt kaltblütig und unerschrocken Gedanken, die man ihrer scheinbaren Kindlichkeit gar nicht zutraut, zu Ende: Wenn

du nun stirbst, wer bekommt dann das Geld von der Frau Rätin? Was wird aus dem armen August? Denn Goethe selbst besaß nicht viel. Das Gehalt verbraucht sie, das väterliche Erbteil ist fast zu Ende, das Haus am Frauenplan gehört ihm nur halb, denn die Schenkung ist noch nicht rechtsgültig; er besitzt nur den Sterngarten mit dem alten Häuschen und ein paar Stücke Krautland, dazu die Einrichtung und die noch wenig zahlreichen Kunstgegenstände des Frauenplanhauses. Pension kann sie nicht beanspruchen.

Er erkennt seine Pflicht, er vollzieht Augusts Legitimierung, indem er die Mutter bittet, ihn als seinen rechten Erben zu betrachten. Also müßte man ihr den Enkel wohl vorstellen — und die Mutter nicht? Von ihrem „Mutterrecht“ hat die naive Christel sehr klare Vorstellungen. Nun, sie werden beide mitkommen.

Ins Haus wagte er der Mutter Christiane nicht zu bringen. Sie blieb im Gasthaus, indes er das Terrain sondiert. Das Großmutterherz siegt, Frau Rat, sonst sehr bedacht auf ihre „Reputation“, empfängt Christiane und August, wenn auch nicht gerade sehr publik, doch freundlich. Ins Haus kommt sie nicht, die Rätin geht zu ihr in den „Schwan“. Christiane ist laut erhaltener Instruktion „heiter und dankbar“, sie wird es auch von Herzen gewesen sein: sie hat ja Grund, und sie weiß Frau Rat von ihrem Fleiß, ihrer Sparsamkeit, ihrer Anspruchslosigkeit und „ihr innewohnenden edlen Grundsätzen“ aufs beste zu überzeugen. Die erste Staffel ist erreicht.

Indessen ist es wie im Märchen vom Fischer und siner Fru. Was sie jetzt hat, ist wohl gut, aber das Bessere ist der Feind des Guten. Das Bessere ist Grundbesitz. Geld ist keines da, aber die Frau Rätin hat Geld. Schon während der Kampagne hatte Goethe ein ruhiges ländliches Leben in der Stille erwogen und mit der Mutter über den Ankauf eines Gutes gesprochen, Ende 1793 schreibt er ihr dieserhalb: er benötigt fünfundvierzigtausend Taler, eine Summe, bei der der Frau Rat „schwindligt wurde", und die aufbringen zu helfen sie mit Energie ablehnt. Indessen der Plan ruht nicht, endlich gewinnt er Gestalt, Goethe kauft im März 1798 das kleine Gut Ober-Roßla an der Ilm; die Bemühungen, die er hat, das Geld zum Gutskauf aufzubringen, sind in Weimar Stadtgespräch, das Land wird verpachtet, und Christiane genießt das Glück, als quasi Frau Patronin bei der Frau Pastorin Kaffee zu trinken. Beinahe eine Legitimierung. Die würdige Frau wird dafür, wenn sie nach Weimar kommt, auch ihrerseits „sehr gut gefüttert" und „schätzt es sich für eine große Gnade und ist sehr glückselig, wenn Goethe bei ihr logieren will!". Schon türmen sich Träume von ländlichen Festen, zwanglos und mit ihr im Vordergrund, man kann den Erbprinzen zu dergleichen einladen samt seinem Erzieher, auch Fräulein von Göchhausen nimmt es nicht so genau ... Der „lange Baron" wird auf Pfingsten eingeladen, und wenn Ernestine erst Frau von Lützow ist — der Himmel hängt voller Geigen, und so ist auch „überhaupt zwischen uns drei Geschwister eine große Einigkeit, welches mir ordent-

lich als eine seltsame Erscheinung vorkommt“. August vergnügt sich indessen, Maulwürfe tot zu machen; die Mutter hielt auch für pädagogisch, ihn zusehen zu lassen, wie „die Schweine in den Hals geschnitten wurden“. Dazwischen schreibt Goethe, es freue ihn, wenn sie tätig wäre und sich „des Zustandes“, in dem sie sich befindet, erfreue, — immer begleitet ihn Sorge, ob sie in ihrer Lage wohl glücklich sein könne — und „der nur insofern für uns beide angenehm ist, als du überall gute Ordnung halten magst, damit man die übrige Zeit desto freier und sorgloser leben möge“.

In ihr ist aber keinerlei Gefühl dafür. Der sichere Sitz für den unglücklichen „Fall“, an den sie fleißig denkt, ist da; daß Besitz verpflichtet, kommt ihr nicht in den Sinn. Sie fährt nach Roßla, um sich „lustig zu machen“. Es gibt allmählich unendlichen Ärger, Zeit- und Geldverlust für Goethe, und fünf Jahre später erkennt er, daß „man auf dem Grund und Boden, der einträglich hätte werden sollen, nur neue Gelegenheiten zu vermehrten Ausgaben und verderblichen Zerstreuungen mit Behagen vorbereitete“. Die Schilderung in den Annalen, die die Sache mehr humoristisch nimmt, ist ein Vierteljahrhundert später geschrieben, in den Briefen der Zeit klagt er, daß er „mit der rohen Natur und über das ekelhafteste Mein und Dein im Streit liegen müsse“, obwohl man in allen neueren Büchern belehrt wird, wie herrlich und aufopfernd Christiane alle Unbill des Lebens von ihm ferngehalten und ihm Zeit für seine großen Werke geschaffen habe.

Auf dem Lande sagte ihr zumal die Annehmlichkeit des Spazierenfahrens zu, und es schien ihr auch für Weimar wünschenswert, Equipage zu haben. Nachdem Goethe einmal über das Stoßen der herzoglichen „Droschke" geklagt hat, in der Karl August übrigens noch manches Jahr selber fuhr, läßt sie nicht mehr locker. Auch der treue Seidel, das bekannte frühere Faktotum Goethes, überzeugt sich allmählich, daß „ohne diese vornehmen Tiere eine nicht gemeine Existenz immer unvollständig bleibt", und verrechnet als gewiegter Rentmeister auf Mamsell Vulpius' Andringen, daß man an der Fourage jedes halbe Jahr einen reinen Gewinn von vierzig Taler, zwei Groschen, acht Pfennig machen könne (bei eigenen Pferden lieferte der Hofhalt Fourage, sonst stellte er auf Antrag Wagen und Pferde, nur nicht eben für Christianens persönliche Verwendung). Darauf werden Pferde und Wagen beschafft, ein Kutscher tritt an, der die Demoiselle mit der großen Peitsche knallen und Schlittenfahren lehrt, dann fährt sie kutschierend durch die staunende Stadt, und der Kutscher muß hintenauf stehen und mit einer „rechten großen Karbatsche klatschen", damit nur ja alles an die Fenster läuft — sie war damals achtunddreißig —, und ferner muß sie reiten lernen. Es werden Reitkleider beschafft und mit nach Lauchstädt genommen, und das „Reitkleidgen" scheint ihr eine höchst geeignete Toilette, um darin die Schauspieler zu empfangen, die der Geliebten des Herrn Chefs den pflichtschuldigen Huldigungsbesuch nach ihrer Ankunft machen und Ständchen bringen.

Dies alles klingt lächerlich, und es ist traurig. Es ist traurig, wenn Goethe sich von ihr versichern lassen muß: „Alle andere Männer und Äuglichen kommen mir abgeschmackt vor," und so süßen Trost begierig einsaugt; es ist auch traurig, wie in der ursprünglich so gutartig erscheinenden Frau allmählich Bitterkeit und Tücke wach werden. Ihre Klagen über Mißachtung werden fast regelmäßig, bald milder, bald schärfer mit Redensarten abgefertigt, man begreift es von ihm, der nach Jena muß, um dort, schlecht versorgt und schlecht ernährt, für ihre immer steigenden Ansprüche zu arbeiten, daß er Ruhe haben will und haben muß, man begreift es von ihr, in deren dumpfen Sinnen nicht sehr tief, nicht sehr edel, aber doch empfunden das Bewußtsein durchdringt, daß sie Sache ist — der uralte Weibervorwurf, die uralte durch die Jahrtausende hallende Klage der Frau an den Mann.

Dann verläßt sie ihr „guter Humor", sie wird „gramselig" und „verdrüßlich", sie sitzt und starrt ins Dunkle, nebenan schläft das Kind, Besuch und Tante und Schwester hocken im Kreis und stricken, und sie denkt, wie sie am liebsten „sachte zur Ruh" gehen möchte. Der Lumpentrödel, mit dem sie ihre Tage aufputzt, mit Tanzen und Lärmen und Aufsehnmachen, fällt ihr in Plundern vor die Füße, sie fühlt eine schmerzende Leere. Eitelkeit und Selbstsucht und kleinliche Schlauheit werden still, jetzt redet ihre arme zertretene Seele.

Goethes Liebe?

Welche Liebe ist das?

Ringt sie nicht um seine Kinder mit dem Tode wie Ehefrauen, pflegt sie ihn nicht in Krankheit wie eine rechte Frau? Leidet sie nicht um ihn, gehn nicht auch ihr Schwerter durchs Herz?

Freilich sie ist gewöhnlich und ungebildet —, sie wird auf sich halten, sie wird lernen. Sie müht sich ab, einen Brief ohne Fehler zu schreiben, und schön zu schreiben, aber der Rücken tut ihr weh, es dauert so lange. Sie wird sich honnêten Umgang suchen, „ihren Weg vor sich gehen, ihre Haushaltung gut versehen, ihren Schatz lieb haben, ihre Freude an dem Buben sehen und dann mannichmal eine steife Kaffeevisite machen“, dann wird sie zu Reputation kommen. Dann macht sie Besuch bei Kammersekretär Scheibes und Gerichtsekretär Rentschens, sie geht zur Kammerdienersfrau Kämpfer zum Kaffee und lädt dann diese neuen Freunde samt „dem lieben Sekretär Meißel“ auf den Abend zu Tisch, wobei ihr Wein „alle wird“, aber auch das kann sie nicht recht aushalten. Die Subalternen renommieren, die Gesprächsthemen interessieren sie nicht, sie sehnt sich nach der ungebundenen Lustigkeit der Theaterleute — — —

Langsam keimt Bosheit auf, „die Menschen werden ihr immer mehr verhaßt“. Sie fühlt, sie „mißbrauchen ihre Güte“, gehen „nur aus Interesse mit ihr um“, sie fühlt Undank der Minderen, Verachtung der Besseren . . ., man ängstigt sie mit Andeutungen. Die Frau von Stein hat eine Nichte, die Fräulein von Imhoff, die Leute sagen, sie sei eine große Dichterin. Sie kommt mit der Tante ins Haus, der Geheime Rat empfängt sie vorn in den

schönen Zimmern mit dem Junokopf, da sitzen sie und führen vornehme Gespräche — und sie muß draußen den Tee machen . . .

Auch der August wird täglich zur Stallmeisterin geschickt; das ist ihm gut, sagt der Vater. Jeden Tag muß er ihr Erdbeeren oder Spargel bringen. In Jena hat der Geheime Rat sie einmal mit August zu Schillers genommen, nachher kam auch die Frau Stallmeisterin hin — der Herr Hofrat war freundlich, die Damen auch, aber so anders — sie starrt vor sich hin —.

— — — — — — — — — — — — — —

Das ist in jener Zeit, in der Knebel das Fräulein Rudorff heiratet.

* * *

In jener Zeit beginnt sie zu trinken, das Erbteil des Vaters regt sich; in jener Zeit liest sie aber auch die „Heilige Genoveva" von Tieck, das einzige Werk, von dem wir wissen, daß es auf sie gewirkt hat. Sonst liest sie nur aus Langeweile und geht um halb neun zu Bett; über diesem Buch liest sie bis ein Uhr, und wenn sich der auf dem Kanapee eingeschlafene Gustel nicht geregt hätte, so hätte sie nicht aufgehört. Sie empfiehlt es auch der Frau Rat . . . diese Geschichte von der süßen Heiligen, die vom Leiden nur immer besser wurde . . .

S i e wird schlechter durch Leiden. Gibt es das, daß ein Mensch seine Leiden so nimmt, daß er besser davon wird? Gewiß, so möchte sie auch sein —

Zu hoch. Zu tief. Zu spät.

* * *

In jener Zeit lädt sie die Jungfer oder Wirtschafterin der alten Hofmarschallin (Frau von Steins Mutter), die Löwern, die sie auf dem Ball in Lobeda trifft, zu ihrer Schwester ein und erzählt ihr, wie sie diese vor „Verführung der Männer“ warne; sie ist aufgeregt, spricht viel, der Oberforstmeister Stein-Nordheim — kein Verwandter der Stein und auch nicht zu ihrem Kreis gehörig — tut auf einer Redoute zu Goethe jene bekannte Äußerung. Eine Weile geht die Qual noch, dann überflutet der Drang nach Betäubung alles, das alte Leben geht wieder an, sie trinkt und tanzt, und tanzt und trinkt. Sie tanzt bis kurz vor ihren Entbindungen, der Wein nimmt einen immer größeren Raum in ihren Briefen ein, sie weiß schon bald höchst sachverständig zu unterscheiden und wirft mit Malvasier, Portwein, Bischof, Champagner, Malaga wie ein Alter um sich, macht sich fleißig Erdbeerkalteschalen, kuriert Krankheiten „nach ihrer Art mit Wein“, schon nach der Frankfurter Reise macht es sie unglücklich, dort keine Flasche Champagner getrunken zu haben: „das betrübt mich ordentlich“, woran sie auf der Rückreise „sich und das Kind erholt, ist der Wein, den sie im Schwanen hat mitgenommen“ — und sie reiste im Hochsommer — und ihr „Mägelchen tut ihr gewaltig wehe, wenn sie keinen hat“.

Zugleich aber, was noch betrübender, keimt, es ist schon gesagt, Bosheit auf. Allerlei kleine schadenfrohe Bemerkungen tauchen auf, meist Ausdrücke des Neides auf die Jagemann und so weiter. Bei dem Wagenkauf handelt Goethe mit dem Major Hendrichs um eine Chaise, sie ist ihm zu teuer; sie scheint gleichgültig,

auf einmal erwacht ihr Eifer, sie legt sich ins Zeug. Der Herr von Schardt will sie kaufen, erzählt sie, „was der gibt, kannst du ohne Bedenken etwas mehr geben, denn der wirft nichts weg"; aber nicht Herr von Schardt, sondern Frau von Stein, seine Schwester, reflektiert auf den Wagen, und Christiane erreicht auch ihren Zweck, denn Charlotte, die den Kauf sehr viel später erfährt, schreibt betrübt an Fritz: „Und nun fährt Mademoiselle Vulpius darin!" Ebenso mußte man bisher der Meinung sein, die bekannte Tortengeschichte sei auf ein Mißverständnis zurückzuführen; nach Kenntnis so manchen Zuges, den der von Goethe noch dazu sorgsam redigierte Briefwechsel enthüllt, muß man aber in der Tat mit der Stein glauben, das Kompliment von Mamsell Vulpius, mit dem die Goethische Magd bei Überbringung einer Geburtstagstorte in die Steinsche Teegesellschaft hineinplatzt, ist ganz richtig gemeint gewesen. Goethe, der in Jena war, gibt Auftrag, eine Torte zu backen und als Augusts Angebinde hinzuschicken, und die kleinliche Tücke, mit der Christiane der Stallmeisterin aus der zugedachten Aufmerksamkeit eine Blamage und einen Verdruß macht, denn ganz Weimar lachte darüber, entspricht leider ihrem Charakterbild, wie es sich von jenem ersten Fußfassen seit dem Testament und der quasi Legitimierung durch Frau Rat entwickelt.

* * *

Am 15. März 1800 wurde August auf die „ehrfurchtsvolle Bitte" des Vaters vom Landesherrn mit

einem Legitimationsdekret begnadigt. Er konnte nun jedem frei ins Auge sehen.

Seine Mutter dagegen hieß Mademoiselle Vulpius. Wenn Gräfin Egloffstein, die Göchhausen und die Wolfskehl abends nach der Komödie, am Dienstag oder Donnerstag, zum Souper bei Goethe erschienen samt Fräulein von Imhoff und Herrn und Frau Hofrat Schiller, so überwachte sie draußen das Anrichten. Der Bediente schrieb ihr Briefe, in denen er sie „Werteste Demoiselle" anredete, von ihren Angehörigen sprach er als von Ernstinchen und Tantchen, zum Vater sagte sie in Gegenwart Fremder nicht du wie andere Frauen, sondern Herr Geheimrat und Sie. In den Empfangszimmern hielt sie sich mit ihren Freunden schadlos, wenn der Vater verreist war, das Evoe dieser Feste erscholl in der ganzen Gegend, wie Karoline Schlegel berichtet.

Der Zustand wird immer peinlicher, und für alle Teile. Nun verließ auch der langjährige Freund und Hausgenosse den Frauenplan, der „Kunscht-Meyer": er gründete einen eigenen Haushalt; sie verlor auch ihren Tanzfreund, Nikolaus Meyer, der jahrelang im Haus gewohnt hatte und mit dem sie wegen ihrer ganzen Art in ein Gerede gekommen war, das Goethe sehr verdroß und ihn dem Plan Meyers, später nach Weimar zurückzukommen, sehr unwillig gegenüber stehen ließ. Die Schwester kränkelte, die Tante wurde „stumpf", sie stand allein den Unziemlichkeiten der Dienstboten gegenüber, die sich gegen eine malhonnête Person, die in wilder Ehe mit ihrem Brotherrn lebte, zu keiner Ehrerbietung verpflichtet fühlten.

Goethe versucht es nun anders. Schon früher hatte er, zumal Schillers gegenüber, den Charakter des Verhältnisses als Ehe betont, von den „Seinen" gesprochen, nach Anknüpfungen gesucht. Es wirkt peinlich, es nachzulesen, wie er, der ältere Mann, der größere Geist, der Minister und im Grunde Protektor Schillers, immer wieder dem Jüngeren gegenüber Mitteilungen und Andeutungen über die, die nun einmal seine Familie sind, anbringt und wie der Goethe so tief verehrende Mann immer wieder ignoriert, drüber weggleitet, nach Wendungen sucht, die seiner Teilnahme und Verehrung für den Freund Ausdruck geben, ohne zugleich einen Haken darzubieten, an dem sich etwa Beziehungen der Mamsell Vulpius zur Frau Hofrat Schiller anknüpfen lassen könnten. Es ist demütigend in Beider Seele. Er wagt es, sie bei Tisch erscheinen zu lassen, wenn ein paar besonders wohlwollende Damen geladen sind, man nimmt es übel auf; er geht mit ihr spazieren, die Stein und die Trebra sitzen in der Rosenhecke, sie halten die Schirme vor, um sich nicht grüßen lassen oder etwa ein Gespräch anknüpfen zu müssen; er fährt Schlitten mit ihr, höhnische Blicke folgen ihm.

Es wäre sehr kleinlich, diesen unverhohlenen Widerwillen nur mit Neid und Mißgunst zu erklären. Die Frau hat in Verteidigung ihrer Rechte nur eine Waffe, aber eine furchtbare, sie ist geistiger Art, wie die der Kirche. Es ist der Bann. Diese Waffe ist grausam, aber sie hat keine andere, um ihr beleidigtes Recht, die verletzte Sitte, zu verteidigen, und hierin sind alle Frauen solidarisch. Frau von Staël, dem Herzog

höchst verpflichtet, Frau von größter Welt und von größtem Geist, ist durch keine Macht zu bewegen, zu einem Souper zu erscheinen, bei dem sie der Jagemann begegnen wird und das der Herzog ihr geben will; sie sagt ihm ihren Grund mit vollkommener Durchsichtigkeit, und die Sache muß fallen gelassen werden.

Der Fall lag bei Christiane ja anders, aber hier tritt nun wieder der allgemeine Unwille in Erscheinung, den ihre ganze Haltung erweckt. Sie hatte in den Jahren gewonnen, Goethe führt einmal aus, wie sie schon allein durch den ständigen Theaterbesuch eine gewisse Kultur erworben habe, ihre früher primitive Erscheinung ist verändert, ihre Kleidung steht keiner Frau von Stand nach, übertrifft sie häufig, nur die Wahl greller Farben bezeichnet ihren schlechten Geschmack; Goethe schenkt ihr darum auch gern schwarze oder weiße Kleider, fordert sie auf, zu einer Reise nur weiße Kleider mitzubringen, man trage nichts anderes; ihr Haar, in ihrer Mädchenzeit kunstlos herabhängend, ist jetzt mit Geschmack geordnet, in Wellen gelegt, nach der Mode mit Band durchzogen. Sie kann, so lange sie sich zusammennimmt, für eine passable Geheimrätin gelten.

Solange sie sich zusammennimmt; das ist es. Und das ist es, was sie immer wieder in ihre Sphäre zurückstößt, was den bösen Zungen immer neue Nahrung gibt! Das Schmarotzerdasein, das sie führt, die Art, wie sie mit Goethes Einnahmen umgeht, die bei weitem nicht ausreichen, das, was sie verwirtschaftet, zu decken. Ewig geht die Rede von Geldangelegenheiten, bei jedem Werk ist der springende

Punkt: wieviel wird Cotta zahlen? Sie hält derweil mit ihren Freunden vom Theater täglich offene Tafel, sie fährt spazieren, in die Komödie, zur Redoute, treibt sich auf Studentenbällen umher. Die Jüngsten sind ihr gerade recht, schon kritisiert der Junge die Mutter: „Die Mutter hat wieder entsetzlich viel getanzt," schon treten Hindeutungen auf, daß dem doch wirklich nicht übertrieben feinfühligen Bruder das Betragen der Schwester zu viel wird. Denn nun ist sie nicht mehr in den Zwanzig und Dreißig, sie hat die Vierzig überschritten. Von einer sehr starken Schauspielerin sagt sie selbst: „noch dicker wie ich". Ihre Tanzwut fängt an grotesk zu wirken; was das Weintrinken betrifft, so kann sie es „noch besser" als ihr Geheimrat.

„Gott nur siehet das Herz. Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß *wir* doch auch etwas Erträgliches sehn"

sagt Schiller. Ihr Gutes sah keiner, ihre Fehler waren allzu öffentlich. Als sie bei Jacobis Besuch mitessen darf und Wieland erzählt, Goethe sei ihr bei Tisch mit zarten Attentionen begegnet, kann Frau von Stein nicht glauben, daß Goethe einer Frau dieser Art mit Achtung begegnen könne, oder „er müßte Analogie mit der Mägdenatur haben". (Auch das Urteil völlig Fernstehender, entschieden Wohlwollender ist das gleiche: „Eine gewandte Kammerfrau.") Bisher hatte die Stein alle die Jahre her nicht ein Wort über Christiane geäußert, abgesehen von jener Äußerung der weinenden Christiane gegen die Löwern von der Verführung der Männer: „Er mag wohl recht auf das

arme Geschöpf drücken, dem es mit einer gemeinen (das ist immer: gewöhnlichen) Natur gewiß wohler gewesen wäre mit wie dem Genie;" und wer hätte wie sie mitzureden das Recht gehabt, wenn vom Druck des Genius auf seine Umgebung die Rede war? Nun, da sie mit dem kleinen August, den sie herzlich liebt, den traurigen Einblick in die Zustände erhält, beginnt sie gelegentlich, sich gegen ihren Sohn über das zu äußern, was in aller Mund ist. Das Recht, sich ein Urteil zu bilden, wird man einer Frau ihrer Jahre, ihrer Erfahrung und ihrer Leistung für Goethe doch wohl zugestehen müssen, und es ist nicht recht begreiflich, wie man immer aufs neue das Gerede von ihren würdelosen Klatschereien nachbeten kann. Sie hätte ihrem Fritz gewiß lieber Erfreulicheres berichtet. „Seine unendlichen Leiden haben ihn mir so verbunden, als wäre er mein Kind," schreibt sie einmal von dem unglücklichen jungen Hautcharnoy an ihren Fritz, und so, und unendlich inniger durch unendliches Leiden, ist Goethe ihrem Herzen verwachsen; kaum droht ihm ein Leid, so fängt es schon neu zu bluten an.

Und sie sollte nicht einmal das Recht haben, ihr bekümmertes und auch ihr entrüstetes Urteil zu äußern über Dinge, die sie tief verletzen mußten, die täglich Goethes Ansehen schwer schädigten, deren die ganze Stadt voll war?

Täglich sah sie das Kind dessen, den sie geliebt hatte, in dem sie die vornehme Natur des Vaters, die gemeinere der Mutter unglücklich vermählt sah; sie hat Mühe, „ihn bei sich vom Wein abzuhalten", die Mutter schleppt den Jungen auf Tanzereien ihrer

Klasse, morgens ist ihm „so übel, daß er lang hinfällt“, wie er dem Vater schreibt, zuweilen hat er einen „traurigen Ausdruck, wie wenn er den Trug des Lebens schon erfahren“, der ihr ins Herz schneidet. Das ist Goethes Kind! Und der Vater schreibt: „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, an Ihrem Anblick sich zu bilden ...“

Er selbst ist verändert, schon 1793 schreibt die Herzogin, daß er „entsetzlich dick“ werde, der freie Adel der Züge verschwindet, etwas Gedrücktes, Geducktes, Verlegenes ist über ihm, die Last der Demütigung, die er stündlich trägt ... seine Freunde „fühlen, daß er irre in sich sei ...“

O, und er hatte stehen sollen

> „Der Schande unverwundbar und im Kampf
> Ein groß Seezeichen, hoch, die Stürme höhnend,
> Die rettend, die dir nachsehn ...“

Sie müßte nicht sein, die sie ist, sie müßte kein Herz haben, Stein sein, wenn nicht Schmerz in ihr wäre, nicht Zorn und Erbitterung. —

Wenn ein Mensch, so hat sie das Recht, zu klagen und anzuklagen. „Mit dir kann ich am wenigsten rechten, weil ich bei jeder Rechnung dein Schuldner bleibe ...“

* * *

In diesen Zusammenhängen hat man ihre „Dido“ zu betrachten.

Alle Beurteiler sind sich einig, daß das Drama, von dessen künstlerischem Wert natürlich keine Rede sein kann, obwohl es, unter die Zeitprodukte eingereiht,

immerhin zum guten Durchschnitt zählt, ein Ausbruch ihrer Wut, ihrer Enttäuschung, ihrer Rache sei.

Es ist betrübend, Frauen von Männern derart beurteilt zu sehen. Wenn ein tragisches Moment bei der Frau oft darin liegt, den Mann zu sehr am höheren Mann zu messen, so scheint es ein nicht minder tragisches Moment, daß auch der geistig hochstehende Mann die höhere Frau zu leicht an der niedern mißt. Gibt es für eine Frau von Charlottens Art und Lage wirklich nur Wut, Enttäuschung, Rache? Oder gibt es heilige menschliche Gefühle des Schmerzes, des Zorns, ja auch der Erbitterung, wenn menschliche Ideale in den Staub sinken, zum Höchsten bestimmte Naturen einem selbstverschuldeten Abstieg verfallen? Und wer hätte die Stirn, zu leugnen, daß von Italien bis zum ersten Zusammentreffen mit Schiller Abstieg in ihm ist? Wer ihn liebt, mit der lebendigen, heißen und schmerzlichen Liebe, die den großen Menschen und nicht den erstarrten Götzen vieler umfaßt, der fühlt und empfindet das Einst und das Jetzt. — Wie sollte die, die ihm alles gewesen, es nicht empfinden?

Auch sie wird „irre in sich". Alles scheint grausig verkehrt, verzerrt, entstellt, dieser dickgewordene, aufgeschwemmte Mensch mit dem Ausdruck von „selbstzufriedener Gleichgültigkeit ohne Fröhlichkeit", — wie ein guter Beobachter bemerkt — ist er noch der, den sie kannte? Alles verwirrt sich: war er so, oder hat sie sich eingebildet, er sei so gewesen? War alles Selbstbetrug, Täuschung, überspannte Faselei?

Und doch hält sie die Beweise in Händen, was er war und was er wollte, und nun alles hin . . .

Du hast sie zerstört, die schöne Welt.

Im Jahr 1794, Jahre nach dem Bruch, als sie, sich dies alles immer von neuem wiederholend, in ihren Witwenzimmern saß, schrieb sie die Tragödie und recht wohl Tragödie. Wäre „sexuelle Wut" auf die „Nebenbuhlerin" — das häßliche Wort ist Charlottens so unwürdig — in ihr gewesen, wie hätte sie sich die niedrige Genugtuung versagt, Christiane in ihrer angeblichen Verächtlichkeit zu schildern? Kein Wort von ihr im ganzen Drama. Nur er, der Abtrünnige, nicht einem vergänglichen Weibe, sondern der unvergänglichen Göttin, der Tugend. Von Christiane ist, es ist schon mehrmals gesagt, erst die Rede, nachdem sie selbst beginnt, sich in den Vordergrund zu drängen, und daß das, was von ihr gesagt ist, kritisch ist, liegt ebenso in der Aufführung Christianes wie in der Anlage und Wahrhaftigkeit Frau von Steins.

Ferner: *ist* die Dido der Ausbruch gemeiner Rachgier, so lag es in der Stein eigenstem Interesse, sie wohl zu verbergen. Aber sie selbst gibt das Drama drei Jahre später an Schiller, von dem sie weiß, daß eine ideale Freundschaft ihn mit Goethe verbindet, als sie selbst schon wieder beginnt, Goethen zu sehen und zu sprechen, als sie das Kind des noch immer schmerzlich Geliebten schon lieb gewonnen hat und es täglich bei sich hegt. Und Schiller nennt dies angebliche Werk „schamloser Wut" ein „liebes Lied".

„Ungern gebe ich Ihre Komposition aus den Händen, teure Freundin. Sie hat mich *unbeschreiblich interessiert* und in jeder Rücksicht. Außer

dem schönen, stillen, sanften Geist überhaupt, der darin atmet, und außer dem Vielen, was im Einzelnen vortrefflich gedacht und ausgesprochen ist, ist es mir und zwar vorzüglich durch die Lebendigkeit teuer geworden, womit sich eine zarte und edle weibliche Natur, womit sich die ganze Seele unsrer Freundin darin gezeichnet hat. Ich habe Weniges, ja vielleicht noch nie Etwas in meinem Leben gelesen, was mir die Seele, aus der es floß, so rein und klar und so wahr und prunklos überliefert hätte, und darum rührte es mich mehr, als ich sagen kann."

Es ist außer Zweifel, sie hat ihm, in dem sie in jener Zeit mehr als in dem ohne Aufhören Betrauerten den Mann ihrer Ideale heranreifen sah, zart und leise in einem Spiegel zeigen wollen, was der Anlaß zu ihrem Bruch mit Goethe war, und mit der gleichen Zartheit deutet er leise sein Verstehen an: „Es ist so individuell und wahr, daß man es unter die Bekenntnisse rechnen könnte, die ein edles Gemüt sich selbst und von sich selbst macht ..."

Das ist es, Bekenntnisdichtung.

Für sich und von sich selbst.

* * *

Wir wissen, daß Schiller sich für das Drama bemüht, es bei Cotta veröffentlichen will. Die Sache ist abgeschlossen, und Charlotte erhält das Honorar. Damals ist schon Hermann und Dorothea beendet, ein neuer Anstieg Goethes vor aller Augen, zudem sollte ihr Name nicht genannt werden. Schließlich

erscheint das Stück doch nicht, wir wissen nicht warum, auch die Archive des Verlags versagen in dieser Sache. Man muß annehmen, sie hat bei einer der gelegentlichen Anwesenheiten Cottas das Honorar zurückgegeben oder anderweit verrechnet. Obwohl nur die Eingeweihten Schlüsse hätten ziehen können, liebte sie ihn doch immer noch zu sehr, um ihn, nicht dem Mitgefühl der ihn Liebenden und Achtenden, wohl aber der billigen Kritik des Durchschnitts preiszugeben, der er schon ohnehin genugsam überantwortet war.

* *
*

So kommt 1806.

Es gibt eine mündliche Überlieferung, die Einquartierung sei Christianen als „Wirtschafterin" unziemlich begegnet, sie habe das weinend einem Weimarer Bürger erzählt und hinzugefügt, sie gehe aus dem Hause, denn sie wolle das nicht länger ertragen. Etwas Ähnliches wird wohl gewesen sein. Sie stand nun ganz allein, über die Echtheit der Gefühle, die ihre Schmarotzer ihr entgegenbrachten, täuschte sie sich nicht. Aber sie brauchte sie, um *sich lustig zu machen*, im wahrsten Sinn, denn von selbst war sie nicht mehr lustig. Tante und Schwester waren tot, der Sohn trat ins Leben, wo sollte sie hin? Das Leben drängte sie immer näher an die Verzweiflung, und Goethes erkaltende Neigung konnte sie nicht mehr trösten. Seit sie sich nicht mehr auf die Angehörigen verlassen konnte, hatte sie sich tüchtig bewährt, sie stand resolut in schwieriger Lage

dem Hauswesen vor, hatte Goethe hingebend gepflegt, sie hatte gerechten Anspruch auf menschliche Dankbarkeit auch eines minder groß Denkenden.

Daß sie Goethen das Leben gerettet habe, ist ein Märchen, Heroismus lag nicht in ihrer Natur. In Feuers- und ähnlicher Gefahr verlor sie alle Fassung, auf Reisen steht sie die größte Angst aus. Zudem waren die beiden Löffelgardisten, die Goethen bedrohten, so schwer betrunken, daß sie sich in die für die Umgebung des Marschalls bestimmten Betten warfen und dort gestiefelt und gespornt sofort einschliefen, bis sie des Morgens der Adjutant mit der flachen Klinge hinaustrieb. Es wird nur berichtet, daß „auf das Geschrei der Vulpius" einer der ins Haus geflüchteten Bürger herbeieilte und die beiden Helden hinauswarf. Goethe hatte schon vorher in Riemers Gegenwart mit ihnen gesprochen und ihnen auf ihr Verlangen zugetrunken, es war also ganz gemütlich hergegangen. Wohl aber hat die Aufregung des Tages den Entschluß losreißen helfen und die Zeit, in der keiner wußte, ob ihm andern Tags noch etwas gehören werde als sein ehrlicher Name, wegen der allgemeinen Ablenkung die Ausführung erleichtert. Am 19. Oktober wird „Sr. Exzellenz Herr Johann Wolfgang von Goethe, Fürstl. Sächs. Geheimer Rat allhier, mit Demoiselle Johanna Christiana Sophia geb. Vulpius, des weil. Herr Johann Friedrich Vulpius, Fürstl. Sächs. Amtskopistens allhier, hinterlassene älteste Tochter in der Stille copulieret".

* * *

Jetzt, am Gipfel ihrer kühnsten Ziele, fing der Dornenweg erst an.

Sie war nun Kaiser, und die Könige küssen ihr den Pantoffel. Aber nun will sie „Pabst wern“.

Die alte Erfahrung, daß niedere Menschen das Glück nicht aushalten, indes sie durch Unglück oft erzogen werden, bestätigt sich auch hier. Ihr — wohlverdienter und schwer, wenn auch nicht eben rühmlich erkämpfter — Triumph verdreht ihr vollends den Kopf.

Eine zugereiste reiche und schöngeistige Dame, Frau Schopenhauer, fand sich, gegen den Preis von Goethes Gegenwart als Attraktion ihrer Teeabende, bereit, die neue Geheimrätin zu empfangen; alles andere erstarrt in eisiger Abwehr. Ihre Lage war nun womöglich noch peinlicher als zuvor. Der neue Kreis will von ihr nichts wissen, vom alten darf sie nichts wissen wollen; allmählich wird das Gericht doch nicht so heiß gegessen wie gekocht, und es bleibt so ziemlich beim Alten.

Sie hält sich auf ihre Art schadlos, mit vermehrten Ansprüchen, wie sie einer sächsischen Geheimrätin billig sind. Sie bekommt eine Gesellschafterin, eine Kammerfrau; sie ist nicht mehr hübsch, ihr Gesicht ist gerötet, sie wird ein „weiblicher Bacchus“ genannt; trotzdem kommt kein Maler nach Weimar, den sie nicht in Nahrung setzt. Von der Stein, der Herderin haben wir kein einziges gutes Bild, der Bilder der Geheimrätin Goethe ist Legion, in Kreide, in Wasserfarben, im Schattenriß und in Öl; auch in Marmor wird ihre wichtige Person ausgehauen. Goethe schreibt derweil aus Karlsbad, daß er fleißig gewesen

und gewiß für das Doppelte seiner Ausgaben Manuskript mitbringe. Im übrigen hat er die Quälerei satt, er läßt es sich an seinem guten Tisch wohl sein, die Köchin „macht ihre Sache vortrefflich, kauft gute Ware ein und bereitet sie mit Sorgfalt“ zu; wenn die „Fastenbrezeln alle“ sind, werden „allerlei Torten und Kuchen gebacken, die nicht übel geraten“, Deutschland liegt zwar in den Knien, den Fuß des Eroberers ehern im Nacken, aber man muß sich eben „um das Detail des Lebens kümmern“. Man ist auch heiter und sogar recht vergnügt, der Olympier singt die Gattin an: „Nun fesselt mich diese charmante Person“ und dichtet ihr für sich und ihre Kumpanei das schöne Lied: „Denn das Achzen und das Krächzen haben wir nun abgetan“. Derweil die alte Freundin seiner Seele über dem sterbenden Jüngling weint, dessen Qual zu sehen die weiche Schillern nicht zum zweiten Mal erträgt, und den endlich männlich und schön in sein dunkles Los Ergebenen bis an das letzte Tor geleitet, plätschert die Korrespondenz der Neuvermählten von Theater und gutem Essen und von den neuen Kleidern für Emilia Galotti, weißer Krepp „mit guten Silberflintern, Zickzack gestickt, daß es von weitem wie Zindel aussieht, nur viel blendender“, und daneben gehen einige „Afterreden“ auf eine gewisse Bettina, auf die man gelaunt ist eifersüchtig zu sein, weil man das Seelische und das Sinnliche nicht auseinanderhalten kann ...

Also selbst hier, in den glücklichsten Zeiten ihres scheinbar so reichen und in Wahrheit so armen Lebens, Gehässigkeit und Mißgunst.

Denn damals war sie eben bei Frau Rat gewesen, Goethes Mutter hatte sie eingeladen, um sie nun als vollgültige Schwiegertochter zu empfangen und zu präsentieren. Sie war etwa vierzehn Tage dort, von Ende März bis Mitte April, und Frau Rat schrieb damals in ihrer großen Herzensfreude, das ärgerliche und anstößige Verhältnis in Ordnung zu sehen, an Goethe jenen Brief, der von den Verteidigern Christianens immer als höchster Trumpf ausgespielt wird. Der Brief lautet: „Du kannst Gott danken, so ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten — wie beruhigt bin ich jetzt, da ich sie genau kenne, über alles, was dich angeht — und was mir unaussprechlich wohl tat, war, daß alle Menschen — alle meine Bekannten sie liebten — es war eine solche Herzlichkeit unter ihnen, die nach zehnjähriger Bekanntschaft nicht inniger hätte sein können."

Ich glaube, daß der Wert dieses Zeugnisses übertrieben wird. Man kennt doch Frau Rats Stil, an Christianens Widersacherin Bettina schreibt sie im gleichen Jahr:

„Gute, liebe, beste Bettina — deine Liebe, dein Andenken geht über alles und macht mich glücklicher, als der tote Buchstaben ausdrücken kann. Oh! erfreue mein Herz, Sinn und Gemüte, und komme bald wieder zu mir. Du bist besser, lieber, größer als die Menschen, die um mich herum krabbeln" und so weiter.

Sodann hat sie Christianen überhaupt nicht näher gekannt, sie nur wenige Tage in Besuchs- und Reise-

stimmung gesehen, in ihr Weimarer Tun und Treiben hat sie so wenig Einblick, daß sie meint, Christianen noch zum Tanzen aufmuntern zu müssen, so wie die Schlaue sie auch in dem Glauben gelassen hatte, sie bewirtschafte Roßla selbst. Denn die Mutter schreibt bei Erwähnung des neuen Pächters ausdrücklich: „Sie, meine liebe Tochter, haben sehr wohl getan, das Gut zu verpachten — legen Sie sich ja nicht mehr Last auf, als Sie tragen können — Ihre Gesundheit könnte darunter leiden — wo doch so viel sowohl für meinen Sohn als vor uns alle daran gelegen ist. — Es ist recht schön, daß Sie meine Liebe so eine brave Hausmutter sind — aber man kann auch dem guten zu viel tun. Schonen Sie also, ich bitte Ihnen, Ihre uns allen so teure Gesundheit!" und so weiter. Die gute Mutter!

Nun erscheint diese pflichttreue, aufopfernde Frau in Frankfurt, selig Frau von Goethe zu sein und Gnädige Frau genannt zu werden; die Verwandten und Freunde, nach der achtzehnjährigen wilden Ehe auf etwas höchst Bedenkliches gefaßt, sind angenehm enttäuscht, eine ganz umgängliche und vorzeigbare Frau zu finden, und ihre kleinen Derbheiten wirken in der Freien Reichsstadt natürlich auch anders als in der Hofatmosphäre der kleinen Residenz; weder zu zweifelhaften Vergnügungen noch dergleichen mehr ist Gelegenheit, der prächtigen alten Frau zu Liebe ist man freundlich, und sie gibt sich ihrerseits Mühe. Daß Frau Rat ihre Unverdorbenheit betont, läßt darauf schließen, daß ihr Böswilligkeiten zu Ohren gekommen sind; das Selbstverständliche betont man

nicht. Man kann also diesen, in erhöhter Großmutter-
stimmung und in der Absicht, dem Sohn wohl zu tun,
geschriebenen Worten der immer Fröhlichen — „von
der durch Gnade von Gott noch keine Menschenseele
mißvergnügt weggegangen ist, wes Standes, Alters
und Geschlecht sie auch gewesen, die die Menschen
sehr lieb hat, niemand bemoralisiert, immer die gute
Seite auszuspähen sucht und die schlimme dem über-
läßt, der die Menschen schuf und die sich bei dieser
Methode wohl, glücklich und vergnügt befindet," und
die „allen Erschütterungen des Gemüts durchaus aus-
weicht" — nicht gerade dokumentarische Bedeutung bei-
messen. Hätte sie mit Christianen gelebt, so hätte sie
sich wohl eine andere Meinung gebildet, oder sollten
alle diese, zum Teil doch unzweifelhaft großen und
guten Menschen, die damals in Weimar lebten, gegen
ein wertvolles und achtungswürdiges Wesen dauernd
ungerecht geblieben sein? Die Behauptung, die
allgemeine Abneigung gegen sie sei auf Frau von
Steins „Verläumdungen" zurückzuführen, ist vor
näherer Prüfung nicht aufrecht zu erhalten: Frau
von Stein schweigt Jahre hindurch überhaupt, die
einzige Bemerkung, die sich von 1788—1796 in ihren
Briefen findet, ist die an Knebel, als Goethe mit zur
Campagne muß: „Dem wäre es gewiß bei seinem
Christelchen wohler." Erst von 1796 ab, als Christianens
Gebaren allzu stadtkundig wird, sie durch Schiller,
der von Goethes „elenden häuslichen Verhältnissen"
spricht, durch den Kleinen Einblick in Art und Wesen
der Frau erhält, glossiert sie ihrem Fritz gegenüber,
der an der Entwicklung der Dinge natürlich lebhaftes

Interesse nahm, die traurige Lage, und ihre Äußerungen sind gegen die der eigenen Hausgenossen und Anwohner — Riemers, Meyers, Böttigers und des eigenen Bruders — maßvoll genug. Wenn sie dem Sohn 1806 berichtet: „Goethe hat nichts verloren und hat sich während der Plünderung mit seiner Maitresse öffentlich trauen lassen“, so gibt sie klar und faßlich die Tatsachen wieder, wie sie ihr bekannt geworden sind; von niedrigem Klatsch ist dabei keine Rede — man vergleiche einmal, mit welchem Abscheu und mit welcher Aufregung Lotte Schiller, die doch Goethen so herzlich verehrte, sich über das Faktum verbreitet.

* * *

Und wie Charlotte Schiller empfinden alle Frauen ihrer Zeit. Die Niedrigstehenden gewiß auch aus uneingestandener Mißgunst, einem naiven Neid, aber das ist nicht die Empfindung der echten Frauen. Die kommt aus ganz anderen Quellen.

Die Strindbergsche Erbitterung, mit der man den starken, vornehmen, wertvollen geistigen Menschen unter den Nadelstichen des feigen, schwachen, inferioren, aber zähen und selbstsüchtigen Weibes verbluten sieht, einen hilflosen Bären im aussichtslosen Kampf gegen ein listiges, grausames und behendes Wiesel — das ist das Gefühl, mit dem die höhere Frau seit tausenden von Generationen dem uralten und immer wiederkehrenden Schauspiel zuschaut und durch die Zeiten dem furchtbaren Rätsel nachsinnt.

Kein Zweifel: die männliche Brutalität, der männliche Egoismus haben den niederen Weibertyp heran=

gezüchtet. Notwehr der Triebnatur, gegen das überlegene Hirn mit allen Mitteln der Natur geführt. Die Tragik entwickelt sich daraus, daß der brutale Egoist, der Mensch des Nurintellekts, bei dem das Gefühl nicht engagiert ist, durchaus das Vermögen behält, sich diesem Kampf zu entziehen und den Gegner von sich zu schleudern. Das Opfer bleibt allemal der höhere Mensch, der Mensch des großen Herzens. —

* *
*

Mit dem Augenblick, in dem Christiane legitime Frau wird, wendet sich Goethes Herz von ihr. Es ist psychologisch wohl erklärlich — bisher hält ihn Mitleid und ein Schuldgefühl. Nun war die Schuld bezahlt, schon im nächsten Jahr beginnt jene zarte Liebe für Minna Herzlieb seine Seele zu füllen, dadurch entsteht aber auch ein neues Gefühl von Benachteiligung Christianens und macht ihn desto ängstlicher bedacht, ihr alles zu Liebe zu tun. Daneben aber ist sicher auch der Wunsch ausschlaggebend, sie bei Laune zu erhalten.

Die Weisheit des Volks rechnet zu den bösen und ärgerlichen Dingen der Welt auch dies: Wenn eine Magd Frau wird.

Christiane war nicht buchstäblich Magd, aber sie hatte Mägdenatur, das Wort ist hart und gerecht. Das zeigte sich zumal nun.

Schon in den letzten Jahren war es schwer mit ihr zu leben, wenn sie sich nicht jeden Wunsch gewähren konnte, vor allem verdroß sie, die mit Geld nicht

umzugehen verstand, jede höchst nötige pekuniäre Beschränkung. „Ich werde itzo verdrüßlich, denn ich habe kein Geld." „Du mußt ein Papierchen schicken." „Werde nur nicht über das Geld verdrüßlich" und so weiter. Sie wurde träger und bequemer, auch immer stärker, und zugleich anspruchsvoller und selbstsüchtiger; auch manche Bosheit mag ihr begegnet sein; Goethe muß trösten: daß „die Leute dir deinen guten Zustand nicht gönnen und zu verkümmern suchen" und so weiter. Es scheint, daß er ihr nahegelegt hat, ihre Tanzereien zu unterlassen, denn sie ist in Lauchstädt nun so unzufrieden wie früher glückselig; nach Art ungebildeter und unbeschäftigter Frauen fängt sie nun an, ihre Gesundheit höchst wichtig zu nehmen und an sich herumzudoktern, die Weimarer und Jenenser Ärzte genügen ihr nicht, ein Karlsbader Arzt muß ein Gutachten nach Hörensagen abgeben; aus dem Umstand, daß er als Getränk roten Wein mit Wasser verordnet, leiten ihre Verteidiger die Behauptung her, sie habe nicht getrunken. Entweder war der Krankenbericht unvollständig, oder der Nachdruck liegt eben auf dem Wein mit W a s s e r, nicht aber, daß ihr Wein ordiniert wird.

Auch ihr Charakter verändert sich traurig, es muß sie doch tief getroffen haben, daß die ästhetischen Donnerstage mit der Hoheit, der Prinzeß, der Stein und der Schillern ihr weiter verschlossen bleiben, die Gesellschaft sie weiter ablehnt. „Um seinetwillen würden wir sie gut aufgenommen haben, versteht sich," schreibt Lotte, „doch wer kann sie abhalten, sich ihren Platz selbst zu suchen?" Und sie suchte ihren

Platz lieber anderswo. Die Knebel wurde jetzt, nachdem sie durch ein würdiges Verhalten die Achtung aller gewonnen, freundlich empfangen, und ihr Mann war ein verabschiedeter Major, der in bescheidenen Verhältnissen lebte, und ihre Vergangenheit entschieden bewegter als die Christianens. Es war bitter, daß ein Mann von Goethes geistigem und gesellschaftlichem Rang nicht das gleiche für seine Frau durchzusetzen vermochte. Er mußte sich bittend an die Wolzogen wenden, die Frau von Schiller und Frau von Stein zu „gleichen Ansichten" bekehren sollte. Es handelte sich um die Erlaubnis, Christiane *in ihrem eigenen Hause bei Tisch erscheinen lassen zu dürfen*. Lotte fragt erst händeringend die Mutter, die alte Oberhofmeisterin, um Rat; Frau von Stein kommt nicht gern, tut ihm aber den Gefallen, „da er das Kreatürchen so liebt". Nun wäre es an ihr gewesen, durch Zurückhaltung und Bescheidenheit des Betragens für sich einzunehmen, keine dieser Frauen ist so ungütig, daß sie ihr nicht um Goethes willen ihre Lage gern erleichtert hätte. Aber nun wacht ihr plebejischer Trotz auf, ihre proletarische Unfähigkeit zur Ehrfurcht, die Goethe die Vorbedingung alles Menschlichen nennt, — nicht vor dem bescheidenen Rang der Damen, sondern vor der durchbildeten Persönlichkeit. Sie will durchaus gleichberechtigt sein, Unterschiede nicht anerkennen, ihr ist nur wohl mit „ihren Kindern", wie die Schiller die Schauspieler nennt, wo sie die Dominierende ist, protegieren kann, gefeiert wird. Jede schuldige Höflichkeit an Höherstehende muß Goethe mit aus-

gesprochenem Nachdruck erzwingen. Sie kommt hinter Goethes Leidenschaft für jene Siebzehnjährige — eine unschuldige Liebe, von dem Mädchen nie geahnt, von Christianen entweiht und begeifert. Sie erlischt wie ein Licht am Weihnachtsbaum, Christianens Verdacht bleibt rege: noch zwei Jahre später muß Goethe ihr versichern, daß er Minchen „ohne Emotion" habe sehen können. Indes er in Jena an den Wahlverwandtschaften arbeitet und ausdrücklich warnt: „Freilich, keine Störungen dürfen eintreten!", erscheint sie bei ihm, und Riemer berichtet in seinem Tagebuch: „Zu Knebel, wo Goethe und seine Frau. Eifersüchtiges Weinen derselben. Deshalb bald nach Hause. Nachher zusammen, doch sie ohne Anteil. Mittags die Geheimrätin zu Tisch. Verdrießlichkeiten aus Eifersucht. Apaisiert hernach." Er muß sie über die ältesten Freundinnen beruhigen, über die Stein und Marianne Eybenberg, von Marianne Willemer sagt er aus Vorsicht schon lieber überhaupt nichts, und sie hat nie etwas davon geahnt, wer die Frau ist, von der es heißt:

„Unter Sturm und Nebelschauer
Rast ein Aetna dir hervor.
Du beschämst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem [Goethe]
Frühlingshauch und Sommerbrand."

Auch jenes üble Vorkommnis mit Bettina, das ihr zumeist geschadet hat, beruht auf gemeiner Eifersucht. Bettina weilt, jung vermählt, von Christiane, die über ihre Geschenke stets große Freude bezeigt, selbst

dringend eingeladen, mit ihrem Gatten in Weimar; in Goethes Haus zu wohnen, hatte sie abgelehnt, um nicht zu sehr zu stören, sie war aber um Goethes willen in Weimar und somit sein Gast, von der toten Mutter tausendmal ihm empfohlen, und er wußte, daß er ihr für Unendliches verpflichtet war. Erst durch sie hat er das wundersame Verborgene der Mutter erkennen gelernt. Daß ihre Anbetung Goethes sich in gelegentlich allzu kindhafter Zutunlichkeit äußerte, steht fest; was sich indessen der junge Gatte und ein Mann von Arnims Art gefallen ließ, muß für eine fünfzigjährige Frau doch wohl auch zu ertragen gewesen sein. — Es kam an öffentlichem Ort zu einer Meinungsverschiedenheit; Düntzer, der bei seinen großen Verdiensten um die Stein durch seine Ängstlichkeit, die Gefühle der Angehörigen zu verletzen, zugleich alle niedrigen Züge Christianens nach Möglichkeit zu entschuldigen sucht, spricht davon, Bettina sei ihr hochmütig begegnet, was diese sich nicht habe gefallen lassen wollen. Wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, handelte es sich um ein Urteil über Kunst, wovon Bettina recht viel, Christiane gar nichts verstand, ohne mit der dreisten Unbescheidenheit, die für sie in jener letzten Lebensperiode charakteristisch ist, irgend eine Autorität anerkennen zu wollen. Man kann ihr das vielleicht nicht so schwer verdenken, bei ihren Anlagen mußte sie wohl ein Opfer der Hybris werden. Sie war gewohnt, einen Mann von Goethes Ausmaßen ängstlich um ihre gute oder schlechte Laune besorgt zu sehen — „Die Hauptsache ist, daß du Zerstreuung hast.“ „Ich habe mich lange

nicht so wohl befunden, bleibe so lange, als es dir gefällt, laß dir vom Kassier geben, was du brauchst" und so weiter — wie sollte eine undurchgebildete Natur ihrer Instinkte nicht von Minderen das gleiche fordern? Die Ursache war nur der Tropfen, der ihre lange angesammelte Wut zum Überkochen brachte, das schlimmste die Anwesenheit des Publikums. Auf die pöbelhaften Schmähungen der rasenden Frau hat Bettina schließlich weinend gerufen: „Sie wahnsinnige Blutwurst!" Goethe mußte sich von Arnim sagen lassen: „Es bedarf keiner Versicherung, wie leid es mir getan, daß die öffentlichen Schimpfreden, welche die Frau Geheimrätin über meine Frau ergossen, und die Folgen derselben auf die Gesundheit meiner Frau und auf das Stadtgespräch eine Trennung des Umgangs in den letzten Tagen notwendig machten. Ew. Exzellenz könnten mir vielleicht heimlich den Vorwurf machen, daß ich durch zweckmäßige Beruhigung zur rechten Zeit die fatale Szene auf der Ausstellung hätte hindern sollen, ich kann mich dagegen leicht rechtfertigen. Frau von Pogwisch ist mein Zeuge, daß ich bis zu dem lärmenden Auszuge der Frau Geheimrätin aus den Zimmern nichts vernommen — sie hatte vorher wiederholt mit uns allen bei allem Lächerlichen mit uns gelacht —, weil ich im Nebenzimmer stand. Meine Frau fand ich darauf bleich und zitternd wieder zwischen einer Menge Unbekannten, die sich teilnehmend um sie bemühten und sie ausfragten. Es war also nichts zu machen, als meine Frau eilig aus der neugierigen Menge herauszuführen und durch eine Bewegung den Schrecken

zu vertreiben. Es tat mir leid, daß meine Frau nicht früher meiner Warnung gefolgt war, dem heimlichen Groll der Frau Geheimrätin aus dem Wege zu gehen, den ich schon mehrmals deutlich bemerkt hatte" und so weiter.

Der Brief stammt aus dem Arnimschen Nachlaß; die Abschrift hat Goethe wie fast alle ärgerlichen Dokumente vernichtet. Auch sämtliche Briefe Christianens, die Kompromittierendes enthalten, hat er ausgemerzt, und wir können nur aus seinen Antworten auf den unerquicklichen Inhalt schließen.

Christiane setzte durch, daß Bettinen das Haus Goethes verschlossen blieb; die Folge war, daß die ganze Stadt gegen sie Partei nahm. „Eine unendliche Flut des Klatsches entstand," wie Lotte schreibt, vergebens bemühten sich Wohlmeinende, die Sache ins Gleichgewicht zu bringen, auch Frau von Stein redete Goethe zu, indessen ebenso vergeblich. Als er in einem der nächsten Sommer mit Arnims in Karlsbad zusammentrifft, geht er stumm an ihnen vorüber und ebenso an Bettinens Schwester Savigny, die Christianen bei ihrer Frankfurter Anwesenheit mit großer Güte begegnet war, er beruhigt seine Frau sogar ausdrücklich: „Von Arnims nehme ich nicht die mindeste Notiz, ich bin sehr froh, daß ich die Tollhäusler los bin."

Noch schlimmer war die Affäre mit Lotte Schiller; Christiane hatte vielleicht auf die eine oder andere Art eine Bemerkung über sich, an denen Lotte es nicht fehlen ließ, erfahren; vielleicht auch war ihr Frau von Schillers schweigende Kritik bei ihren Besuchen

und Unterhaltungen in ihrer Theaterloge fatal. Denn nach Schillers Tod hatte Lotte es nicht ertragen können, weiter an dem Platz zu sitzen, von dem aus sie mit dem Toten so viel Unvergeßliches erlebt, und Goethe bot ihr statt dessen die Mitbenutzung seiner Loge an. Jetzt brachte Christiane den Gatten dahin, daß er Lotte diesen Sitz entzog und sie statt dessen auf den alten Platz verwies, obwohl er wußte, wie schmerzlich ihr die Erinnerung war. Eines der traurigsten Bilder dieser an Entwürdigendem so reichen Ehe: der Freund drängt die Frau des Freundes, mit dem ihn eines der höchsten Verhältnisse der Geistesgeschichte verband, um seines häuslichen Friedens willen aus dem Theater, das die Werke des Toten füllen. Wenige Jahre, und auch ihn drängt der Freund, um seiner Mätresse zu gefallen, aus diesem Theater, dem seine Arbeit sechzehn Jahre lang gegolten hat. —

Im ganzen gestaltet sich die Lage so, daß man Lottens Bemerkung, die Frau „wolle Goethen ganz isolieren" und „fürchte jeden Umgang, wo sie nicht in Anschlag kommt", bestätigt sieht.

Von ihrem Standpunkt aus ist Christianens Erbitterung wohl begreiflich. Sie konnte bei ihrer völligen Unfähigkeit, geistige Dinge zu begreifen, gewiß nicht verstehen, daß es nicht ihre niedere Herkunft und ihre unglückliche Lage als Goethes bisherige Geliebte war, die sie von den Höhergearteten schied, sondern die Niedrigkeit ihrer Seele, und gerade darum muß ihr die Haltung der höheren Schichten um so härter und demütigender gewesen sein. Es war für sie nicht minder wie für Goethe peinvoll und quälend,

wenn er als ältester Minister angesichts der Vermählung der Prinzeß verreisen muß, um dem Dilemma zu entgehen, daß der Sohn zugezogen, die Mutter erbarmungslos ignoriert wird. Im stillen hoffte man, sie bei dieser Gelegenheit, bei der zahlreiche Damen neu präsentiert wurden, zu Gnaden angenommen zu sehen, Goethe schickt aus Karlsbad einen Schal, sie bestellt sich in Frankfurt Toiletten, wartet umsonst auf einen Wink; als sie endlich zur Oberhofmeisterin geht, wird ihr eröffnet, es würden nur vorgestellte Damen geladen und die Vorstellung sei bereits geschehen ...

Fortan fällt sie völlig in die alte Lebensweise zurück. Sie geht mit der jungen Gesellschafterin nach Lauchstädt, und die Berichte über „Äugelchen" und studentische Tänzer spielen in den Briefen der Fünfzigjährigen die gleiche Rolle wie vor fünfzehn Jahren, die Sensitivität für „schöne" Männer ist lebendig wie je, auf einer Reise begegnet sie dem Wagenzug des Großherzogs, er hört, wer sie ist, und steigt aus, die Gattin des Freundes ritterlich zu begrüßen, aber sie antwortet dummes Zeug, nicht in einer schließlich erklärlichen Verlegenheit, sondern weil ein junger russischer Offizier durch seine „Schönheit" sie bis zur Fassungslosigkeit verwirrt. Bei solcher Empfänglichkeit ist es nicht unverständlich, wenn man ihren freundschaftlichen Beziehungen zu einem russischen Kurier eine Mißdeutung unterlegte, vor der schon ihre Jahre sie hätten schützen müssen. Goethe, weiter bemüht, durch sein vielgelobtes Mittel Beharrlichkeit eine bessere Lage zu erzwingen, nahm sie nun mit

nach Karlsbad, um sie durch jene bekannte Menschenfreundin Elise von der Recke in die gute Gesellschaft zu bringen. Elise war ihm seit vielen Jahren bekannt, — er nennt sie damals „sonderbar“ und bemerkt, ihr Element sei, von allen so gut aufgenommen zu sein, als sie selbst jeden aufnehme; Frau von Stein sagt von ihr, daß sie durch Trieb des Wohlmeinens alle Menschen aufsuche; später schien sie ihr trotz aller Güte „recht überspannt“. Diese philanthropische Frau nahm dann auch Christianen gut auf, nachdem der vorausgereiste Goethe ihr „durch freundliches Betragen einen freundlichen Empfang vorbereitet“ hatte. Auch ihr Kreis bezeigte ihr Interesse und Güte, man nahm sich ihrer um seinetwillen an, Bestand hatte kein Verhältnis. Es ist psychologisch erklärlich, wenn ihr verletztes Selbstgefühl nun immer heftiger reagiert, sie sich selbst immer wichtiger nimmt, bedauerlich ist nur, daß ihre Selbstsucht sich auch gegen Goethe selbst richtet. Die Verwandten Bettinas hatten ihn in Frankfurt auf das Herzlichste behandelt, als ob nichts geschehen wäre, trotzdem mußte er bis zu Christianens Tod in seinem Verhältnis zu ihr verharren; sie begann aber auch in äußeren Dingen, ihn zu vernachlässigen. Die Pferde, die ihm, dem fast zwanzig Jahre älteren, „ein wahres Bedürfnis sind“, beansprucht sie; „weil meine Frau hierher kam und die Equipage bei sich hatte, dadurch bin ich ins Weitere und Freiere gelangt, mehr als die letzten Jahre,“ schreibt er Zelter aus Karlsbad. Später wirft sie es ihm schon vor, wenn er den Wagen mit nach Jena nimmt, um in seinen Mußestunden

auch bei schlechtem Wetter an die Luft zu können; er war nun schon über sechzig. Als das Tauwetter ihr dann die Schlittenbahn zunichte macht, schreibt er etwas schadenfroh, das sei ihre Strafe, weil sie ihm die Pferde nicht gegönnt. Die Favoritin des Herzogs, Frau von Heygendorf, trat ohne eigenes Geschirr in Karlsbad auf, Frau von Goethe bemerkt: „ohne Equipage hier zu sein, ist unmöglich". Noch übler war die Ernährungsfrage, schon früher war es damit in Jena schlecht bestellt. Damals halfen Schillers aus und andere Freunde, er selbst war jünger. Damals schickt sie ihm ab und an ein Gericht; der Wunsch: „könnte ich dir nur kochen!" kehrt öfter wieder. Jetzt, wo der Alternde nach wie vor zu Haus keine Ruhe geschafft bekommen und nicht dabei bestehen kann, was ihm die Kastellansfrau im Ofen zusammenkocht, tut sie überhaupt nichts für ihn. „Das Essen bringt mich beinahe zur Verzweiflung. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich vier, fünf Tage bloß von Cervelatwurst, Brot und rotem Wein gelebt ... Ich bitte dich also aufs allerinständigste, mir mit jedem Botentag etwas Gutes, Gebratenes ... zu schicken, es mag kosten, was es will!" Sie hielt indes nach wie vor offene Tafel für ihren Kreis. Er kam nun auf den Gedanken, Köchin und Diener mitzunehmen; jetzt wirft sie ihm vor, sie müsse sich eigenhändig um die Küche kümmern. Er muß ihr erst vorhalten, daß er sich „plage", damit sie sich wohl befände, oder: „In der Lage, in der ihr seid, beklagt euch ja über nichts ... Wenn die gute Laune sich nicht einstellen will, so denke nur, über welche ungeheure

Not wir hinausgekommen sind und wie es uns vor Millionen Menschen gut geht."

Vor Millionen Menschen. Die schweren Kriegsjahre lagen über Deutschland, das Land ist ausgesogen, auch in Weimar sterben zahlreiche Menschen Hungers, der Typhus wütet. Wir wissen aus zeitgenössischen Berichten, wie groß die Not selbst auf größeren Gütern der Umgegend war, Karl Stein schreibt seinem Bruder: „Meine Frau hat seit Februar kein Geld gekriegt, und noch habe ich keine Aussicht für sie, und doch führt sie ihre Wirtschaft so freundlich und ruhig fort als vorher. In zehn Wochen haben wir noch kein Pfund Zucker ganz verbraucht und eben ein halb Pfund echten Kaffee", und ein andermal, daß er Möhrenkaffee ohne Zucker trinkt, Brot ißt statt Semmel und zu Fuß läuft aus Mangel an Pferden, denn fast alle brauchbaren Gäule waren requiriert. Auch seine Frau ging in jener Zeit die vier Meilen von Kochberg nach Weimar zu Fuß. Ebenso berichtet die Mutter von dem allgemeinen Zustand: „Die Nervenfieber beinah pestartig, kein Doktor mehr zu haben, kein Krankenwärter, keine Lichter, keine Seife, kein Stroh und auch kein Holz." In diese Zeit hinein muß man sich nun Christianens Aufführung denken, ihr Protzen mit Wagen und Pferden, Gesellschafterin und sonstigem Hofstaat, die täglichen Gastereien mit Karpfen, Feldhühnern, Weinschaum und guten Tagen auf Vogelschießen und Studentenbällen, Tanzstunden mit Sechzehnjährigen und so weiter. In jenen letzten Jahren war ihr Haupttänzer ein Primaner; weit und breit war keine Festlichkeit, zu der man nicht

die angejahrte Frau hinstreben sah. Man muß sich die volle Roheit und Gefühllosigkeit dieses Treibens in dieser Zeit vergegenwärtigen, wenn man die Flut von Haß und Verachtung, die sich auf Christiane richtete, einigermaßen verstehen will. Nach einem Jenenser Ball verabredeten sich die Studenten, ihrer Abfahrt auf Eseln vorzureiten; eine mitleidige Seele verriet ihr den Plan, und sie fuhr einen anderen Weg.

In dieses Leben hinein kam ein ernster Anfall, man glaubte sie schon tot. Sie befand sich in jener kritischen Zeit, die besondere Vorsicht erfordert; ihre Beschützerin, Frau Schopenhauer, spricht davon, daß „ihre Unmäßigkeit in allen Genüssen zu einer sehr bösen Periode für unser Geschlecht" ihr den Tod gebracht habe.

Während dieser letzten Monate wird ihr Bild wieder liebenswerter. Sie wird bescheiden, ruhig, ihre alte Fröhlichkeit, das Kindhafte ihres Wesens bricht wieder durch: „— hier bin ich aber wie ein Vogel so vergnügt. Dein treuer Schatz." Sie äußert wieder Freude an der Natur, wenn auch leider nicht in der naturwüchsigen Frische ihres eigenen Stils, sondern in den wohlstilisierten Perioden ihrer „Hofdame", und ihre kleinen bittenden Bemerkungen: „Es ist schön, daß Du mich wieder ein bißchen gelobt hast", „Vergiß doch auch nicht mich, dein ältestes Augelchen!" klingen rührend an jene Verse aus ihrer Jugend an:

„Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen
Immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!"

Doppelt rührend, wenn man weiß, daß ihre bittende Seele sich an ein Herz wendet, das jünglingshaft

berauscht und göttlich hingegeben voll ist von einer anderen Seele.

* *
*

Die silberne Hochzeit hatte er ohne Lied vorbeigehen lassen, nur eine Bemerkung in einem Brief gedenkt ihrer; kurz vor seinem Geburtstag, den er fern von den Seinen in Ilmenau verlebt, entstand ihm in Nachdichtung eines älteren das holde kleine Lied: „Ich ging im Walde so für mich hin," — das letzte, was er ihr gedichtet hat. Denn jenes andere: „Frühling übers Jahr," das von zahlreichen Literarhistorikern als auf sie gedacht angesehen wird, zählt mit unter die Mariannenlieder. Es war nicht die arme Christiane, die mit:

> „Ein immer offen, ein Blütenherz,
> Im Ernste freundlich und rein im Scherz"

angesungen wird und mit der der Rosen und Lilien bringende Sommer vergebens ringt. Schon jenes: „Da glühen Blicke mir immer fort, erregend Liedchen, erheiternd Wort" weist deutlich auf den gedanklichen Austausch mit Marianne in Brief und Gedicht hin, und sie allein beherrscht in jenen Tagen Goethes Gefühlsleben.

— — — — — — — — — — — — — —

Alle Nachrichten von Christianens Tod sind so schrecklich, daß man tiefstes Mitleiden empfinden muß. Schon bei jenem früheren Anfall hatte Riemer geschrieben: „Wenn sie stürbe, wäre es für uns gewiß ein Glück, für ihn vielleicht." Nun hatte es besser werden sollen, nun kam der Tod. Das Haus war in Verwirrung,

zwei Mädchen krank, sie in den Händen „gefühlloser Krankenwärterinnen", unter furchtbarsten Schmerzen. Der Sohn nicht zu bewegen, zu ihr zu gehen, Goethe selbst krank und außerstande, ihr Leiden mitanzusehen. Seine Feindin, die Heygendorf, stand ihr nach Kräften bei, aber es war nicht mehr zu helfen. Mit durchgebissener Zunge, von ihren Nächsten verlassen, soll sie unter Verwünschungen gestorben sein.

Jene andere Schicksalsverwandte, gutmütig und voll Selbstsucht wie sie, und wie sie gewürdigt, verständnislose Nächste eines Großen zu sein, schrieb nicht ohne das kühle Schauern eigenster Ahnung: „Es kränkt mich, daß niemand mit Mitleid ihres Todes gedenkt, daß alles das viele Gute, welches doch in ihr lag, vergessen ist und nur ihre Fehler erwähnt werden, selbst von denen, welchen sie wohl tat, und die ihr im Leben auf alle Weise schmeichelten."

Daß Goethe Schmerz empfunden hat — wer wollte das leugnen? In jeder Gestalt ist Tod etwas so Furchtbares, Anpackendes, daß ja schon jeder Verlust in einer häuslichen Gemeinschaft schwer gefühlt wird, obwohl der erste jähe Schmerz nicht immer zum Wert des Scheidenden in rechtem Verhältnis steht ...

Vierzehn Tage nach Christianens Tod fuhr Goethe ab, um Marianne wiederzusehen, er wollte westwärts und ging schließlich ostwärts; ein Radbruch schien ihm ein mahnendes Zeichen der Himmlischen. Genau ein Jahr nach dem Tode der Mutter führt der Sohn eine neue Frau ins Haus, und Goethe schreibt an Voigt die bezeichnenden Worte: „Diese Verbindung ist

mit so viel Mäßigung begonnen, daß man ihr wohl einen ruhigen Vorschritt von den guten Geistern hoffen und erbitten darf".

* *
*

Ein großes Heer harter, entrüsteter und ablehnender Urteile folgte der Unglücklichen. Die wenigen freundlicheren, die sich auf ihren Charakter beziehen, sollen hier nicht fehlen. Jene Frau von Knebel, deren Schicksal dem ihren ähnlich war, bemerkt von ihr, daß „Christianens ganzes Leben nur Goethe geweiht gewesen, wie sie nie an sich gedacht, sondern nur immer bemüht gewesen, es ihm angenehm und behaglich zu machen".

Diese Frau von Knebel war als Fräulein Rudorff, wie schon erzählt, Sängerin der Herzogin-Mutter gewesen, und es erregte in Weimar großes Aufsehen, als der so höchst moralische, vierundfünfzigjährige Seelenfreund der Weimarer Charlotten und Urfreund Goethes dieses siebzehnjährige und sich eines sehr schlechten Rufes — erfreuende kann man nicht gut sagen — Mädchen heiraten wollte. Er hatte sittliche Gründe dazu, sie war nämlich bereits mit fünfzehn Jahren Mutter eines Knaben geworden, von dem Knebel annahm, daß er der Vater sei, während seine Freunde dies nicht ohne Grund bezweifelten. Frau von Knebel war also die letzte, die, im Glashaus sitzend, mit Steinen hätte werfen dürfen. Zudem galt ihr Urteil einer Toten, der Frau des besten Freundes ihres Gatten und war wie gesagt an eine völlig Fremde gerichtet. Goethe hat bezeichnenderweise

gleichfalls die Wahl Knebels mißbilligt, damals entstand vielleicht das schöne Gedicht: „Herr Bruder, was für ein Luder bringst du in unsre Einsiedelei ..."

Ebensowenig beweiskräftig ist die Ansicht von Frau von der Recke, welche auf den Bericht der Schopenhauer von ihrem Tode und den üblen Nachreden, die ihr folgten, nach etwas Gütigem sucht: „Wodurch die Verstorbene sich mir empfohlen hat, ist, daß ich sie nie von andern Böses sprechen hörte," — sie war gelegentlich im Bade zwei bis drei Wochen mit ihr zusammen gewesen — „auch war ihre Unterhaltung, soweit ich sie kannte, immer so, daß ihr anspruchsloser, heller, ganz natürlicher Verstand Interesse für unsern Goethe haben konnte." Ich bemerke wieder, daß es eine Tote, soeben Verstorbene ist, von der Elise spricht; aus ihren weiteren Worten, „man müsse über ihre Fehler einen Schleier werfen," geht hervor, daß sie ihr wohlbekannt waren. Elise fügt dann hinzu, Goethe habe ihr seine Frau mit den Worten gebracht: „Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß, seit sie ihren ersten Schritt in mein Haus tat, ich ihr nur Freuden zu danken habe." Dies Wort macht Goethes Ritterlichkeit große Ehre, ob es vor der Wahrheit stichhält, kann man an der Hand des Briefwechsels beurteilen. Die Zeugnisse ergeben leider, daß es abgesehen von den Freuden, die die alte Frau von der Recke wohl am wenigsten gewürdigt hätte, „heißem Äugeln, derben Küssen", wie er selbst sagt, durchaus nicht nur Freude war, was Goethe seinem „gleinen Nadurwäßen" zu danken hatte. Auf dies Wort trumpfen ihre Verteidiger, aber was hätte Goethe

sagen sollen, um der Schwester einer Herzogin eine Frau zu empfehlen, deren Aufnahme er nur als Akt besonderer persönlicher Güte gegen sich erbitten durfte?

Wahrscheinlich hat sie sich auch fern von Weimar unbefangener gegeben, weil man ihr mit weniger Vorurteil entgegenkam, da Freundlichkeit unter den Verhältnissen, in denen man sie sah, auf Reisen und kurzen Besuchsaufenthalten, zu nichts verpflichtete, auch gewiß liebenswürdiger als zu Haus. Dagegen gibt es kein einziges freundlich würdigendes Wort von allen, die sie täglich sahen, kannten und in ihrem Tun und Treiben beobachteten, — allgemein fand man sie Goethes unwürdig. Frau von Stein, die später gütig gegen sie war und auch gelegentlich Proben ihrer Küche von ihr empfing, bezeichnet sie als „die liebe Hausfrau“ in ihren Briefen; sie Goethen gegenüber als seine Frau zu nennen, hat sie nie über sich vermocht.

Aus den vorliegenden Zeugnissen über sie darf sich jeder selbst das unbefangenste Urteil bilden, ob der Grund dieser allgemeinen Ablehnung wirklich nur Neid, Mißgunst und Überheblichkeit war, oder ob sie durch ihr Betragen auch höhere und berechtigte menschliche Gefühle tief verletzte.

Schließlich lag die Haltung aller Edleren gegen sie doch wohl in der Erkenntnis, daß sie ein niederer Mensch war, weil ihr die erste Vorbedingung des höheren Menschen, an sich zu arbeiten, fehlte.

Goethes Ehe

> Jedes Schlimme, Schlimmste, was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, es sei natürlich oder bürgerlich, wiegt immer noch nicht den tausendsten Teil der Unbilden auf, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetz, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend einhergehen, und doch zugleich mit uns selbst, mit andern und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben die Notwendigkeit empfinden.
>
> Goethe an Schubarth 1821.

Am 19. Mai 1778 schrieb Goethe aus Berlin an Frau von Stein: „Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Mut und Gradsein erhalten wollen bis ans Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken als mich den letzten Teil des Ziels lausig hinkriechen lassen."

Lausig hinkriechen lassen.

So kraftgenialisch das Wort ist, so scharf umreißt es, was zu fliehen ist. So bitter die Zeiten mit Frau von Stein sind, „bittersüß" nennt er einmal einen ihrer Briefe, so aufrecht bleibt Goethe innerlich. Er steht am Marterpfahl, zuzeiten, aber er steht aufrecht.

Mit Christiane wird das anders. Schon der Anfang ist Lüge, Heimlichtuerei, Bruch des noch eben mit hohen Eiden beschworenen Vertrauens. Alles bleibt unter der Decke: etwas, dessen man sich schämen muß. Einer der ersten Briefe, die nach der Anknüpfung

mit Christianen geschrieben werden, ist an Jacobi gerichtet. Er, der einer Frau wie Charlotte gegenüber so ängstlich über seine Beamtenehre wacht, daß er für ihre Angehörigen, weil es Verwandte der Freundin sind, lieber hinter dem Möglichen zurückbleibt, preist hier mit fremder Beflissenheit dem Freund einen unbewährten jungen Menschen als Erzieher seiner Kinder an, obwohl er nicht unterläßt, hinzuzufügen: „Freilich kann ich nicht sagen, daß ich ihn genau kenne. Ich habe mich für ihn interessiert, ohne ihn zu beobachten, ich habe ihm einige Unterstützung verschafft, ohne ihn zu prüfen. Seit mehr als zwei Jahren habe ich ihn nicht gesehn und kann dir ihn also nur bedingt empfehlen ... Für ihn wäre es ein großes Glück, wenn du ihn nähmest, aber es ist die Frage, ob du auch bedient wärest." Es ist der junge Vulpius, dessen Gedichte er zwei Sommer früher als „Exkremente weimarischer Armut" empfand. Jacobi winkt denn auch fühlbar ab. Das ist der Beginn.

Dann wird August geboren, Goethe bezahlt als Kindsvater seine Strafgelder, lädt den Herzog zur Taufe, Karl August erscheint nicht, ernennt keinen Vertreter. Goethe nimmt in den Briefen auf „den kleinen Paten" bezug, Karl August reagiert nicht; er läßt das Kind unter den Fenstern der regierenden Frau auf und nieder tragen, die Herzogin beklagt sich über das Zurschaustellen des „Bastardchens", so lieblich das Kind aus dunklen Augen blickt, — endlich begreift er. Die Bitte bezüglich des Legitimationsdekrets spricht von „einem jungen Menschen", dessen

Glück der Herzog machen wolle und der „ein natürlicher Sohn“ Goethes sei.

Hinkriechen. Auch in bezug auf Christiane. Sie war in der Hand eines Redlichen, von Anfang an hat er das Verhältnis als „Ehe“ empfunden. Warum nicht aufrecht, mit freier Stirn sie in seinen Arm gestellt, warum nicht soviel Mut, wie Knebel ihn aufbringt? Warum nicht soviel „Gradsein“?

Weil sie ihn niederhält.

Weil er, noch mitten in den Entzückungen des sexuellen Rausches, es schmerzlich deutlich fühlt: hier ist eine Lüge, ein Widersinn und ein Unsinn. Weil hier der geistige Mensch in die Gewalt des Ungeistigen gerät. Ja, das „unnatürliche Verhältnis“ war überwunden, er ist kein „armer Hund“ mehr, den „Lust mit Pein gemischt“ erfrischen soll; die „Liebesqualen sanften Jammers, süßer Schmerzen“ waren ausgestanden. Mag wer da will in das Freudengeschrei über seine „Erlösung“ mit einstimmen und seine „erotischen Späße“ — „Nur vom Tücht'gen will ich wissen, heißem Äugeln, derben Küssen“, heißt es in dem bezeichnend „Frech und froh“ überschriebenem Gedicht — befreit mitempfinden; wer nicht völlig abgestumpft für jene tiefste Sehnsucht der Menschheit ist, die er selbst in unsterbliche Worte gefaßt hat, der kann nur mit Trauer zusehen, wie hier ein „schöner Stern“ „vom Himmel fällt“. Gewiß, das „Fleisch“ blüht auf: sein irdisches Teil gedieh herrlich unter jenem Ideal des stumpfesten Spießbürgertums, daß „mein großer Ofen gut heizt, mein Kind gesund ist, mein Mädchen mir treu ist“ — und gut kocht, könnte er hinzusetzen —,

und die Segnungen dieses Zustands machten sich als=
bald in stattlichem Unterkinn, wohlgerundetem Bauch
und Waden bemerklich genug. Aber welche Seele blickt
aus diesen Augen, die Heinrich Meyer zur Zeit der
innigsten Beziehungen zu Christiane malte? Nichts
mehr von dem, was einst Goethes Seele war. Ein
armer, zwiespältiger, mißvergnügter und unbehaglicher
Mensch, einer, der sich selbst verbannt hat und zwischen
Trotz und Schmerz hin und her gerissen haust.

* *
*

Wenn Frau von Stein in jenen Tagen die Blätter
der tausend Briefe umschlug, so fand sie in dem
Meininger Brief vom 12. April 1782 eine Stelle:

„O du Beste! wer kann der Liebe vorschreiben?
Dem einfachsten und dem grilligsten Dinge in der
grillenhaften Zusammensetzung, die man Mensch
nennt. Dem Kinde, das bald mit elendem Spiel=
zeug zu führen ist, bald mit allen Schätzen nicht an=
gelockt werden kann. Dem Gestirn, dessen Weg man
bald wie die Bahn der Sonne auf den Punkt aus=
zurechnen imstande ist und das oft schlimmer als
Komet und Irrlicht den Beobachter trügt."

Ja, Irrlicht. Wohl Irrlicht.

In jenen Wochen hergestellten „körperlichen Gleich=
gewichts" wird Tasso umgedichtet. Da schrieb er die
berühmte Stelle:

„Ach, daß wir doch dem reinen stillen Wink
Des Herzens nachzugehn so sehr verlernten!
Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu fliehn . . ."

Auch damals hat er den Gott sprechen gehört, aber er hat ihn nicht hören wollen. „Er hat seinen Schutzgeist beleidigt,“ drückte die Stein es aus.

Er fühlt es von Anfang an. „Das arme Geschöpf,“ schreibt er der Freundin. Jung, gesund, versorgt, geliebt von Goethe — und warum arm? Der Gott in der Brust schwieg nicht, er sprach nur leise. Man belügt sich so leicht, weil es bequem ist, als wenn diese Opfer nun einmal existierender naturgewollter Triebe nichts empfänden, und doch wissen wir, daß ein an Erziehung und Wissen noch tief unter Christianen stehendes Mädchen, Hebbels Münchner „Beppi“, das Unwürdige ihrer Lage bitter begriffen und ausgesprochen hat: „Du hast nur eine tierische Liebe zu mir.“ Und hier findet sich nun der grauenvolle Widersinn, daß er, der Träger des Genius, des „Inkommensurabeln“, der göttlichen Offenbarung, helfen muß, jene sittliche Weltordnung, zu deren Schützer er berufen ist, ins Wanken zu bringen, indem er den göttlichen Funken, das Gewissen, in dem „armen Geschöpf“ ersticken muß.

Und hier allein, um es nochmals auszusprechen, liegt der Grund, durch den Frau von Stein sich außerstande sah, seine flehentliche Anrufung: „Hilf mir, daß das Verhältnis nicht ausarte“ zu erhören. War Selbstsucht in ihr, so konnte ihr, der geistigen Frau, die die Dinge des Körperlichen für das, was sie sind, für inferior hält, nichts Willkommeneres werden als Ablenkung aller Triebe, die sie mehr als einmal erschreckten, auf ein preisgegebenes Gebiet, und sie: Herrscherin seines Geistigen nach wie vor. Dann behielt

sie ihn und die beglückende Gemeinschaft mit seinem Geist. Ging sie auf diesen Vorschlag ein, so handelte sie klug. Klug im Sinn der brüchigen Klugheit dieser Welt, aber unklug im höheren Sinn. Denn so zu handeln, hieß für sie die Idee verleugnen, sich vor sich selbst zur Dirne machen, wenn anders Dirnentum mit Käuflichkeit identisch ist. Ihr blieb nur, sich schweigend abzuwenden.

Lottchen Lengefeld war in jenen Tagen, als das bittere Ende da war, bei der Stein auf Kochberg; sie sei krank, schreibt sie, und sie habe ihr nur immer aus Cooks Reisen lesen müssen, daß sie ruhig bleiben solle.

In der schönsten Zeit ihrer hohen Liebe hatte sie das Buch mit Goethe gelesen, — „ich schließe mit Cooks Tod das Buch und schick es dir. Es ist eine große Katastrophe eines großen Lebens und schön, daß er so umkam ..."

Das konnte sie von der Katastrophe, in der der Heros ihrer an der Antike erzogenen Ideale umkam, nicht sagen.

* *
*

Vom ersten Beginn des Lebens mit Christiane bis zu ihrem letzten Tag zieht sich die leidvolle Erkenntnis, daß sie ihm nicht zu genügen vermag. Von Anbeginn sucht er neben ihr nach der höheren Frau. Er hält sich an die Herder, er versucht es mit der Kalb, erkennt, daß ihm keine zu sein vermag, was die Verlorene ihm war, und versucht aufs neue, sie zu gewinnen.

„Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr alles zu teilen.
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige mein ..."

„Kränken ein liebendes Herz, und schweigen müssen: geschärfter
Können die Qualen nicht sein, die Rhadamant sich ersinnt ..."

heißt es noch in den Epigrammen, wo auch jenes „Ja, ich liebte dich einst, dich, wie ich keine noch liebte" zu finden ist. Indes sie ihrem Fritz schon verordnet: „Das Bild vom Goethe häng' nicht wieder in meine Stube, es ist zu tief in mein Herz gegraben, als daß ich's auf der Tapete brauchte", erklärt er ihr noch, er sei ihretwegen von Italien zurück geblieben, um sie und Fritz sei sein Platz im Wagen der Herzogin-Mutter leer geblieben, und wer wollte seiner Redlichkeit hier eine Heuchelei zutrauen? Aber schon aus seinem Versuch, ihre — stets und zu jeder Zeit gleichbleibende — Auffassung von Tugend und Ehre auf den durch Kaffee gereizten Zustand ihrer Nerven zurückzuführen, mußte ihr die Hoffnungslosigkeit der Lage zeigen — er, der sie zutiefst verstanden, verstand sie nicht mehr. Welcher tödliche Schlag das für sie war, wie qualvoll verstimmt und durcheinandergezerrt die zarten Saiten ihrer Seele waren, zeigt der einfache kleine Zug, daß sie, die Gemäßigte, Ruhevolle, Gelassene der Herzogin Vorwürfe macht, auf eine langweilige Reise nach der Ascherslebener Garnison anstatt ihrer Goethe mitgenommen zu haben. Die Herzogin muß sie erst in einem langen Brief beruhigen. Aus dieser Zeit stammt Karoline Herders Bemerkung: „Sie ist zu selbstisch. Kurz, ich gehöre nicht in ihr Reich." Das „selbstisch" bezieht sich aber durchaus nur darauf, daß in dieser Zeit die immer anspruchs-

volle, empfindliche und abgehetzte Frau, die darunter litt, keine ihrer tatsächlichen Begabung entsprechende Rolle spielen zu können, da die Schwierigkeit ihrer finanziellen Lage sie fast erstickte, bei der so schwer leidenden Stein nicht das sonst gewohnte Interesse fand. Trauernde sind immer „selbstisch" in den Augen derer, die für sich selbst etwas wollen. Bald aber kehrt ihre edle Natur zu sich selbst zurück, sie breitet ihre Hände um Schillers und Lottchens Los, sie bereitet die Versöhnung mit der Kalb vor, ihr „schöner Verstand und ihr warmes Herz" ist ihren Freunden „in jeder Verlegenheit eine sichere Zuflucht".

Indessen kommt ihr Geburtstag, und an diesem Tag wird Goethen August geboren, er ist goldblond mit dunklen Augen, Christianes Sieg ist entschieden; die heilige Natur bindet fest.

„Das ist dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelst, und rührst mich.
O, wie rührt mich erst die, die mir mein eigenes bringt!"

dichtet er nachmals, von Jugend auf hat er Kinder mit Leidenschaft geliebt, und was ist reiner, beglückender, seliger als die Freude an einem Kind? Es wird ihm bitter schwer, als der Dienst ihn nach Schlesien ruft. Der sinnliche Charakter des Verhältnisses zu Christiane bleibt indes, durch zeitweilige Trennungen — außer dieser großen — immer neu geschürt, bestehen. In jener „Krise" seiner Natur zu Rom hatte er Charlotten geschrieben: „Ich habe nur eine Existenz, diese hab' ich diesmal g a n z gespielt und spiele sie noch. Komm' ich leiblich und geistlich davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück diese

Krise, so ersetz' ich dir tausendfältig, was zu ersetzen ist. — Komm' ich um, so komm' ich um, ich war ohne dies zu nichts mehr nütze." Nun schreibt er an Fritz, den er nach wie vor zu den „Seinigen" zählt: „Du siehst, daß mein Naturell aushält, ich wünsche dir desgleichen. Behalte mich lieb, so wunderlich ich bin." Kurz vorher schreibt er der Kalb von „dem kalten Schattenreich in Weimar".

Charlotte geht indes „einsam an den Ufern der Ilm", sie weiß, Goethe arbeitet, das Stück soll der „Groß-Cophta" heißen. In einem Brief erzählt sie von einer großen Gesellschaft bei der Kalb, wo auch Goethe war: „man schlug mit lauter Witz um uns herum, an dem ich keine Freude mehr habe ... Schreib' ja dem Goethe, man hat ja mehr Briefe der Lebendigen an die Toten. Das Mitleid bemächtigt mich manchmal über ihn, daß ich weinen könnte."

— — — — — — — — — — — — — —

Von Christiane kein Wort. Die Damen mieden sein Haus, aber über das Verhältnis hört man keinerlei Kritik. Sie lebt still, ein zweites Kind, das tot zur Welt kam, erwartend, im Hinterhaus mit Tante und Schwester, bald muß er sie wegen der Campagne in Frankreich verlassen, sie bleibt unter dem Schutz seines Freundes, des Malers Meyer, zurück. Bei früheren Abwesenheiten hatte er niemand, dem er sie empfehlen durfte, als — ein merkwürdiger Fall — den ersten Geistlichen des Landes, Herder. Im „äußersten Fall" sollte sie sich an ihn wenden dürfen, schreibt er und fügt hinzu: „Verzeih."

Schon damals nannte ihn die Herzogin „schrecklich

dick" und Herder „jung, korpulent und rund". Eines Nachts träumt Charlotte von ihm, er erzählt ihr, das letzte Feldgeschrei sei gewesen: „Ist die Harmonie wieder hergestellt?" Sie versteht das Wort nicht, und fragt, da geht er zu „seiner Demoiselle und streichelt ihr die Backen", der Traum verwirrt sich, und sie quält sich weiter um ihren „ausgelöschten Stern", und bei Tage lastet der Zustand des Gatten auf ihr.

Wir wissen aus den ersten Zeiten von Goethes Ehe nur wenig. Daß man Christiane in jungen Jahren gewiß lieb haben konnte und mußte, steht fest, hier kommt aber doch nicht nur das Weiche, Blühende, Anschmiegende, Kindhafte und animalisch Unschuldige in Anschlag. Auch wenn man Goethes gefährliche Jahre bedenkt, das lange Zölibat, die rein natürliche Freude am lieben Geplauder des „kleinen Naturwesens", das wohl mit dem Bübchen um die Wette kräht und lacht und überhaupt nicht weiß, „wo das Trier in der Welt liegt", so ist damit noch längst nicht die tiefe sexuelle Macht, die sie über Goethe besaß, erklärt.

Man bewegt sich hier zwischen Abgründen; die tiefsten Untergründe geschlechtlicher Hörigkeit, ob im Physischen, ob im Psychischen liegend, sind noch unerschlossen. Vielleicht auch, daß man sehr simplen Dingen sehr viel Tiefe unterlegt. Warum geraten so viel wertvolle Männer in die Gewalt niederer Frauen? Vielleicht „weil sie bequem sind".

Hier scheint ein Schlüssel zu manchen Unbegreiflichkeiten zu liegen.

Bequemlichkeit wird zur Gewohnheit, Gewohnheit

bindet. Man erinnert sich der Worte Hamlets vom Engel- und Teufeltum der Gewohnheit. Auch hier bewährt sie ihr doppeltes Vermögen, sie wird zur Treue, durch Gewohnheit wird das Verhältnis zur Ehe.

Auch der verdienstvolle Herausgeber ihres Briefwechsels mit Goethe zieht sein Wort an: „Es ist einer eigenen Betrachtung wert, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmutige als eine *bequeme* Gegenwart; alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältnis aufzuheben, es besteht gegen alles Widerwärtige.“ Dagegen kann man sich der öfter vertretenen Auffassung, die das bekannte Nietzschewort auf Goethes Verhältnisse anwendet, nicht unbedingt anschließen; denn Christiane war nicht die „gute wirtschaftliche Gattin, welche ihre Aufgabe darin sähe, mich in dem Zustand zu erhalten, in dem ich meiner überschweren Lebensaufgabe am besten nachkomme“. Für Goethe handelt es sich in dieser Epoche weniger um Aufgabe als um Leben an sich — und mit Christiane allein ist von Aufgaben so gut wie nichts gelöst: Epigramme und Elegien sind die ganze Ausbeute; der Groß-Cophta ist eher Verlust als Gewinn. Als dann mit Schiller wieder der große, seelische Anteil in sein Leben tritt, dessen er stets bedurft hat, ist wohl niemand der Aufgabe, ihn in einen gemäßen Zustand zu versetzen und darin zu erhalten, schlechter nachgekommen als sie. An anderm Ort, schlecht versorgt und unter ewigen Entbehrungen, muß er die Werke, die er noch zu

leisten hat, zur Welt bringen. Zudem war wohl auch die Voraussetzung, unter der Nietzsche seine Forderung aufstellt: „Sie müßte jung sein, sehr heiter, sehr rüstig und wenig oder gar nicht gebildet", eine völlig andere wie bei Goethe. Der Zarte, Leidende, allein auf sich Gestellte, der, den Schatten seines schweren Geschicks über sich, dem Leben seine unerlöste Aufgabe, das „Werk" abringen muß, ist ja eine ganz andere Erscheinung als der Gereifte, der schon zweimal abgeblüht und herrliche Frucht gebracht hat, der Gesicherte und Versorgte inmitten eines großen und anspruchsvollen Lebenskreises; und wenn Nietzsche „eine gute Wirtschafterin aus eigener Neigung" braucht, so meint er wirklich dies und nicht jenes andere, das bei Goethe den Ausschlag gibt und für das „Wirtschaftlichkeit" nur zufällig ist.

Goethe ist von Anfang an bemüht, Christiane einen Lebensinhalt zu geben. Seiner pädagogischen Versuche ist schon gedacht; im übrigen waltet in jener Zeit mangelnder Handlungen und so weiter eine Arbeitsteilung, die einigermaßen an die kriegsbedingten Verhältnisse der jüngsten Zeit erinnert: der Mann schafft heran, wenigstens im Fall Goethe, und diese fürsorgliche, spendende, hausväterliche Seite ist ja eine der hübschesten und anmutigsten seines Charakters. Wie ihm Charlotten gegenüber nicht wohl war, wenn er ihr nicht wenigstens ein Stück Kuchen aus der eigenen Wirtschaft oder ein paar Apfelsinen schicken konnte, so ist er nun unermüdlich, heranzuschaffen und heranzuholen. Fritz von Stein muß Chester schicken und getrocknete Fische aus Hamburg, Meyer aus Bremen

Butter, Rauchfleisch, geräucherte Heringe und Gänse, und er selbst besorgt Unterbetten und „Küssen von Federn“; aus dem Lager bei Verdun gehen alle Posttage Körbchen mit Likör und Zuckerwerk ab, wovon auch Herrn Meyer abzugeben sie ermahnt wird; wenn die „Judenkrämchen“ ausgepackt werden, wünscht er ein Mäuschen zu sein, um zugucken zu können. Aus der Campagne kommt er „mit guten Sachen beladen“ zu seinem Hausschatze zurück: Bügeleisen, Pantoffeln und Schuh, klare weiße Saloppen, ein seidener großer Schal, die „Pfuy Teufelchen“ zuzudecken, auch „Zwirnband“; der Kunstmeyer muß Grütze schicken und Nudeln mit „Zetteln von der Behandlung der Nudeln“. Zur Gänseleberpastete kann sie weder Lebern noch Trüffeln bekommen, er besorgt sie; Schokolade kommt und Wein, „es ist auch billig“, daß er Seife mitbringt. Alle „Bouteillen“, die er mitnimmt, sammelt er samt den Stöpseln, zählt sie nach und schickt sie wieder, er sorgt für Mangold und Brokkoli und bedenkt, ob die Kohlrabi auch zur Zeit in die Erde kommen. Dann muß er sich nach Flachs umtun, er schreibt nach Hamburg um Spickgänse, Zungen, Rindfleisch und Spickaale, von Beutnitz hat man ihm Schwarzwurzeln versprochen, er schickt Krebse, Spargel, Erdbeeren, obwohl doch im Haus- wie im Sterngarten genug davon wächst, eine Rehkeule, vergnügt mit Freund Meyer zu verzehren, Kirschen, Forellen, Melonen, Heringe; Nüsse in grünen Schalen kann er nicht mehr bekommen, dafür will er sie ohne Schalen beschaffen, dann wieder „Rehebrätchen“, Wildbret, Täubchen, Aprikosen, „Servelatwurst“,

Baumwolle, Obst, Zwetschgen zu Kuchen, Feigen, Birnen, Mandeln, Vogelfutter, Trauben; er wird in Bewegung gesetzt für Halbatlas, die Elle zu zwölf Groschen, und für Kalikohalbatlas, für Kummerfeldsches Waschwasser, damit sie wieder „hübsch glatt" wird und die Leute wieder „Äugelchen" mit ihr machen wollen; in Pyrmont macht er sich über Leinwand Gedanken, über zierliche Unterröckchen, Spielzeug, Konfekt, Apfeltorten, Bricken, Lachs, Schmuck, Halsbänder, Haarreifen, Spitzen — auch für die Mädchen (Frau Rats) in Frankfurt —, Geschenke für ihre Freundinnen; in Karlsbad „schleicht er manche Stunde in den Boutiquen herum", sucht hübsche Dinge aus und „vertändelt allerlei Geld", „Glaszeug", den Teetisch zu putzen, Geschirre, Silber; in Jena trachtet er nach Selleriepflanzen, die Beschaffung von Hechten kostet ihm manche Stunde, dann erscheinen wieder geräucherte Zungen, Häubchen „mit aufgestecktem Tuch" und „liebenswürdige Häubchen", Toilettenkästen, ein neues Service, Halskrausen; er vergißt nicht, zu erinnern, daß Federnelken tief gesetzt werden müssen, daß genug Essig an das Gelee von Kalbsfüßen kommt, er unterrichtet sich bei den Stoffen, wozu man sie verarbeitet und wie man sie macht, und unterscheidet mit Sorgfalt zwischen dem, was man heut Trotteurkleid nennt, Nachmittagskleid und Abendkleid; Kasten und Schachteln wird sie „inständig" gebeten ja zurückzuschicken, er sorgt für Nähnadeln und Stricknadeln und versteht die Nummern zu unterscheiden, bestimmte Sachen, zumal zierliche Kleinigkeiten des Anzugs werden mit dem Kosewort „hasig"

geschmückt, von Tüchern die Fransen abzuschneiden wird sachverständig gewarnt, und die zu säumenden Seiten mit Zeichen versorgt, er ist bedacht, „nahrhaften" Angelröder Schafkäse zu schaffen, nach ihrer Erkrankung 1814 schreibt er heimlich nach Frankfurt, um ihr mit ein paar Kleidern „eine kleine Freude" zu machen, mitten aus der Leidenschaft für Mariannen hinaus wird, um sie „nach ihrer Art" zu vergnügen, mit pedantisch gewissenhaften Abmessungen die Länge der Krebse angegeben, die er gegessen. —

Welche Größe im Geringsten. „Wie sehr von Herzen ich dich liebe, fühle ich erst, da ich an deiner Freude und Zufriedenheit mich erfreuen kann." Hier liegt eines der Geheimnisse, die das gleichwohl vorhandene edlere Beglückende des seltsamen Bundes erklären: es kam aus Goethes großem Herzen selbst. Glück des Gebens.

* * *

Liebe einer großen Natur wird größer durch Geben. Ein Grund für die kühlen Ehen sehr großer Verhältnisse dürfte in diesem Moment zu suchen sein. Jede Frau, die je ein Kind genährt hat, weiß, daß, wo überhaupt die organischen Möglichkeiten vorhanden sind, der Quell um so reicher strömt, je öfter das Geschöpf, das er am Leben erhält, ihn sucht und verlangt — eine tiefe Symbolik für das Glück des Gebens. Es ist ein schwerer Fehler, wenn die höhere Frau, ihrer Natur entsprechend, nur Opfer bringen will, keine annehmen mag. Es ist eine traurige Wahrheit, daß Selbstlosigkeit des einen Teils Egoismus

des anderen großzieht. Hier liegt einer der tiefsten Gründe dafür, daß so oft egoistische und untergeordnete Frauen von wertvollen Männern bedingungslos und schmerzvoll geliebt werden, indes wir wertvolle Frauen in gleichgültigen Ehen sich aufopfern sehen. Schon in den allerersten Jahren — oder sagen wir: noch? — hat Goethe einen sehr klaren und tiefen Begriff davon, in jener erschütternden Elegie Amyntas:

„Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
Still, mit begieriger Kraft, mir um die Seite sich schlingt?
Nahrung nimmt sie von mir, was ich bedürfte, genießt sie,
Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus ..."

Eine weniger reiche, weniger „göttliche" Natur hätte das mit der Zeit erbitternd empfunden. Doch dies große Herz wird größer dadurch: „Soll ich nicht lieben die Pflanze, die meiner einzig bedürftig" —, „Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren." Da liegt es.

Man könnte nun sagen, für einen Begnadeten wie Goethe sei es leicht gewesen, so göttlich spendend zu stehen, zu geben und zu geben und selig zu sein im Geben. Indessen wissen wir, daß es ihm *schwer* geworden ist; wie schwer, das erhellt erschütternd aus seinen Briefen, und dieser seiner Selbstopferung verdanken wir eine reiche Last seiner reifsten Gaben. Er bedurfte des Anstoßes von außen zum Schaffen; weiblicher Struktur, wie Schiller und Hebbel durchaus Künstler männlicher Struktur sind, bedurfte er eines Antriebs außer ihm, dem der innere Antrieb entgegenwartete. *Das einzige, was die Verbindung mit Christiane ihm durch*

Verjüngung seiner Sinne gibt, sind, es ist schon wiederholt gesagt, jene Elegien und Epigramme; sie teilt den Ruhm, Urheberin dieser Dichtungen zu sein, mit der Römerin, deren verhüllte Gestalt durch viele Verse schreitet. Dann kommt eine lange Epoche der Sterilität, deren einziges Produkt das handwerklichste aller Goethedramen, der Groß-Cophta, ist; damals urteilt Frau von Stein mit Recht, „die Vulpius habe ihn ganz abpoetisiert". Wenig Meilen von ihm verzehrt sich der kongeniale Geist in Zorn und Sehnsucht nach dem, der, wie Goethe selbst gestanden hat, „ihn vermeidet", weil er — welches Bekenntnis! — „gewisse harte Stellen in ‚Anmut und Würde' auf sich deutet". Daß dies möglich war, kennzeichnet am besten die Lage, in der er sich befand.

Dann gelingt es Schillers starkem und feurigem Geist, Goethes schöpferisches Vermögen aus Erstarrung und Vereisung wachzurufen, und sein Ruf, sein Beispiel schlägt in Goethes Seele wie der weckende Klöppel an eine lange schweigende, mit Staub und Spinnweb umzogene Glocke. „Schiller, der durch seinen Anteil Leben in meine oft stockenden Ideen bringt," heißt es zu Beginn des Verhältnisses. „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre", heißt es lange nach Schillers Tod.

Dazu kommt nun aber Christianens Anteil. „Da ich arm bin, kann ich dir nur gewelkte (gedörrte) Früchte schenken", schreibt er einmal an Frau von Stein.

Er war in der Tat nicht reich, die wohlhäbigen Verhältnisse, von denen immer gefabelt wird, waren daheim, aber nicht bei ihm. Mit dem Gehalt wurde Christiane im Handumdrehen fertig, 1792 muß er eine Anleihe in Höhe von tausend Talern aufnehmen; das väterliche Erbteil war bis 1801 fast verbraucht; dabei 1794 und 1801 noch je tausend Gulden, von der Mutter erhalten. Dies alles ging den Weg alles Irdischen. Schon 1788 kommt als völlig neuer Ton in seine Korrespondenz die Sorge um literarischen Erwerb: „Ob du monatlich etwas magst?" schreibt er an Wieland (für den Merkur). „Wieviel an Blätter- und Bogenzahl dir recht wäre? Und damit unser Kontrakt ganz rein werde, was du mir dagegen an Gold oder Silber geben willst? Ob ich gleich keine Kinder zu ernähren habe, so muß ich doch darauf denken, etwas in den Beutel zu leiten, d a s o v i e l h i n a u s g e l e i t e t w i r d." Damals war Christiane seit sechs Wochen die Seine; in der Folge wird gelegentlich der verschiedenen Versuche, Vulpius unterzubringen, erwähnt, daß er zu Zuschüssen bereit sei, ihn wahrscheinlich während seiner Untätigkeit völlig unterhalten hat. Und wenn schon jene klassische Geliebte Grund hat, sich zu freuen, daß er „das Gold nicht wie der Römer bedenkt", so hatten Christiane und ihr Anhang wahrscheinlich noch mehr Ursache dazu.

Auch als er die gesamte Familie unter sein Dach nimmt, wird es nicht besser, wie schon geschildert ist. Daß ein lebhaftes Interesse Christianens für seine Produktion vorhanden ist, läßt sich nicht leugnen, seine Gründe ruhen aber nicht in seelischem Anteil,

wie bei Charlotte, ihre Basis ist vielmehr: „Daß das Gedicht (Hermann und Dorothea) im Werden ist, freut mich; da habe ich doch Hoffnung, dich bald wieder zu sehen ... Da ich höre, daß es mit deinen Arbeiten gut gehet, das ist besser als alle Redouten=freude, weil ich weiß, wann es dir mit deiner Arbeit gut geht, du auch recht ‚Fergnücht‘ wiederkömmst. Und dann wollen wir sehr ‚fergnücht‘ zusammen sein.“ Denn die Hauptvoraussetzung dieses „Fergnücht“=seins brachte er dann eben mit, und sie konnte „grab=sen“, wie sie, oder „krapseln“, wie Goethe schreibt; und sie „grabste“ viel. Man kann sich einer gewissen humoristischen Anwandlung nicht erwehren, wenn man ihn in Jena sieht, mit dem Stoff ringend und ihn allmählich bezwingend, und sie in Weimar wie Kronos voll Ungeduld lauernd, um den Ertrag des Neugeborenen sogleich verschlingen zu können. Es fehlt dann auch nicht an deutlicheren oder verblümten Ermahnungen, nun auch rechtschaffen fleißig zu sein. „Zum Roman (der lange liegen gebliebene ‚Wilhelm‘) wünsch' ich den besten Humor, und daß das achte Buch bald fertig werde, damit ich dich bald wieder bei mir habe ... Daß du so lange drüben bleiben willst, ist mir freilich nicht recht; aber wenn der Ro=man nicht fertig ist, so hilft es doch nichts.“ Auf einen fehlenden Brief folgt dann eine ernsthafte Replik des Gatten, der vorher gestanden hat: „Noch kann ich nicht viel sagen, meine Sachen sind im Werden“, und später, daß „der Roman nicht rücken will“. Es heißt mit einigem Nachdruck: „Ich bitte dich recht herzlich, mein liebes Kind, die schönen guten Tage zu genießen,

die du vor so vielen anderen haben kannst, und dir das Leben nicht zu verderben, noch verderben zu lassen. Du weißt, daß ich zu Hause nicht zur Sammlung kommen kann, meine schwere Arbeit zu endigen." Auf den gleichfalls fehlenden Abbittebrief wird sie dann mit einem Deputat erfreut, „da Herr Cotta sich in verschiedenen Geldsorten wohl gehalten hat", worauf sie sich, da es mit dem Roman weiter nicht fort will, erbietet, zu ihm zu kommen und „Lust zu dem Roman" mitzubringen; der Tag wird aber mit vieler Umsicht so festgesetzt, daß ihr dadurch nicht etwa einer ihrer Bälle entgeht. Dann geht die Rede von der „großen Idylle, von der du weißt*)". Dies Wissen kann sich nur auf die äußere Tatsache beziehen, von inneren Fortschritten ist nie die Rede gegen sie; dann wieder Klagen über sein Fernsein. Mit ihrer simpeln, aber ganz treffsicheren Politik wird nun August in den Vordergrund geschoben: „Das Bübchen sagte heut: ‚Ach du lieber Gott, kömmt denn mein Vater wieder nicht?'" und so weiter, dies hat aber die unerwartete Folge, daß August nun mitgenommen wird. Einige Monate weiter will die Laune zum Gedicht noch nicht kommen, dann will sie „recht beten, daß es bald an das Gedicht kömmt, daß wir es uns alsdann können recht wohl sein lassen". Sie betete auch, daß er nicht nach Italien ginge, und um gutes Wetter für die große Wäsche, damit sind ihre religiösen Äußerungen erschöpft, ihr Glaube ist ein kindlicher Fetischismus. Sie will denn auch gleich,

*) Hermann und Dorothea.

wenn das Gedicht fertig ist, „rüber“ kommen, er weicht aus, er ist zwar nahe am Ende, will aber doch noch bleiben und keinen Besuch. Darob Klagen, der Kleine fragt den ganzen Tag: „Holen mir denn das Väterchen noch nicht bald ab?“ Sie will aber doch lieber in Weimar bleiben, denn: „Mir waren schon einmal schuld, daß das Gedicht nicht fertig wurde“, dafür will sie einen halben Stein Seife, wenn es geschafft ist. Das verspricht er und noch etwas dazu, „damit du dich auch auf deine Art mit mir freuen könnest“, denn er will jetzt „um vieles den guten Gang nicht unterbrechen“. Indes er sich „bloß mit dem Gedicht beschäftigt, und fast weiter nichts gehört und gesehn hat“, muß August schon wieder ein Quälbriefchen schreiben, ein Brandbrief um Geld erscheint, mit Seitenblicken auf klügere „Weiber, die sich etwas schmu machen, und nicht ganz übel daran täten“, ein zweiter Jammerbrief des Kleinen: „Ich und mein liebes Mütterchen betrüben uns sehr, daß Sie heute nicht kommen.“ Dann wird er wieder mit süßen Versicherungen, wie „hasig“ sie heute sei, gelockt, — diese Häschengefühle sind durchaus eindeutiger Art und werden als letzte Reserven ins Feld geführt: „Du wirst deinen Hasen nicht unerhört lassen.“ Dann endlich kommt der frohe Tag, an dem „Herr Cotta sich mit lauter schönen Doppellouisd'oren zeigt“ (für Horenbeiträge), an denen er „nur erst eine Freude haben kann, wenn ich sie dir aufzähle oder sie zu deinem und des Kindes Nutzen anlege“. Sie soll dann wählen: ein Goldstück für sie zum Spaß oder etwas in die Haushaltung und wählt natürlich — beides,

wie der Herausgeber ihrer Briefe, Doktor Gräf, sehr hübsch bemerkt. Sie kauft den Misses Gore zwei Florkleider ab, und „hasig“ ist sie auch noch immer, und „ein halbes Viertelsteinichen Seife“ muß sie obendrein auch noch haben. Dafür sprechen sie und das Bübchen auch immer: „Es ist doch ein gutes Väterchen!“ oder „springen in der Stube herum und schreien: ‚Was das für ein guter Vater ist, wie der immer vor uns sorgt!“ Dafür sinnt das so gelobte Väterchen denn auch fleißig auf neue Stoffe, und wenn die großen Werke nicht voran gehen, so wird wenigstens eine „große Gespensterromanze“, als welche ihr die Braut von Korinth faßlich gemacht wird, für den Almanach fertig gemacht, indes er „zu künftigen Arbeiten gar manchen Gedanken faßt“. In jener Zeit ersetzt ihm Schiller den geistigen Anteil Charlottens, trotzdem ist er 1797 schon wieder so weit, daß er nur „so los und ledig als jemals“ zu sein begehrt und „Lust bekommt, wieder in die Welt hinaus zu blicken“. Gegen Schiller spricht er von „der Schwierigkeit, loszukommen“, gegen Meyer, er würde sich „von allem Rückwärts noch mehr abgelöst fühlen, sobald seine kleinen Hausgenossen weg wären“. Schon das Jahr zuvor hatte er an Jacobi geschrieben, daß er, da sein „Flug nach Süden gehemmt worden, für diesen Winter wieder hier leibeigen“ sei: Leibeigen.

Auch an Frau von Stein hatte er einst so geschrieben. Es war eine andere Leibeigenschaft. „Erst war ich der Diener, nun bin ich der Knecht“, hat er nachmals gesagt.

Es war durchaus nicht nur Sehnsucht, was Christiane so unruhig machte, sie ist auch dauernd eifersüchtig. Er muß ernstlich bitten, „nicht unvermutet herüber zu kommen" und ihn in einem Augenblick, wo die „Arbeit zu rücken anfängt", zu stören; da er seine Pappenheimer kennt, fügt er vorsichtshalber gleich bei: „Äugelchen gibt's hier gar nicht; die alten sind abgestorben, und Neues ist nicht nachgewachsen." Denn obwohl nun Erbin Goethes und Mutter eines legitimierten Sohnes, lebt sie ständig in der Angst, daß „du heuerats", sie träumt sogar davon: „ich habe dabey so geweind und laut geschrien, daß mich Ernesdien auf geweck had und da ward mein ganze Kopfküssen naß . . ."

Es wird immer aufs neue versucht, aber er kann in ihrer Nähe nicht arbeiten. Dann verspricht sie, des Morgens nicht eher zu kommen, als er es verlangt, auch der Gustel solle nicht kommen; es gelingt dennoch nicht. Entweder muß er weg oder sie, er schickt sie dann nach Rudolstadt oder Jena. Dazwischen auch ein hübscher Zug: sie verschweigt ihm, daß sie krank ist, um ihn nicht zu stören, und als er den Kleinen allein fordert, heißt es nicht: „Hier schicke ich dir unser liebes Kind mit großer Betrübnis, daß ich nicht mit kann", sondern: „Es tut mir leid, daß ich nicht mit kann. Desto freudiger will ich dich den 14. empfangen." Es ist die Zeit, in der sie manche Enttäuschung mit ihren sogenannten Freundinnen und Freunden erlebt hat und sich nun wieder ängstlicher an ihn klammert. So geht es durch die Jahre, immer erneutes Betonen, daß er „wünsche, auf eine ganz ungestörte Weise

seinen Weg fortzugehen", auch Mitteilungen über den Fortgang des „bewußten Stücks" und so weiter, aber keinerlei Beziehung auf das Geistige seiner Arbeit. Das einzige Mal, daß Christiane einer Stelle aus seinen Werken Erwähnung tut, ist in jenem Pfingstbrief, der mit den Worten: „Pfingsten, das liebliche Fest" beginnt; den Reineke Fuchs muß sie ihrer ganzen Anlage nach auch gut haben verstehen können. Das spätere Zitat, „der Zauberlehrling sei in allen Zimmern eingekehrt", anläßlich eines Groß-reinemachens, ist wohl mehr auf Karoline Ulrichs Rechnung zu setzen, wenn es nicht Goethe selbst scherzhaft bei den regelmäßigen und notwendigen Überflutungen des Hauses gebraucht hat. Einmal schreibt sie, als sie von vieler Arbeit berichtet: „Mit deiner Arbeit ist es schön; was du einmal gemacht hast, bleibt ewig, aber mit uns armen Schindludern ist es ganz anders." Die Stelle klingt stark an eine analoge der Frau Rat an.

Die Geldsorgen wachsen indessen von Jahr zu Jahr, und entsprechend nimmt der Fleiß zu. Nach dem Wiederverkauf des Gutes hofft er zwar, den „Haushalt recht schön zu ordnen und von alten Sünden völlig zu reinigen", dann bekommt sie auch Anwand-lungen von Sparsamkeit, dann ist großer Jammer: „Es wird aber hier alle Tage teurer, daß man bald mit aller guten Laune zuletzt mißmutig werden muß. Ich bin auch recht verdrüßlich, daß bei uns soviel aufgeht, und richte es doch so genau ein als möglich, und es will doch nicht reichen. Wenn ich das Gemüs itzo nicht hätte, so wüßt' ich nicht, wie ich auskommen

wollte. Ich bin so verdrüßlich, daß mein armer Schatz soviel Geld ausgeben muß, und man wird nie recht froh dabei", oder sie schildert ihre Angst, wenn „Zettel" (Rechnungen) kommen. Er schränkt sich dann in Pyrmont „durchaus ein" und rühmt „seine mäßigen Ausgaben", dafür zieht dann die Demoiselle mit Kutscher, Diener und Gäulen für fünf Wochen ins Bad, denn „Du glaubst garnicht, was so eine Equipage und Bedienter vor einen Respekt verschafft", den sich anderweit zu verschaffen ihr auch kaum möglich war, und er schreibt: „Sei wegen des Aufwandes nicht ängstlich, wir wollen schon wieder was herbeischaffen. Ich bin schon fleißig hier gewesen und werde es zunächst noch mehr sein", oder, ebenfalls während einer Karlsbader Kur: „Ich bin fleißig gewesen, habe viel diktiert und bringe gewiß für das Doppelte meiner Ausgaben Manuskript zurück."

Er begann damals wieder am Meister; seit Schillers Tod hatte ihm der machtvolle Antrieb des Freundes allzu sehr gefehlt. Christiane klagt, er sei ganz „Hypochonder" geworden, auch körperlich waren diese Jahre schwer und gefahrvoll, er brachte nur für Neubearbeitungen Stimmung auf, und im übrigen widmet er sich der „Farbenlehre". Allmählich weckt der Anteil geistig und seelisch angeregter Frauen seine Schaffenskraft neu, die Staël hatte, wie Frau von Stein bemerkt, ihm wieder das „besoin, gebildetere Frauen bei sich zu sehn," beigebracht, allmählich hatte sich ein Kreis gebildet: Herzogin, Erbprinzeß, Prinzeß Karoline, die Stein, die Schiller, Henriette von Knebel und so weiter, dem er an bestimmten Tagen

Vorträge aus allen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft hielt, ihm auch Eigenes las; ebenso regte ihn der Anteil der Kaiserin Ludowika, die er in Karlsbad und Teplitz sah, an.

Indessen geht es schließlich trotz allen Fleißes nach dem Faustischen Wort:

„Wir wollen alle Tage sparen
Und brauchen alle Tage mehr."

1812 erzählt John, sein Sekretär und Studienfreund Augusts, daß der grade krank zu Bett liegende Goethe durch einen Brief seiner Frau über pekuniäre Angelegenheiten in schwere körperliche Beklemmung verfallen sei, so daß er kaum habe Luft bekommen können. Trotzdem erinnert Goethe sich, nachdem der erste Schreck vorbei ist, in seinem Antwortbrief „aller Liebe und Treue, die du an mir getan", und die er wohl reichlich wettgemacht hat, und schreibt rührend: „Verzeihe mir nur, wenn meine letzten Briefe verdrüßlich waren, es stürmte gar so mancherlei auf mich los." Darauf erfolgt ein ernstlicher Anlauf: „Verzeihe mir aber, wenn ich, um künftig einem verdrüßlichen allgemeinen Aufwaschen vorzubeugen, im Einzelnen nörgele." (Er rechnete damals, wie er schreibt, sogar die Lichtstümpfchen nach.) „Karl" (der fortgehende Diener) „reiste nicht als ein selbständiger Herr von uns ab, wenn wir selbständige Herren gewesen wären", und „es ist hart, wenn man das, was man soeben mühselig verdient hat, gleich wieder hergeben soll". Dann heißt es: „Wir wollen uns immer knapper und besser einrichten", er wohnt in Karlsbad drei Treppen hoch, weil er die

halbe Miete spart, und sie soll „auf allen Saus und Braus des vorigen Jahres Verzicht tun“, aber der Erfolg ist gleich Null.

Schließlich liegt tatsächlich für Goethe der äußere Zwang zur Arbeit darin, daß es Christiane „nach deiner Art wohlergehe“.

Die Linien des Lebens sind verschieden.

* *
*

Schon aus dem Obigen geht hervor, was es mit Christianens „geistigem Anteil“ auf sich hat.

Ein Jahr nach ihrem Tode, und vielleicht nicht ohne Blick auf das neu sich erbauende Geschlecht, das der geborenen Großmutter Vulpius mit nicht minderer Achtung gedenken soll als der geborenen Großmutter Gräfin, nimmt er bei Erwähnung der „Metamorphose der Pflanzen“ Bezug auf sie. „Höchst willkommen“, heißt es, „war dieses Gedicht der eigentlichen Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichnis unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete.“ Nach allem, was wir von Christiane wissen, die von ihrer frühesten Tätigkeit, dem Blumenmachen, und von ihrem Leben in den Goethe-Gärten Sinn und Verständnis für die Entwicklung der Pflanze besaß, ist auch anzunehmen, daß sie mit ihrem „natürlichen, hellen Verstand“, ihrer „Gelehrigkeit“ das Tatsächliche sehr wohl begriff; daß sie den höheren Sinn des Schlusses innerlich zu erfassen fähig war, dafür fehlt uns jeder Anhalt. In jenen Jahren dichtet er den

„Gott und die Bajadere“, wieder ein heiliger und trauriger Beweis seiner innerlichsten Hoffnung, aus dem Geschlechtswesen den Menschen zu erlösen, und wieder Chimäre. Es dauert dann nicht mehr lange, bis er, der exakte Beobachter der unbestechlichen Natur, es unter Leiden erkennt, daß

„. . . keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“

Die Sagen und Märchen (also das unverfälschteste Erbgut primitiver Empfindung) aller Völker kennen dies tragische Leiden des höheren Mannes um die niedere Frau, das Naturwesen, das keine „unsterbliche Seele“ erhält; sie kennen auch das Leid des menschlichen Mannes um die höhere Frau, die eines Tages ihr Schwanenkleid findet und wegfliegt nach dem Ort, wo ihre Heimat ist, wie Cornelia weggeht, der vor Schlossers Liebe „ekelt“, wie die Stein sich von Goethe wendet, wie die Herzogin Luise sich nach erfüllten Pflichten loskauft von dem Zwang der Körperlichkeit, dem „peinvoll“ zu tragenden „Erdenrest“, den er selbst als „nicht reinlich“ erkannte und nach dessen Überwindung der Frau zum Nurmenschentum innerhalb ihrer weiblichen Eigenart emporzusteigen von der ihr sonst so herben Natur gegönnt ist. Es ist natürlich kein zu verallgemeinernder Fall, entbehrt aber nicht einer gewissen Symbolik, daß Frau von Stein nach Überwindung jener „Wechseljahre“ „verjüngt“ zu neuer Mütterlichkeit, Menschenliebe, Güte emporwächst, indes Christiane in den Leiden des körperlichen Loslösens vom Geschlechtlichen zugrunde geht, sowie auch jegliches Übelbefinden von ihr sich

an der Hand ihrer höchst unbefangenen Berichte auf spezielle Unregelmäßigkeiten des weiblichen Organismus zurückführen läßt: sie ist nie krank wie ein Mensch, sondern stets nur wie eine Frau.

* * *

Daß sie die bewegende Kraft jener erotischen Dichtungen gewesen, die zwischen 1788 und 1790 entstanden sind, ist schon mehrfach hervorgehoben. Von da an schweigt Goethes höhere Muse von ihr. Es ist bezeichnend, daß in seiner schönsten Gestalt der Nach-Stein-Zeit, der „Dorothea“, kein Zug von ihr vorhanden ist; wir wissen jetzt, daß die Frankfurter Berichte von Lilis, die er einst nur als „schönen Grasaffen“ gewertet, heldenmütiger Haltung während der Schreckenszeit in ihm das Bild der jungfräulichen Frau erstehen ließen, die in Bauerntracht, schützend und fürsorgend den Zug der Flüchtigen leitet, so wie Lili Türkheim, als Bäuerin verkleidet, ihr jüngstes Kind auf dem Rücken, die größeren an der Hand, durch die feindlichen Linien flieht, indes der Gatte in französischer Haft festgehalten wird, so wie Emmendingen, Korneliens Ort, die Stätte des Gedichts ist, das Elternpaar Vater und Mutter, der „redliche Jüngling“ keiner als er selbst in seiner innersten Natur. Und wie ganz würdig jenes Glaubens an eine reinere Form der Liebe, die vergleichslose Stelle, wo Dorothea auf dem Brunnentreppchen strauchelt, ihm in die Arme sinkt, er der Versuchung widersteht, sie an sich zu drücken,

„trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes“.

So wenig er selbst aktiv heroisch ist, so sehr ist sein innerstes Ideal die heroische Frau vom Schlage der Stein; lange, ehe er Charlotten kennt, ihm eigen, ja eingeboren.

* * *

Nach der Verheiratung tritt Christiane in den offensichtlichen Beziehungen seines Schaffens völlig zurück, wenn wir von jenen höchst philiströs behaglichen Gedichten von der „charmanten Person" und „den Lustigen von Weimar" absehen. Die lose Verbindung mit den Fortschritten seiner Arbeit dauert fort; besonders seit die geweckte Karoline Ulrich, die nicht ohne ein gewisses onkelhaftes Wohlgefallen freundlich betrachtete schöne „Uli", die faux pas der Frau Geheimrätin im Keime zu ersticken bestellt ist, treten gelegentlich Aufmunterungen, ein Urteil abzugeben auf, immer per „Ihr", sowie seit 1796 fast alle seine Briefe von Schreibers Hand geschrieben sind, die ihren seit der Verheiratung von Fräulein Ulrich und anderen. Andere Frauen beherrschen seine Vorstellung: Minchen Herzlieb, Marianne Willemer, indes ihre ahnende Eifersucht sich die Fäuste an Bettinen, die sie hinter der verschlossenen Tür seiner Seele vermutet, blutig schlägt. Sichtlich auf seine Ehe gehen jene Verse auf das Publikum und aus dem Divan: „Übers Niederträchtige usw.", ein wirkliches Gedicht hat er ihr in dem Jahr ihres fünfundzwanzigjährigen Zusammenlebens geschaffen. Es ist schon erzählt, daß der Tag der Vereinigung selbst vorübergegangen war, ohne daß er seiner anders als mit

einer kurzen Bemerkung gedenkt, und daß er in den Tagen vor seinem Geburtstag, den er einsam in Ilmenau verlebt, dann als Nachdichtung eines Pfeffelschen Gedichtes das liebliche: „Ich ging im Walde so für mich hin“ dichtet.

Auch hierin kann man weniger eine Verherrlichung der Frau finden, mit so holden Worten das Wesen der jungen Christiane darin umrissen ist, sondern eher einen Trost und Zuspruch an sich selbst. Er hat das lebendige Geschöpf, das in seine Hand gegeben war, nicht entwurzelt und verkommen lassen, er hat es verpflanzt und sorgsam gepflegt. Ob seine Freude an dem Fortwachsen dieser Blume eine mehr als nur bedingte war, muß dahingestellt bleiben. Es war Goethes Taktik späterer Jahre, das Übel nicht einzugestehen. Er verneinte es, in der Hoffnung, es so abzutöten. Aber diese Hoffnung hat immer getrogen.

Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß aus Goethes Briefen vor und nach der Verheiratung sich auf Zustände entschiedener Beglücktheit oder zum mindesten Behaglichkeit schließen läßt.

Er spricht selbst von den „mannigfachen Richtungen“ seines Wesens, und eine dieser Richtungen ging — es muß gesagt werden, was niemand sich auszusprechen getraut — ins Philiströse. Man muß bedenken, daß ein starker Prozentsatz seines Blutes von Spießbürgern herkam; und ein starker Strom von Vererbung ging in ihm zu Frauen von Christianens Art und Gesinnung. Die Großmutter war nach allem, was er selbst erzählt, wohl keine Frau makelloser Tugend gewesen, das Goethische Geld war ein

bißchen anrüchig. Wahrscheinlich kommt die Reizbarkeit und Menschenscheu des trotz seiner Pedanterie edlen und begeisterungsfähigen Vaters aus diesen Erinnerungen, auch Goethe erwähnt sein „sehr zartes Gemüt". Jedenfalls wagte der Sohn der Witwe des Gastwirts zum Weidenhof nicht, sich der Ballotage der Ratsmitglieder zu unterziehen, als er, ein in seinem Fach „eleganter" Jurist, ein städtisches Amt begehrt.

„Urahnherr" — jener Syndikus Textor, der als fünfundfünfzigjähriger Vater erwachsener Kinder ein ganz junges Mädchen heiratet, das ihm nach wenig Jahren mit Hinterlassung von zweitausend Gulden Schulden entläuft und unter deren Gläubigern sich auch der Damenschneider Georg Goethe befindet — „war der Schönsten hold, das spukt so hin und wieder, Urahnfrau liebte Schmuck und Gold, das zuckt wohl durch die Glieder . . ." Man kann dieses Damenschneiders Goethe, der die Weidenhofwittib in zweiter Ehe heiratet und mit seiner Kunst zu dem großen Vermögen der Frau ein zweites erwirbt, auch kaum gedenken, ohne daß der mit allerlei Weiblichkeit wohlerfahrene Mann Mephistos Züge annimmt: „Und fasset sie, mit feurig schlauen Blicken wohl um die schlanke Hüfte frei, zu sehn, wie fest geschnürt sie sei . . ."

Das zuckt wohl durch die Glieder. Goethe hat Momente, wo allerlei Blut in ihm wach wird, Momente, in denen er eine Art verständnisvoll-behaglicher Sympathie für gewisse Weibertypen zu empfinden fähig ist, wie er überhaupt eine zunächst gesunde Freude an allem Sichbehaupten hat, an allen,

die „doch wenigstens etwas vor sich bringen, wenn sie auch andern ein Bein stellen“. Es ist wohl Stimme des Bluts, wenn er schreibt, daß niemand ihm mehr Freude mache als die „Hundsfütter, die ich nun so ganz vor mir gewähren und ihre Rolle gemächlich ausspielen lasse“, als anzusehen, wie leicht es sei, „ein Schelm zu sein“, und welchen „Nutzen“ die „harmlose Selbstigkeit“ der Menschen zu betrachten für seinen „phantastischen Sinn“ habe. Das Zitat ist von der Brockenfahrt 1777, wo die Menschen „sich recht auf ihm, dem Reisenden, aufstreichen“, wie „auf einem Probierstein“, und ihre „Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit“, eins mit dem andern ihm „Spaß macht“. So beobachtet er auch in Rom ohne moralische Entrüstung das „Schätzgen“ eines Fürsten von Waldeck, das sich mit Galan und altem Ehegemahl fröhlich und vorurteilslos auf Reisen begibt, und so kann er auch Herders Crux auf der Reise nach Italien, die Frau von Seckendorff, die als Dalbergs Mätresse unterwegs zum Entsetzen des würdigen Kirchenmannes vergnügt in die kurfürstliche Kalesche steigt, nicht ohne einiges Wohlgefallen betrachten: „Ich lobe sie indessen, wie der Herr den ungerechten Haushalter. Es geht doch nichts über die —, dagegen kann kein ehrlicher Mann, keine ehrliche Frau, kein ehrlich Mädchen aufkommen.“

Man kann es nicht leugnen: es ist ein Verständnis, sei es ein Tropfen ererbter Verwandtschaft, sei es ein göttlich-nachsichtiges großes Dulden, auch für jenen Weibertyp in ihm, dessen Symbol das schlingende Mutterschwein der alten Baubo ist. Und Christiane

war in all ihrer Selbstsucht, Begehrlichkeit und geistigen Leere doch immerhin nur eine ganz erträgliche Variante dieses schlimmsten Urtyps. Auch die innige Freude an gut Essen und gut Trinken ist ihnen gemeinsam. Sie werden beide „schrecklich dick“ in den Jahren ihrer zärtlichsten Liebe, und je mehr er sich zu Hause gehen lassen kann, desto steifer und verschlossener wird er nach außen. „Er dauert mich, der schöne Mann, der so edel im Ausdruck seines Körpers war“, schreibt der damals mit „maman“ gerade nichts weniger als gut stehende Karl Stein und erklärt, als er selbst stärker wird, er komme sich jetzt so häßlich vor wie der Geheimrat Goethe. Die treffliche Kost bekam Goethen, der früher schon Frau von Stein bittet, achtzugeben, daß er nicht so viel esse, gelegentlich garnicht, aber Christiane wußte, nach eigenen Briefen und fremden Berichten, allen Diätvorschriften durch den Hinweis, daß solche Lebensweise ihn schwäche, die Spitze abzubrechen. Ein großer Teil seines körperlichen Unbehagens, das er in Pyrmont vergeblich fortzuspülen trachtet und das erst in Karlsbad weicht, geht auf solche Sünden zurück; er hat in Tasso sein Krankheitsbild schon in früheren Jahren nicht unergötzlich gezeichnet:

Die erste Pflicht des Menschen, Speis' und Trank
Zu wählen, da ihn die Natur so eng
Nicht wie das Tier beschränkt, erfüllt er die?
Und läßt er nicht vielmehr sich wie ein Kind
Von allem reizen, was dem Gaumen schmeichelt?
Wann mischt er Wasser unter seinen Wein?
Gewürze, süße Sachen, stark Getränke,
Eins um das andre schlingt er hastig ein,

Und dann beklagt er seinen trüben Sinn,
Sein feurig Blut, sein allzu heftig Wesen,
Und schilt auf die Natur und das Geschick.
Wie bitter und wie töricht hab' ich ihn
Nicht oft mit seinem Arzte rechten sehn;
Zum Lachen fast, wär' irgend lächerlich,
Was einen Menschen quält und andre plagt.
„Ich fühle dieses Übel", sagt er bänglich
Und voll Verdruß: „Was rühmt Ihr Eure Kunst?
Schafft mir Genesung!" — Gut! versetzt der Arzt,
So meidet das und das. — „Das kann ich nicht." —
So nehmet diesen Trank. — „O nein! der schmeckt
Abscheulich, er empört mir die Natur." —
So trinkt denn Wasser! — „Wasser? nimmermehr!
Ich bin so wasserscheu als ein Gebißner." —
So ist Euch nicht zu helfen. — „Und warum?" —
Das Übel wird sich stets mit Übeln häufen
Und, wenn es Euch nicht töten kann, nur mehr
Und mehr mit jedem Tag Euch quälen. — „Schön!
Wofür seid Ihr ein Arzt?" ...

Eine weitere Gemeinsamkeit schuf Christianens weibliche Schlauheit; so naiv ihre Briefe klingen, so gut weiß sie sich in Vorteil zu setzen, die Dinge zu drehen, hier Licht, dort Schatten zu geben: sie hat auch ihn zu nehmen gewußt. „Er muß immer bei seinem Eigensinn denken, daß alles nach seinem Kopfe gehe, und ich gebe ihm in allem Recht und habe mich recht bei ihm in Gravität gesetzt", schreibt sie von Meyer, der durch Krankheit unlenksam ist. Manchmal decouvriert sie sich, dann erzählt sie ihre „Listen" und wie sie sich bald hinter den einen, bald hinter den andern steckte, um zum Ziel zu gelangen. Wie sie in vielem, nur nicht gegen sich selbst, resolut und energisch war, so ist ihre derbe Unbeirrtheit dem schwer zum Ent=

schluß kommenden Goethe oft eine Hilfe gewesen. In den Theateraffären war sie ihm, wie wir wissen, von großem Nutzen; daß sie nach Art solcher Naturen einen starken Hang zur Protektionswirtschaft zeigte, ist bekannt. Goethe war darin nicht mehr so feinfühlig wie einst. Bei Frau von Stein hatte er erkannt: „O weh der Lüge! sie befreiet nicht“ und so weiter, bei Christianen begreift er: „Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen“, und macht sich dies Vermögen zunutze. Er verdankt ihrer Kunst, auszureden und einzureden, aufzuwiegeln und abzuwiegeln, in vielen der zahllosen Theaterzänkereien und Klatschereien, auch in allerlei andern Unannehmlichkeiten (zum Beispiel einem Verhältnis Riemers mit einer verheirateten Frau der Nachbarschaft) in der Tat manche Erleichterungen. Einen Beweis ihrer Art, in solchen Dingen vorzugehen, bildet ihr Briefwechsel mit August, dem sie eine Jugendliebe, die Tochter eines Finanzrats Schumann, die er von Kind auf kennt, verleiden will. Es ist nicht erquicklich, zu lesen, wie gehässig sie bei dem Mädchen alles, was man ihr selber vorwerfen kann, ans Licht zerrt und das tadelt, was zu tadeln sie angesichts ihrer eigenen Aufführung als alternde Frau an dem jungen Mädchen zu tadeln billig Anstand nehmen sollte.

Klug ist sie auch in der wohl erwogenen Darstellung ihres Auftretens; wo sie nicht auf seine männlichen Instinkte spekuliert, tut sie es auf sein Ehrgefühl und erzählt, wieviel „Ehrenbezeugungen“ sie und ihre Gesellschaft erhalten hätten, welches „Auf-

sehen" sie mache und wie „neidig" man auf sie sei, auch daß ihr die Unterhaltung itzo gut vom Munde gehe und wie sie sich bei den Herren in Respekt gesetzt, so daß die Mamsell Probstin — Ehrendame und Freundin der toten Corona — sich über sie gewundert, auch gefreut habe. Dann lobt er sie für „kluges und zierliches Betragen". Bei einer Eröffnung des Lauchstädter Badetheaters gibt man seine Einführung „Was wir bringen", man macht ihm eine Ovation, wie sonst so häufig Schillern, die Studenten rufen: „Es lebe der größte Meister der Kunst, Goethe!" Er bleibt hinten in der Loge und reagiert nicht, aber „ich stand auf und er mußte vor und sich bedanken". So „treibt" sie ihn auch nach seinem eigenen Wort nach Erfurt, und ihre Freude über die Sterne und Bänder der fremdherrlichen Orden, zumal der Ehrenlegion, die Frau von Stein als so unwürdig an ihm empfindet, ist unendlich.

Sicher hat sie mit ihrer „guten Laune", wie sie ihre natürliche Heiterkeit nennt, auch viel Freude gebracht, ein großer Lyriker unserer Tage drückt das in einem ähnlichen Verhältnis schön aus, wie alles was ihn verstimmt, bedrückt, reizt, verflogen sei,

„Wenn sich deine Tauben zeigten, die weißen Tauben deiner Fröhlichkeit —"

Auch mancher Zug ist menschlich schön, bei Schillers Tod fängt sie zu weinen an, als Goethe sie nach dem Befinden des Freundes fragt, auch durch ihre kindlich wichtigen Fürsprachen, die sie nicht ungeschmeichelt für verschiedene Bittsteller tut, schimmert viel Gut-

herzigkeit durch, wenn auch billige, wie alles an ihr billig ist.

Ein trüber Zug ist ihre Haltung gegen August.

Von vornherein war die Stellung des Jungen eine schiefe. „Er sieht traurig aus, als wenn er schon des Lebens Trug erfahren," urteilte Frau von Stein von ihm, die ihn zärtlich liebte und an Goethe schrieb: „Sie müssen's meinem Herzen recht natürlich finden, daß ich Ihr Kind so lieb haben muß." Das Kind stand von vornherein zwischen zwei Sphären, der einen wie der andern zugehörig, Hinterhaus und Vorderhaus in des Wortes ursprünglichster Bedeutung. Karlchen Schillers Mutter war eine Frau Mama, man nannte sie Frau Hofrätin oder gnädige Frau und küßte ihr die Hand, zu Augusts Mutter sagte Karlchen „gute Damela", und der Onkel Vulpius schrieb an den Vater in der dritten Person, nannte ihn Eure Exzellenz und sich seinen gehorsamsten Diener. Auf den Bällen, wo die Mutter tanzte, waren wohl vornehme Herren, aber keine der vornehmen Damen, mit deren Kindern er verkehrte, setzte den Fuß dorthin, keine trug ihm ein Kompliment an seine Mutter auf. Die Mutter war zärtlich, auf jede ihrer Lustpartien wird „das Kind" mitgeschleppt und zweifellos als ein Sohn vom Herrn Geheimen Rat von Goethe mit Stolz von Schwester und Tante präsentiert; sehr früh schon tanzt er mit — „Sie werden nicht unwillig sein," schreibt er dem Vater darüber — und bekommt Durst von der heißen staubigen Luft, Frau von Stein kann ihn bei sich kaum vom Wein abhalten. Die Mutter gibt ihm gern von ihrem Leibgetränk;

„an was ich mich und das Bübchen erhole, ist der Wein“ heißt es auf der Frankfurter Reise, sie selbst trinkt viel und gern, ist nicht sinnlos betrunken, aber ihre Haltung wird aufgelöst, er sieht die Menschen zischeln und lachen. —

Auch kleine Äußerlichkeiten brechen durch, eines Tages steht August bei Frau von Stein am Fenstertritt. Sie sucht im gestrickten Beutelchen und schenkt ihm „ein neu Stück Geld“. Sein Gesichtchen verklärt sich, und er drückt die Münze an seine kleinen frischen Lippen. Der Frau kommen die Tränen: so, mit dieser Bewegung hat der Vater in alten Zeiten, was ihn freute, an seinen Mund gedrückt. Sie gibt ihm ein zweites Stück, sein Ausdruck wird anders, seine Augen bekommen einen anderen Blick, und er ruft: „Alle Wetter!“ Das war nicht mehr der Vater, der aus ihm sprach.

Goethe nimmt ihn dann mit sich, um sich ungestört mit ihm zu beschäftigen. Fünf Kinder waren lebensunfähig; inwieweit der übertriebene Weingenuß der Mutter und ihre Tanzwut, der sie ohne jede Rücksicht auf die werdenden Leben frönt, Anteil daran haben, ist schwer zu beurteilen. Man hat sich nicht gescheut, diese traurigen Dinge auf Goethe abzuwälzen, indes hat auf die Ausführungen Professor Freuds über die Art von Goethes Leipziger Erkrankung Professor Fränkel in der Zeitschrift für Tuberkulose nachgewiesen, daß das Leiden tuberkulöser Art war und wie es ausgeheilt ist. Nehmen wir immerhin an, Goethe sei vom Vater her erblich belastet, so sind doch Korneliens Kinder gesund bei gesunder Deszen-

denz, und was die Sterilität des Genius anlangt, so gedeihen Schillers und Herders Familien noch heut wie die Luthers und Bismarcks.

Dies einzige ihm bleibende Kind liebte er mit Leidenschaft; es ist rührend, wie er sich mit ihm beschäftigt, für ihn sorgt, mit ihm spielt, ihm einen Kopf mit feurigen Augen aus einem Kürbis macht, ihm Sammlungen anlegt, ihn auf Reisen mitnimmt. Leider machen, wie schon zutage getreten ist, die Eifersucht und der Egoismus der Mutter manches zunichte. Von jener mütterlichen Demut, die glücklich ist, zurückzutreten zu des Kindes Bestem, ist nichts in ihrer flachen Natur; gleich werden Schwierigkeiten getürmt, dem dreizehnjährigen Jungen wird für die wenigen Stunden Fahrt nach Jena „Begleitung" mitgegeben, „denn so ein Kind, ganz allein im Wagen, schläft ein und könnte zum Wagen rausfallen und man könnte unglücklich sein", oder „Es ist mir, als könnte ich den Gustel gar nicht allein zu dir gehen lassen", oder sie wird larmoyant, als der Junge einmal gegen ihren Wunsch mit Gelegenheit allein zum Vater fährt: „Denn ich darf mir nicht denken, daß so etwas in einem andern Fall geschehn könnte, wenn er älter wär'. Das könnte mich sonst sehr betrüben. Indes will ich nicht hoffen, daß so etwas auf die Zukunft Einfluß hat, davor ist mir sein gutes Herz Bürge —" hier klingt schon fühlbar Drohung auf, und sie spricht von ihrem „Mutterrecht". Man muß auch glauben, daß sie den Jungen gegen Frau von Stein, die er früher sehr liebte, eingenommen hat; in späteren Jahren geht er immer seltener zu ihr.

Der Vater hat nicht Zeit genug; wenn er Zeit hat, gönnt die Mutter sie einander nicht, wo sie nicht mit dabei sein kann; die Hauslehrer sind jung und unerfahren, die Mutter sieht er auf Reisen die große Dame markieren, die sich Ständchen bringen läßt und Akteure protegiert, fetiert wird als Mätresse des berühmten Goethe und doch keine rechte Achtung genießt; zu Haus ist täglich offene Tafel, es geht hoch her, und dem Tisch mangelt es an nichts Gutem; wollen die Hoheiten zum Vortrag erscheinen, so muß sich der Vater Frau von Steins alten Schach ausborgen, weil von dem zahlreichen Personal des Hauses niemand mit Anstand eine Tasse zu präsentieren versteht, das Haus gellt von Köchinnengezänk, die die Mutter als etwas behandeln, was zwar über, aber doch auch wieder unter ihnen steht — welche Lage für ein Kind und für ein gewecktes Kind, wie es August war! Er ist schon vierzehn Jahre alt, begreift und versteht, seit kurzem darf er, der bis dahin nur gewagt hat, sich August Goethe zu nennen, sich August von Goethe unterschreiben, die Mutter aber ist nach wie vor „das Mensch" des Vaters. Endlich wird der unhaltbare Zustand geendet, und neue Demütigungen beginnen. Als Student beginnt er zu trinken, macht Schulden; die Mutter, die ihm das schimpfliche Laster vererbt hat, vertuscht und hilft heimlich aus, der Vater verzeichnet halb humoristisch, halb grämlich das Interesse des „Juvenil" an dem Bestand des Kellers. Nun kommt die große Zeit, Schillers Söhne, alle seine Freunde drängen zu den Fahnen — sein Vater geht weiter mit dem Orden der Ehrenlegion einher, und sein

Machtwort hält den Sohn zurück: als „einzigen jungen Menschen von Stande“ sieht man Goethes Sohn unter den Blicken ganz Weimars, indes die über fünfzigjährige Mutter inmitten des allgemeinen Jammers als komische und empörende Figur die öffentlichen Tanzereien unsicher macht. Wo soll da Würde gedeihen, Gefühl eigener Ehre, Empfindung für Größe?

* * *

Man darf auch diesen traurigen Dingen nicht aus dem Wege gehen. Auch sie gehören zu den psychologischen Folgeerscheinungen von Goethes Ehe. Es ist merkwürdig, daß noch nie jemand daran gedacht hat, all dies Unerklärliche in Goethes Haltung mit seiner äußeren und inneren Lage in ein Verhältnis zu bringen.

So viel Jahre der dauernden Demütigung, der ständigen Verletzung des Ehrgefühls, der schiefen Situation nach jeder Richtung können auch auf eine Natur von Goethes Größe nicht ohne Einfluß bleiben, allmählich beginnt die kühne und stolze Linie dieses Lebens zu sinken, unter den Einflüssen so erniedrigender Empfindungen. Irgendwie sucht das beleidigte Gefühl nach Reaktion, und um so heftiger, als das richtigste Bewußtsein ihm sagt, wie hoch er in seiner „Unsittlichkeit“ noch immer sittlich über denen steht, die sich anmaßen, seine Richter zu sein, und um so heftiger andererseits, als er die Richtigkeit der schweigenden Kritik der Ebenbürtigen anerkennen muß. Keine Worte können diese Dinge so faßlich machen wie die Linie, die von Tischbeins Campagnabild, von der

apollinisch strahlenden Büste Trippels, über das Lipssche Bild hinweg zu dem Meyerschen Goethe führt. Dort der göttlich Befreite, „pythontötend" über der Schlange Stehende, bei Lips der unerbittliche Trotz eines vor allen auf seinem Wege Beharrenden, und nun endlich der tragisch Gebundene, der Gefangene alltäglichen Loses, sinnlich Gefesselte.

„Neigung besiegen ist schwer, gesellet sich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählich zu ihr — unüberwindlich ist sie."

Gewohnheit.

Schiller, der wie keiner die Lage kannte, spricht von Goethes „elenden häuslichen Verhältnissen". Er fährt fort, daß sie aber niemand schädigen als ihn selbst und daß sie mit einer sehr edlen Seite seines Charakters zusammenhingen. Er hat es also gefühlt, daß es nicht nur Gewohnheit, nicht nur Sinnlichkeit war, was Goethe an Christianen festhalten ließ.

In wunderlicher Verkehrung spricht man dagegen von der „Treue", mit der Christiane bei Goethe „ausgehalten" habe. Es war für eine Frau ihrer Art doch wohl nichts Unüberwindliches, in Glück und Wohlleben bei einem Mann von der unendlichen Güte Goethes „auszuhalten".

Der, der neben einer großen geistigen Anspannung noch ein Übermaß von Geduld und Güte an seine Nächsten verbrauchen muß, wird nach außen vielleicht weniger Liebenswürdigkeit übrig haben als jemand, der seine üble Laune im Schoße der Familie los wird. Alles, was Goethe in diesen Jahren ärgert, irritiert, ihn kränkt, ihn zerrt und nagt, muß irgendwo hinaus — wie hart ist er gegen Schiller, wie seiner eigensten

Vornehmheit unwert die Art, in der er mit der abgehetzten Karoline Herder, mit der greisen Rätin Kotzebue umspringt! Die vorwurfsvollen Zeilen an Frau von Stein vom März 1808, die schon angeführt sind, fallen gleichfalls in dies Gebiet; in diesen Jahren ist eine Verletzlichkeit und Gereiztheit in ihm, die man mit Schmerz betrachtet, weil sie das Zeichen einer wundgeriebenen Seele sind. Ganz fremden Persönlichkeiten gegenüber, die nichts von den Weimarer Zuständen wissen, ist er dagegen viel unbefangener und heiterer; indes zeigt sich doch auch wieder eine innige Sehnsucht, mit den Freunden seiner Jugend auf gutem Fuß zu bleiben oder wieder auf ihn zu kommen; er harrt „ungeduldig“ auf ein Wiedersehen, sehnt sich, Frau von Steins Gedanken über ein neues Werk mündlich zu vernehmen, ein günstiger Totaleindruck macht ihn „glücklich“, wieder werden Urteile über Bücher ausgetauscht, ein Ton kindlichen Zutrauens wie in alten Zeiten klingt in den Briefen des Sechzigjährigen an die fast Siebzigjährige auf, wenn er berichtet, ihm sei „wie einer magischen Auster, über die seltsame Wellen weggehn“, oder bekennt, daß er „ein bißchen stumpf“ sei. Das Vermögen, sich herzlich mitzuteilen, aus sich herauszugehen, schon in jungen Jahren ihm nicht immer gegeben, ging ihm nun mehr und mehr verloren, ohne daß doch sein Empfinden vereiste: während die Freundin klagt, daß er beim Tod von Fritzens Frau wenig Teilnahme zeige, gedenkt er gegen Christiane mit herzlichem Mitgefühl des einst Geliebten, der „seine schöne, junge Frau“ verloren habe.

„Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen dich," schreibt er, als Christiane schon ein Jahr die Seine ist, an Frau von Stein, „das von jeher unbegrenzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern." Das Wort ist prophetisch.

Schon zu Anfang des Zusammenlebens hat er die herrliche Unbefangenheit, das göttlich-bescheidene Gefühl seiner selbst, das ihn einst wünschen ließ, die Götter möchten ihm lieber die Strecke verkürzen als ihn „lausig hinkriechen lassen", so furchtbar verloren, daß er jenen Aufsatz über Anmut und Würde — auf Spitzen hin liest. Dabei war Schiller in keiner Hinsicht sein Feind, vielmehr von ihm abhängig, auf ihn angewiesen, sich sehnend nach ihm. „Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten." Es sind die Worte von den „Dichtergenien, die früher berühmt werden, als sie mündig sind," und die, wenn ihr kurzer Frühling vorbei ist, statt der gehofften Früchte „schwammige und verkrüppelte Geburten, die ein mißleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte," hervorbringen. Wie krank das Selbstgefühl eines Goethe, um sich hierdurch getroffen zu fühlen, wie erniedrigt auch der äußere Mensch, der die „falsche Würde in den Kabinetten der Minister" auf sich bezieht oder jene Stelle von der „Gravität, die verschlossen und mysteriös wird und sorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge bewacht; alle ihre Gesichtsmuskeln sind angespannt, aller wahre natürliche Ausdruck verschwindet, und der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief!"

Zu den Vorwürfen Frau von Steins, die Goethe nach seiner Rückkehr von Italien am empfindlichsten waren, gehörte vor allem ihre Kritik seines Ausdrucks, seiner Bewegungen, seiner „Art zu sein", durch die sie ihn immer „mal à son aise setzte".

Dann verschärft dieser unglückliche Zustand des Dicker- und dadurch Häßlichwerdens das psychische Unbehagen nach außen, die steigende geistige Vereinsamung und Unfruchtbarkeit tritt hinzu, selbst das rettende Verhältnis zu Schiller ist voll von verschwiegenen Wermutstropfen, uneingestandenen Demütigungen; für sein einziges Kind muß er von der Freundin, die er um seinetwillen verlassen hat, Erziehung zu edlem Betragen erbitten — „mein armer Junge!" Welche Welt von Schmerz und Geständnis in dem kargen Wort. Zudem ahnen wir ja nichts von dem, was dies Empfinden noch außerdem alles — sicher ahnungslos und unschuldig — in Christianens Art zu sein beleidigte.

Ich glaube, daß auch der viel verteidigte, viel angefochtene Anstoß zu den Xenien diesem wundgestoßenen Selbstgefühl seinen Ursprung schuldet. *Wir* fassen dies alles literarhistorisch auf; *damals* gab es Wunden, die bis auf die Knochen gingen, und der getretene Quark wurde doch nur breit und nicht stark. Dann stirbt Schiller, Herder war schon tot, auch zu ihm kam Goethe nie, „ohne seiner Anmut sich zu erfreuen, ging nicht von ihm, ohne sich verletzt zu fühlen", seit jenem nicht sehr geschmackvollen aber harmlosen bon mot über August, den natürlichen Sohn, und die Natürliche Tochter hatte er ihn nicht

wiedergesehen — und wie er begraben wurde, neidete er ihm die Ruhe; auch Wieland starb. Der Herzog zog in Welthändeln auf Abenteuer, zwischen Frau von Stein und ihm stand das Gespenst alter Zeiten, seine Tage waren bitter. Für die Einführung seiner Frau, nicht in die „Gesellschaft“, nur unter die freier gesinnten Gebildeten, muß er hinter einer fremden Durchschnittsnatur herlaufen, eine Verdrießlichkeit reicht der andern die Hand, Goethes unsterbliche Feder setzt Pro memoria auf zwecks Bestrafung widerspenstiger und aufhetzerischer Köchinnen, seine Argumente schwellen seitenlang; die Augsburger Allgemeine, das Organ für ganz Süddeutschland und Blatt seines langjährigen Verlegers, bringt in einer mitdurchgeschlüpften Korrespondenz eine mokante Bemerkung über Mamsell Vulpius' Hochzeit und ihr Glück, in einem Moment zu gewinnen, wo alle andern verlieren, daneben einige Seitenhiebe auf den „Romanfabrikanten“ Vulpius und seine und seiner Frau traurige Kriegsschicksale, die er, so wenig diskutierbar sie waren, mit einer gewissen Lust zum Gegenstand dramatisch bewegter mündlicher Berichte machte. —

Der Entwurf von Goethes Beschwerdeschreiben an den Verlag ist erhalten, es ist der schärfste und auch sachlich ungerechteste Brief, den Goethe je an einen Menschen, außer Klopstock und vielleicht Lavater, geschrieben hat, und er galt nicht nur dem bewährten Geschäfts-, auch dem persönlichen Freund, in dessen Haus er als Reisender die zarteste Güte, wie er selbst rühmt, genossen hatte. Er hat ihn dann nicht ab-

geschickt, sondern eine bedeutend mildere Form gewählt; man kann nicht umhin zu glauben, der erste Entwurf sei geschrieben worden, um den Zorn der empörten Schwester des „Romanfabrikanten“ — was war der gute Vulpius denn eigentlich anders? — zu beschwichtigen. Sie fand freilich die Verse des Bruders „wirklich hübsch“, und man hat keinen Anlaß zu glauben, daß sie einen Unterschied zwischen ihnen und Goethes Versen festzustellen vermocht hat.

Doch auch aus diesen Worten des Entwurfes klingt der Ton eines tief verwundeten Herzens: „Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten; soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte, die ich tue, ernsthaft zu nehmen, denn ich habe ein ernstes Leben geführt ...“

Ein ernstes Leben. Was zeugte ernster davon als Goethes Ehe.

In dies Meer von Demütigung hinein kommt Deutschlands Unglück. Der Herzog fordert ihn zum Erfurter Fürstentag, er will sich entschuldigen, Christiane „treibt“ ihn hin. Napoleon befiehlt ihn zu sich, läßt ihn sofort vor, blickt ihn an: „Vous êtes un homme.“

Hebbel hat einmal eine bittere Betrachtung, wie leicht dem Genie der Tat alles gemacht sei: „Hier liegt der Feind. Dort steht der Sieger. Aber die Genien des Geistes ...“

Dies Aber hat auch in Goethe gebrannt.

Bezirke des Geistes, Reiche, die nicht von dieser Welt, König des Unsichtbaren ...

Nur Narr. Nur Dichter. Einen andern Genius-verwandten hat es „toll gemacht".

Nun der vor ihm, dem die Könige der Nationen den Schemel küssen, dessen Mutter, die Advokaten-frau, über Kaiserinnen thront, der durch seine Liebe die Dirne eleganter Verkommener neben sich auf den Thron erhebt. —

Und er dagegen, bedeckt von Pfeil' und Schleudern des widrigen Geschicks, weil er versucht hat, Mensch zu sein, menschlich zu handeln. —

Und über alles weg das einzige brennende Gefühl: „Du und ich, wir sind gleiche Flamme ..."

In dieser Stunde besiegt menschliche Bitterkeit alles, was in Goethe für das enge, kleinliche und doch in seiner Grundidee ideale und große Deutschland lebt, er kennt nicht mehr die Ursache, er fühlt nur die Wirkung, und die Wunde schmerzt, schmerzt, schmerzt. —

Dies muß man erwägen, wenn man traurig wird über den Stolz, mit dem der größte geistige Mensch Deutschlands das Zeichen des Zwingherrn trägt, über allerlei höfische Liebedienerei gegen Hohe und Höchste, zu deren Illustration die — sicher apokryphe, aber bezeichnende — Beethovenanekdote entstanden ist, die Freude über Orden und Dosen, die — es muß gesagt sein — Eitelkeit, mit der sich der „Adler", wie eine Zeitgenossin „mit zerreißendem Gefühl" schreibt, „im Staube brüstet". Er, der sich einst, als ihm der Adel wird, „dabei nichts denken kann", „so wunderbar ist er geschaffen".

Auch hier heißt es wie bei Christianen: „O, das

gefällt mir nimmermehr und deutet auf eine schwere Irrung der Natur."

Und auf ein krankes Herz.

Bedarf es nun noch der Erklärung, warum er dem Jammer der Zeit ohne das rechte mitblutende Empfinden gegenübersteht, warum er damals gegen Zelter das Kreuz „das leidige Marterholz, das widerwärtigste unter der Sonne" nennt, warum er 1814 an August, verständnislos für die Gefühle der Umwelt, schreibt: „Wir gehen in unserm Wesen fort, und zu diesem Gehen gehört auch das Schlittenfahren, obgleich andere sich daraus ein Bedenken machen. Die Menschen sind noch ebenso absurd wie 1806, wo ich gar frömmlich aufgefordert wurde, das Schauspiel abzudanken, nach welchem sie vier Wochen später jämmerlich lechzten; da ich nun die Bosheit hatte, die Eröffnung noch vierzehn Tage aufzuschieben, bis sie mich unter Drohungen dazu nötigten. Wir sind mit Asche genug bestreut und brauchen nicht noch gar einen Sack überzuziehen." — Warum er den Sohn nicht in den Befreiungskrieg läßt? Wie die Mutter sich zu einer solchen Absicht gestellt haben würde, ist uns nicht überliefert, es kann aber nach allem kein Zweifel über ihre Haltung obwalten. So geht der schon in seiner Ehre lädierte junge Mensch unter der schweigenden Kritik seiner Mitbürger weiter ins Leben, er wird ein begeisterter Verehrer Napoleons und sammelt Reliquien, etwas in ihm ist gebrochen, das Ende ist Vergessen im Wein. Viele Jahre ist die Lebenslustige schon still, und noch immer geht in stillen Stunden der Einkehr und der Erkenntnis ihr Schatten durchs

Haus und jede Lippe schweigt. Ihr Name wird nie mehr genannt.

Im übrigen wissen wir nicht, was Goethe auch in jenen Jahren schweigend litt und trug, ob ihm wirklich nur so ums Herz war, wie er es Wort haben wollte. Im Jahre 1808, gleich nach Erfurt, kommt er nach Weimar, um die Vorstellung des „César" vorzubereiten, für die kaiserlichen Schauspieler. An einem Vormittag gab er dem Marschall Lannes und dem Minister Maret, die bei ihm einquartiert waren, ein feierliches Frühstück, am Abend dieses Tages ging er in die Ackerwand zu Frau von Stein. Die Schillerin war gerade bei der Steinin, sie hatten den Voltaire vor und vergnügten sich, die französischen Tiraden des César zu parodieren. Goethe tritt schweigend ein, ruft: „Um Gottes willen legt das Buch hin," setzt sich in den hingeschobenen Sessel und versinkt nach kurzer Zeit in einen tiefen Erschöpfungsschlaf, wacht zwischendurch einmal auf und schläft weiter. Die Stein fürchtete, er werde krank, er selbst sprach nur von Übermüdung, als er sich entschuldigte. In diesen Jahren erschien er Charlotten und anderen gelegentlich „gestört".

Es ist wohl so, daß es sich um eine schwere seelische Krise handelte, die sich in dieser Weise löste. Napoleon, Alexander, Luther, wahrscheinlich auch Bismarck hatten solche Schlafzustände in der Zeit schwerer Entscheidungen und Entschließungen; ihre mögliche Verwandtschaft mit epileptischen Krampfzuständen ist Gegenstand noch nicht abgeschlossener wissenschaftlicher Untersuchungen.

* * *

Wie hart der Druck der gesellschaftlichen Zustände auf ihm und der Frau lag, erkennt man daraus, daß er allen Ernstes erwogen hat, Weimar den Rücken zu kehren und in Frankfurt zu wohnen. Wahrscheinlich hat ihn Christiane durch ihre Berichte von der Liebenswürdigkeit der Frankfurter Freunde der Frau Rat dazu bestimmt. Aber schon nach dem Tode der Mutter ward die Haltung gegen sie kühler, obwohl Goethe ihr brieflich die dringendsten Instruktionen gab: „Geh in allem vorsichtig und sachte zu Werk, daß du Freunde erwerbest und erhaltest ..." „Benimm dich in Frankfurt, als wenn du wiederkommen wolltest ..." „Mach es nur mit allen Menschen recht ...", sage allen „die besten und verbindlichsten Sachen ..." Sie empfand dann aber selbst, daß Weimar, „obwohl der Zutritt zu Hof ihr nicht gestattet war und wenig Personen ihre Schwelle überschreiten außer den Fremden, die stets begierig sind, das Heiligtum dieses Mannes ohnegleichen kennen zu lernen", immer noch besser war als Frankfurt. Aus seinen Worten: „Viel wert ist mir, daß du schon fühlst, für dich und mich finde sich dort kein Heil" kann man auf seine Erleichterung schließen, des schweren Entschlusses überhoben zu sein. Auch die Gewährung des Bürgerrechts brachte Peinlichkeiten mit sich, und vor allem war es Christianen zuwider — ihr Lebensalter richtig anzugeben. Das war gewiß gut, denn sonst hätte sie vielleicht in der Tat den Mann, der sie nicht entwurzelt zu haben sich rühmen durfte, aus seinem Boden gerissen und ihn um die Früchte seines Lebens gebracht.

Je mehr Goethe unter all diesen Schiefheiten litt,

desto „vernünftiger" mußte ihm letzten Endes die gewisse Dickfelligkeit, mit der Christiane unbekümmert nach echter Plebejermanier ihr Wesen trieb, erscheinen. Auch Frau Rats Lebensphilosophie lief, da sie „in keinen Stücken eine Heldin war", zuletzt darauf hinaus, wie „der Hund in der Fabel", von dem Schinken, den er umsonst verteidigt hatte, schließlich „mitzuessen", und so läßt sich sein so wenig der Zeit würdiges Behagen in allen irdischen Bequemlichkeiten in Deutschlands schwersten Jahren vielleicht am ersten plausibel machen. Das Schlittenfahren, aus dem andere sich in den Typhus- und Hungerzeiten, indes großen und kleinen Besitzern das nötigste Spannvieh fehlte, ein „Bedenken" machten, war lange nicht das Bedenklichste in diesem Wesen: „zeige dich nicht zu behäglich, damit sie dir dein Glück nicht übelnehmen", schreibt er dem Sohn. Es war aber wirklich nicht das „Glück", was die Rechtlichen ihm „übelnahmen", sondern die Art, es zu genießen.

Auch hier dürfen wir nicht nach dem, was vor Augen ist, urteilen. Keiner, der in Goethes Wesen eingedrungen ist, leugnet den tiefen, männlich verborgenen Schmerz unter der heiteren Maske. An Christianens Seite hat er empfunden „Wer nie sein Brot mit Tränen aß", „Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen", sein Kind betrachtend, das Lied vom vertriebenen Grafen geschrieben: „Die Bettlerin zeugte dir Bettlergeschlecht — die Kinder, sie hören's nicht gerne."

Auch seinen anscheinend behaglichen Bemerkungen zum Trotz zieht sich doch ein spürbarer Faden andern

Fühlens durch seine Briefe wie ein dünner Faden Bluts durch das Gewässer, der den Ermordeten anzeigt. „Man sollte nicht so lange allein bleiben", Frau von Stein soll ihm 1804 „den trüben Morgen durch ihre Gegenwart erheitern", 1805 erklärte er, sich von der Erde im ökonomischen und ästhetischen Sinn losgesagt zu haben, er spricht von seinem „kümmerlichen Halbdasein"; bei Zelters Anblick fängt er wieder an, „an das Leben zu glauben"; „unüberwindliche Müdigkeit macht ihn zu fast allem untauglich", in Jena fühlt er „den Unterschied gegen vorige Zeiten", oder „es ist alles trümmerhaft gegen vorige Zeiten", und er „stolpert allzu oft über einen Erdhügel, wo, wie man sagt, der Hund begraben liegt —" aus Jena hatte er zahlreiche der glücklichsten Briefe an sie geschrieben, „das Alte ist vergangen und das Neue ist noch nicht worden", „es ist das gemeine Schicksal der Menschen, da aufzuhören, wo man anfangen sollte", „ich habe diese Zeit her ohne Schmerzen gelebt und habe also nach Epikurs Lehre mich über nichts zu beklagen", zu ihrem Geburtstag 1815 begleiten eine süße Sendung die Verse:

„Der ich wie sonst in Sonnenferne
Im Stillen liebe, leide, lerne,"

bei der Übersendung von Grimms Märchen spricht er von „leidigen Hausmärchen", die „die Dämonen" ihm erzählen.

Und wem zerreißt das Bild nicht das Herz, wenn Goethe auf einer Redoute mit Riemer und der Schopenhauer, nachdem der Hof das Fest verlassen hat, in einen Nebenraum tritt, wo seine Frau in

Gesellschaft höchst animierter Damen und Herren „juchzend und quiekend“ sitzt, und „ganz still und betroffen stehen bleibt“. Vielleicht war er, dessen Geist, wie Charlotte Schiller rühmt, wenn er ins Geistige aufsteigen konnte, so „unaussprechlich hoch und klar um sich blickte“, gerade in einer jener erhöhten Stimmungen, in denen die Erde ihm leicht ward, da ruckt es, und er fühlt, erwachend, die Kette an seinem Fuß, das selbstbereitete Los seines Daseins.

Über dieser Ehe wie über manchen andern, in denen wir bedeutende Männer in der Abhängigkeit von einer niedern Natur sehen, kann das schmerzvolle und erhellende Wort Nietzsches stehen: „Ach, was weiß der von Liebe, der nicht schon verachten mußte, was er liebte!“ und wenn Goethe, nachdem Christiane einsam und verlassen gestorben war, die Zeilen schreibt: „Leere und Totenstille in und außer mir“, die er später in den Versen weiter ausführt:

> Du versuchst, o Sonne, vergebens,
> Durch die düstren Wolken zu scheinen!
> Der ganze Gewinn meines Lebens
> Ist, ihren Verlust zu beweinen —

so hat er Recht: allen Gewinn seines großen Lebens hat er an sie gesetzt, die — ein Verlust war.

Alles um Liebe.

Ausklang und Ende

Man sagt, obwohl die Verse die Bezeichnung „Wiesbaden, 31. Juli 1814" tragen, in der Nacht, als Christiane gestorben war, einsam wachend bei ihrer aufgebahrten Leiche und einen Falter betrachtend, der durch die laue Juniluft taumelnd die Lichte, die der Toten leuchteten, umkreiste, sei ihm jenes tiefste Gedicht „Selige Sehnsucht" gekommen.

Die Version, so schön für das Geborenwerden des brunnentiefen Gedichtes, ist nicht stichhaltig; Goethe war den ganzen Todestag über krank und bettlägrig, und die Tote wurde bereits nachts um zwölf in die Leichenhalle gebracht. Man müßte denn die letzten Augenblicke des Abschieds annehmen, indes wissen wir ja nicht einmal, ob Goethe in diesem Fall seinen Schauder, einen Toten zu sehen, überwunden hat.

Das Gedicht hat wohl alle Voraussetzungen, die Schöpfung einer fremd erhellten Stunde des Dunkels zu sein.

> Das Lebend'ge will ich preisen,
> Das nach Flammentod sich sehnet.
>
> Nicht mehr bleibest du umfangen
> In der Finsternis Beschattung,
> Und dich reißet neu Verlangen
> Auf zu höherer Begattung.
>
> Keine Ferne macht dich schwierig,
> Kommst geflogen und gebannt,

Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt ...

Man kann es so gut denken, die warme Nacht, und die Lichte flackern, wehende Flamme über den stillen Zügen der Ewiglauten, die nun auf dem letzten Lager ruht; die sterbenden Blumen duften, von fern verworrener Lärm durch die tiefe Stille, denn heut war das jungvermählte Prinz Bernhardsche Paar eingezogen, vom hohen schwarzen Himmel her die Sterne in den matten Schein um den Sarg und auf Goethes Haupt — und dazwischen dies weiche, willenlos gezogene, kreisende Schweben um das Licht, lautloser Zug dunkler Flügel, dann dies leise Knistern, Zucken, Niederfallen —

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet —

Jetzt redet die Nacht, spricht der Tod, sprengt gebundener Geist die Ketten, wandelt träumend gestirnte Bahn, sinnt, die Stirn in der Hand, nach über die Rätsel des Daseins, die Verwandlungen des Lebens, den bedingenden Drang, der uns durch die Gestalten vorwärts drängt zu unbekannten Zielen.

Zog nicht auch ihn ein neu Verlangen auf zu höherer Begattung, trieb ihn der läuternden Flamme entgegen, sengte ihm die Schwingen, daß er niedersank in den Staub ...

Und würde ihn wieder aufwärts ziehen, zu neuen Ufern neuer Tag ihn locken — durch wie viel Leben, wie viel Gestalten?

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet.

* * *

Als Christiane viele Jahre tot war und Augusts traurige Entwicklung immer sichtbarer ward, kam Goethe oft der Gedanke an die Zeiten seiner Jugend, als er mit der Geliebten seiner Seele Raynals „Histoire philosophique des Indes“ las — der gelehrte Abbé war damals selbst in Weimar, auch der Philologe Villoison; eben hatte Carvelle den kleinen Fritz gezeichnet, und Villoison schrieb ihm darunter:

Matrem cum puero voluissem pingere: Amori
Tunc primum in terris juncta Minerva foret —

Schon damals war soviel bittere Ahnung in ihr, ein Gleichnis ergriff sie beide mit gleicher Heftigkeit, sie bezog es auf sich und nannte sich eine Paria Gottes — später fühlten sie beide, auf was es weissagend ging. Es war die Sage von der Frau des Brahmanen, die der Gatte wegen einer Gedankensünde tötet, deren Haupt der Sohn, die Unschuldige zu Leben erweckend, dem Körper einer Dirne aufsetzt.

„Alles was ist, könnte nicht sein, wenn es nicht unendlich wäre,“ hatte er in späteren Zeiten Frau von Stein mit synthetischer Tinte auf ein Blatt geschrieben, unendlich kehrt die Tragik endlicher Naturen in den Gebieten des Geistigen wieder.

Wasser holen geht die reine
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten, fehlerlosen,
Ernstester Gerechtigkeit —

Wo sind sie, er, dem Höchsten nachstrebend und fähig, es zu gewinnen, sie „in abgelebten Zeiten“ seine Schwester oder seine Frau? An welchen Ufern, unter welchen Himmeln hat er schon einmal ihr

Zeichen in Stein gegraben, unter flüsterndem Laub ihrem Gedächtnis den Ruhesitz gerichtet, den der ewige Regen umsprüht, auf den die ewige Sonne lächelt, über dem die Stimmen der Vögel laut wurden wie vor tausend und abertausend Jahren, bis er zerfiel? Alles ist unendlich, endlich unser Glück nur, sagt er in der Pandora ...

> Aber wo ist Krug und Eimer?
> Sie bedarf derselben nicht.
> Sel'gem Herzen, frommen Händen
> Ballt sich die bewegte Welle
> Herrlich zu kristallner Kugel ...

Herrlich dies Bild ihrer Verklärung. Makellose, die Dinge des Lebens in reinen Händen sich formend — die Dinge des Lebens unter ihren frommen Händen sich rundend —

Herrlich, sie anzusehen, wie über ihr die Gestalt vorübergleitet, die Gottes „uranfänglich schönes Denken aus dem ew'gen Busen schuf", wie die Nähe des Genius ihren morgendlich reinen Himmel verschattet, herrlich, dies zarteste Gewissen in seiner Unberührtheit zittern und zucken zu sehen „schuldig, keiner Schuld bewußt" ... „Ob 's Unrecht ist, was ich empfinde —" o alter Klang durch die Jahrzehnte in das Herz des Fünfundsiebzigjährigen —

Die Jahre schwingen um, das Bild wandelt sich, nun ist er es, den „zu prüfen, zu verführen" Brahma „buntem Fittich, schlanken Gliedern" gebeut:

> Denn von oben kommt Verführung,
> Wenn's den Göttern so beliebt.
> Und so soll ich, die Bramane,

Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen, Paria, dieser Erde
Niederziehende Gewalt —

und wieder Umschwung und Wandlung, das Opfer des traurigen Bundes, beiden angehörig, zerrissen von der Anziehung zweier Sphären, die sich in seinem jammervollen Sein ewig suchen, ewig fliehen —

Mich nun hast du ihrem Körper
Eingeimpft auf ew'ge Tage:
Weisen Wollens, wilden Handelns
Werd' ich unter Göttern sein ...

Dazwischen das Bild der Paria, der Frau, die ihm Gattin, die dem unglücklichen Sohn Mutter war, die ihm das Gift ins Blut gab, die unfähig war, ihm vorzuleben, wie er seine Dämonen besiegen möge.

Auch sie ein Geschöpf des ewigen Willens, benachteiligt von unerreichbaren Mächten, geboren und bestimmt, ihr enges Dasein im Kreis des Niedern zu vollenden. — Warum, weshalb?

Und auch aus ihrer überwucherten und erstickten Seele der große, klagende Aufschrei zum höchsten Sitz:

Edel sind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte, das gehört uns,
Und was andre tödlich kennen,
Das alleine, das vermehrt uns.
Mag dies für die Menschen gelten,
Mögen sie uns doch verachten;
Aber du, du sollst uns achten,
Denn du könntest alle schelten —

Das ist die große Perspektive. Ewigkeitsblick.

Wie gern ist man still, wenn man einen solchen zur Ruhe gebracht hat, sagt er einmal.

Wie gern, erschüttert, ist man still, wenn man so lebenverzehrenden Schmerz so zur Ruhe gebracht sieht, wie stumm bleibt man vor der Demut eines Höchsten, die sich selbst und den, der sein Leben fortsetzen sollte, still als Beispiel ewiger und unbestechlicher Gerechtigkeit duldend hinstellt, die auch die „tief Herabgesetzten" als ihr Kind anerkennt, die die Seele, die einst ihre Liebe durch ihn gräßlich gewandelt sah, durch den Schmerz zur Göttin erhoben sieht —

Was er selber leidet, spricht er, männlich, nicht aus.

Was ich denke, was ich fühle —
Ein Geheimnis bleibe das

sagt das Gedicht.

* * *

Er war nun fünfundsiebzig, und sie war fünfundachtzig; die sie voneinander gerissen hatte, lag in ihrem stillen Grabe, dessen nie eine Zeile ihrer Nächsten gedenkt. Seine Seele war jung geblieben wie ihre Seele, „ich bin zu alt für mein Geistiges geworden, das Wesen dieser Welt erdrückt mich", schrieb sie einmal ihrem Fritz. Sie saß und hörte das Vögelchen singen, das er ihr geschenkt, sie ging auch wohl in den Garten, in dessen Zweigen so viel süßes und schweres Erinnern hing, las die verwitternde Inschrift auf ihrem Stein, um den er wilde Stiefmütterchen hatte säen lassen, pflückte ein paar Reseden und wärmte sich in der Sonne; den uralten Wacholder hatte der Sturm umgerissen, doch sein Bild, das Holz des heiligen Stammes hatte er bewahrt, auch ihres Fritz alte zusammengebrochene Hütte wieder aufrichten lassen. Jede

Weihnachten brennt ihr Wachsstöckchen vor ihm, gegen das Ende ihres Lebens nennt sie ihn zum ersten Male gegen Knebel: „der große Goethe“.

Der große Goethe — Ziel und Gebet und Sehnsucht ihres Lebens, ihn groß zu sehen! Am Ende ihrer Tage durfte sie, die Wahrhaftige, sich gestehen: ja, er war groß geworden! Wenn auch nicht in dem Sinn, in dem die heroische Frau den heroischen Mann groß nennt; sein Weg ging andere Bahnen. Seine Größe lag nicht im Aktiven, sondern im Passiven, duldend, ertragend, leidend erwies sich Größe und Kraft seines Wesens. Endlich begriff sie es und begriff, daß ihre Seele nicht umsonst für seine Seele gearbeitet hatte, sie sah die „Pyramide seines Lebens“ getürmt bis an die Wolken, und in ihrem Innersten, verborgen an heiliger Stelle, wußte sie — ihr Herz.

Gewiß hat sie es gefühlt und tief empfunden, daß er trotz allem im Grunde doch derselbe war, den sie geliebt hatte, der ihr in langen Ehejahren so oft unverständlich erschien und um dessen anscheinendes Sinken ihr Herz so schmerzvoll geblutet wie um ihr sinkendes Vaterland. Ja, es war das Vergängliche, was es sich in ihm wohl sein ließ in diesen oder jenen vergänglichen Freuden, es war sein Ewiges, was an der selbstsüchtigen, flachen, opferunfähigen, irdischen Neigung der Erdgeborenen die opferfreudige, selbstverleugnende, blutende Liebe der höheren Natur erwachsen und erstarken ließ, was aus der sinnlichen Neigung des Mannes das tiefe, tragende, göttliche Mitleid mit „dem schwächeren Gefäß“ zum Sprießen bringt. Und so: trotz der äußeren Verzerrungen,

trotz der Auswüchse und Wucherungen entwickelt sich der unzerstörbare Kern dieses Redlichen auch durch alles Unwürdige dieser Dinge adlig empor, der höhere Mensch, überwunden durch das Niedere, steht endlich doch wieder, in Wunden zwar, aber als ein Obsiegender und Überwindender vor ihr, und ihre Tränen, geweint um ihn, stehen emporgeschleudert in die ewigen Höhen, wie er es einst gesagt, als ewig lebendiger Kranz segnender Gestirne um sein Haupt. Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein.

* * *

Es hat viel Tröstliches, diese letzten Laute der Liebe, der nie erstorbenen, zu lesen, ihr zartes Anklopfen, wie sie 1814 seiner politischen Umkehr und Reue Brücken baut: „Es ist mir recht aufgefallen, daß Ihr ‚Hermann‘ schon vor sechzehn Jahren sagt, die Macht sollte gegen die Macht aufstehen, und erst jetzt gehen dem Geschlecht die Augen auf. Möge Ihnen der heutige Sonnenschein recht wohltätig sein,“ — wie sie „vom Geist getrieben“, wie sie sagt, mit ihrem leidenden Kopf, ihren „geblendeten Augen“ Mittel findet, den schwebenden Theaterkonflikt nochmals beizulegen — „ich habe keine Rücksicht als nur Ihre Ruhe —“, wie die Dreiundachtzigjährige sich sorgt, ob er bei einem Besuch unter ihren Orangenbäumen auf ihrer Bank „nicht zu hart gesessen“; schon 1808 liegt wieder eine Blume wie einst, die Zeilen mit ihrem Hauch durchduftend, in ihrem Brief, und aus dem „verehrten Geheimrat“ wird wieder „lieber Goethe“, 1810 schickt er ihr Gänseleberpastete, und indem sie sie genießt,

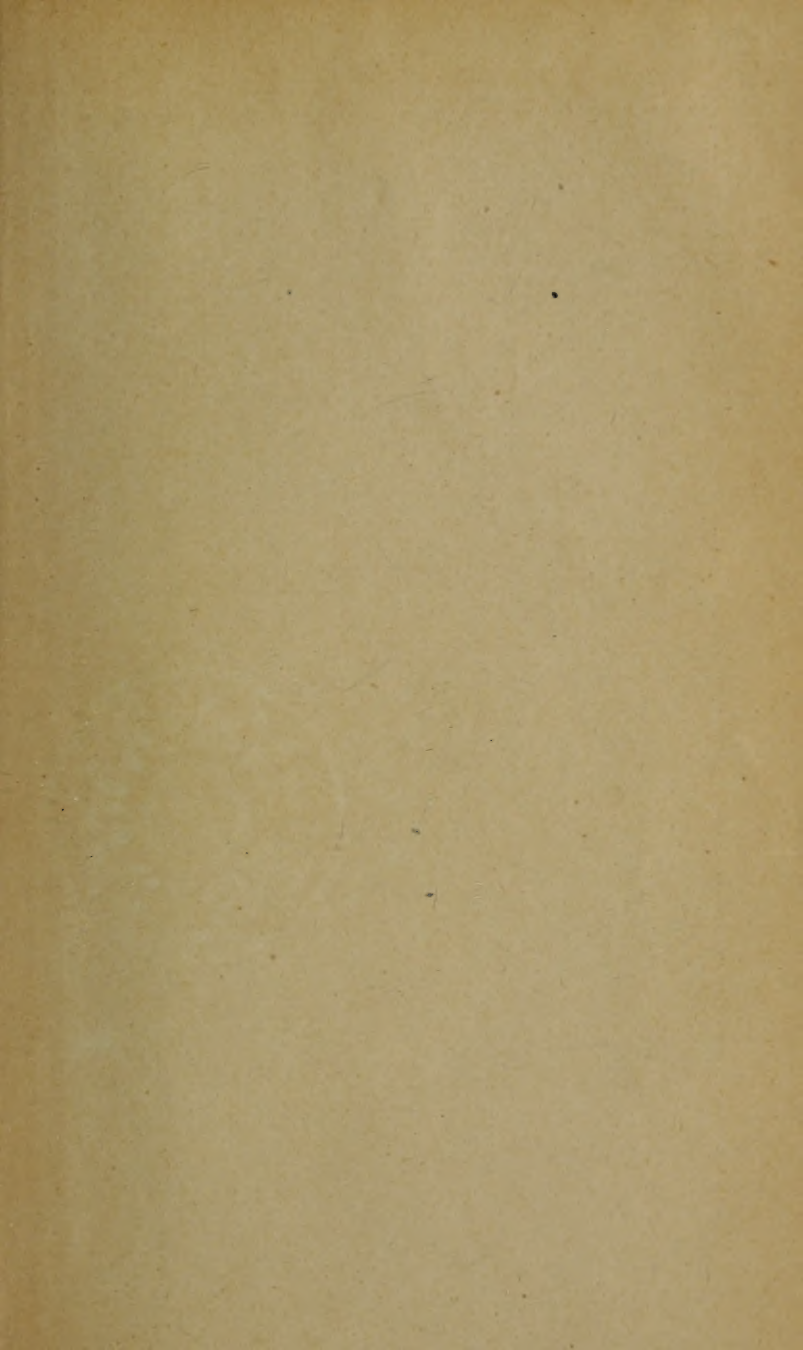
erkennt sie die Form des Näpfchens, die Inschrift des Grundes: „Alles um Liebe“ — vor einem Menschenalter ihm von ihr geschenkt, ein Menschenalter hindurch von ihm, das Zerbrechliche, heilig bewahrt. Seine letzten Zeilen feiern ihre „durch so viele Zeiten sich erhaltende Neigung und Liebe“ als „das allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann. Und so für und für!“ — und einige *ihrer* letzten Zeilen danken für das Medaillonbild, das er ihr durch die Jüngsten seines Blutes gesendet: „Könnte ich Ihnen nun etwas Gutes dafür erweisen! Vielleicht, wenn wir uns in dem großen Weltall wo wiederfinden ...“

So schlingt sich der blühende Kranz und grünt in Ewigkeiten hinüber — wo bebt heut ihre Seele um den Gotterwählten, den sie wieder an die Irdische verlieren wird, durch wie viel Zeiten geht der Passionsweg der Frau von ihrer Art —?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dies alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.



Date Due

ORM 109			

